This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

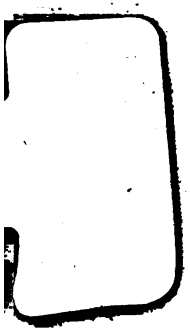
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 00040530 2



Weltreise-Skizzen

Von

Dr. med. A. Lurz
Dresden.

I. Theil: **London und seine Umgebung.**
II. Theil: **Südafrika (Kapstadt, die Buren).**
III. Theil: **Australien (Melbourne etc.).**
IV. Theil: **Australien** (Fortsetzung) **Neu-Seeland, Samoa, Honolulu.**
V. Theil: **Von San Franzisco bis New-York.**

Dresden 1903.
Verlag von Wilhelm Baensch.

Weltreiſe-Skizzen.

Von

Dr. med. A. Lurz

Dresden.

Haurit aquam cribro,
Qui discere vult sine libro.

I. Theil: **London und ſeine Umgebung.**
II. Theil: **Südafrika (Kapſtadt, die Buren).**
III. Theil: **Auſtralien (Melbourne etc.).**
IV. Theil: **Auſtralien** (Fortſetzung), **Neu-Seeland, Samoa, Honolulu.**
V. Theil: **Von San Franzisco bis New-York.**

Dresden 1903

Verlag von Wilhelm Baenſch.

RC

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
399343A
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1928 L

NEW YORK
PUBLIC
LIBRARY

Gewidmet

ſeinem lieben Freunde

Martin Schmidt

in

Melbourne (Auſtralien)

in ſteter Erinnerung.

Der Verfaſſer.

Vorwort.

Die folgenden Reiseskizzen sind theilweise das Ergebniß der Erinnerungen an einen langjährigen Aufenthalt im Auslande, theilweise aber auch das Resultat von Notizen, welche ich auf meiner zweimaligen Reise um die Welt niedergeschrieben und gesammelt habe.

Von der Erkenntniß ausgehend, daß alle Reisebeschreibungen, welche sich ausschließlich oder doch vornehmlich mit der Skizzirung von Ländern und Gegenden befassen, auf den Leser mit der Zeit ermüdend wirken, habe ich es mir nicht nur zur Aufgabe gemacht, auf die Schilderung von Charakter, Sitten und Gebräuchen der betreffenden Völker, die ich besuchte, besonderes Gewicht zu legen, sondern ich habe auch gewagt, da, wo ich es für angezeigt hielt, allgemeine Betrachtungen und vergleichende Bemerkungen einzuflechten, welche sich auf meine engere Heimath und jene europäischen Großstädte (London, Paris, Berlin, Wien ꝛc.) beziehen, in denen ich mich wiederholt längere Zeit aufhielt, theils um mich daselbst meinem medizinischen Spezialstudium zu widmen, theils aber auch, um die betreffenden Städte in ihrer Eigenart näher kennen zu lernen. Die daraus sich ergebenden mannigfachen Abschweifungen von meinem ursprünglichen Reisethema werden sonach, wie ich hoffe, die volle Nachsicht und Billigung seitens des freundlichen Lesers finden.

Dresden 1903.
Pragerstraße 36.

Dr. med. A. Lurz.

Weltreise-Skizzen

Von

Dr. med. A. Lurz
Dresden.

I. Theil: **London und seine Umgebung.**
II. Theil: **Südafrika (Kapstadt, die Buren).**
III. Theil: **Australien (Melbourne etc.).**
IV. Theil: **Australien** (Fortsetzung) **Neu-Seeland, Samoa, Honolulu.**
V. Theil: **Von San Franzisco bis New-York.**

Dresden 1903.
Verlag von Wilhelm Baensch.

Weltreiſe-Skizzen.

Von

Dr. med. A. Lurz

Dresden.

Haurit aquam cribro,
Qui discere vult sine libro.

I. Theil: **London und ſeine Umgebung.**
II. Theil: **Südafrika (Kapſtadt, die Buren).**
III. Theil: **Auſtralien (Melbourne etc.).**
IV. Theil: **Auſtralien** (Fortſetzung), **Neu-Seeland, Samoa, Honolulu.**
V. Theil: **Von San Franzisco bis New-York.**

Dresden 1903

Verlag von Wilhelm Baenſch.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
399343A
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1928 L

NEW YORK
PUBLIC
LIBRARY

Gewidmet

ſeinem lieben Freunde

Martin Schmidt

in

Melbourne (Auſtralien)

in ſteter Erinnerung.

Der Verfaſſer.

zeichnungen und Kupferstichen, Sammlungen aus der Naturgeschichte, ein botanisches und zoologisches Museum ꝛc.

Nicht weniger interessant wie das „Britische“ ist das „South Kensington“ und das „Indische Museum“, welches am leichtesten mit der Metropolitan Railway (der unterirdischen Stadtbahn) erreicht wird, und welches gleichfalls einen vollen Tag zur Besichtigung in Anspruch nimmt. Es enthält zahlreiche Werke der Bildhauerei und Baukunst, unter denen sich auch eine Kopie der berühmten Trajanssäule in Rom befindet; ferner eine Gemäldesammlung, ein Alterthumsmuseum und eine Unzahl moderner Gegenstände, wie Schiffsmodelle, Handfeuerwaffen, Geschütze u. s. f.

II.

Imperial Institute — Hydepark — National Gallery — St. Pauls-Kathedrale — Westminster-Palast ꝛc.

„Wenn Jemand eine Reise thut,
So kann er was erzählen."
Claudius.

Das „Naturwissenschaftliche Museum", mit dem wir am dritten Tage unseres Aufenthaltes in London fortfahren, liegt ganz in der Nähe des South Kensington Museums. Es enthält großartige mineralogische, botanische und zoologische Sammlungen. Von da lenken wir unsere Schritte nach dem nördlich vom Kensington-Museum gelegenen „Imperial Institute", welches für die permanente Ausstellung kolonialer Erzeugnisse eingerichtet wurde, um nach dessen Besichtigung die naheliegende „König Albert-Halle" zu betreten, einen imposanten Rundbau mit prächtigem, 8000 Personen fassenden Saale, der für die Abhaltung größerer Konzerte und Ausstellungszwecke bestimmt ist. Nach Verlassen dieses Gebäudes überschreiten wir die Kensington Road und befinden uns nun in den vornehmen „Kensington Gardens" direkt vor dem „Albert Memorial", einem herrlichen, mit reicher Goldverzierung ausgestatteten, zum Andenken an den verstorbenen Prinz-Gemahl Albert errichteten Denkmal, das unsere Bewunderung in vollstem Maße in Anspruch nimmt. Von hier aus schlagen wir dann die westliche Richtung ein, um den „Broad Walk" (breiten Weg) zu erreichen, gehen an der Front des Kensington-Palastes entlang, während wir gleichzeitig unsere Augen an dem frischen Grün der Rasen und an den herrlichen Baumalleen zur Rechten weiden, und biegen, an der nördlichen Seite des Parkes angekommen, nach rechts ein, um den Hydepark zu gewinnen, den Sammelort der vornehmen Welt und Tummelplatz des gewöhnlichen Publikums,

der übrigens mehr durch seine geräumige Ausdehnung als durch Schönheit imponirt. Es dürfte sich der Mühe lohnen, hier den Rest des Nachmittags zu verbringen, um das Treiben des Londoner Volkes zu beobachten und den in den Nachmittagsstunden daselbst stattfindenden Konzerten beizuwohnen.

Den folgenden (vierten) Tag beginnen wir zweckmäßig mit der Besichtigung der „National Gallery", der vornehmsten Repräsentantin der englischen Bildergalerien, mit ihrem Anhängsel, der „Nationalen Portrait-Galerie". Die erstere enthält, wie schon ihr Name andeutet, vorzüglich Werke der großen englischen Meister, aber auch solche der italienischen, französischen, holländischen und vlämischen Schule. Die Portraitsgalerie enthält meist Bildnisse hervorragender englischer Staatsmänner und Würdenträger der neueren Zeit.

Nach dem Verlassen der „National Gallery" verweilen wir kurze Zeit auf der nördlichen Terrasse des „Trafalgar Square", des schönsten und vornehmsten Platzes der Kapitale und des Mittelpunktes für den Fremdenverkehr, vergessen nicht, uns an den mächtig emporschießenden Strahlen und dem anheimelnden Plätschern des herabfallenden Wassers der beiden ungeheuren Fontainen, welche ihn schmücken, zu ergötzen, und schreiten dann zur Besichtigung der am südlichen Ende des Platzes aus massivem Granit errichteten, 44 Meter hohen Denksäule, geweiht dem Andenken des ruhmreichen englischen Admirals Nelson, des Vernichters der vereinigten französischen und spanischen Flotte in der Seeschlacht bei Trafalgar. Von da wenden wir uns, die Cockspur-Straße kreuzend, schräg gegenüber nach der „Pall Mall", einer Straße, welche die vornehmsten Klubhäuser der Metropole in sich schließt, durchschreiten dieselbe, passiren das „Marlborough House", den Wohnsitz des früheren Prinzen von Wales und jetzigen Königs von England, und durchwandern den Hof des „St. James Palastes", des offiziellen Sitzes der englischen Regierung, um auf diese Weise die „Mall" zu erreichen, eine breite Alleestraße, welche nach dem „Buckingham Palace", der Stadtresidenz der verewigten Königin Victoria, hinführt. Von hier aus lenken wir unsere Schritte nach dem herrlichen „St. James Park", dem angenehmsten Aufenthaltsort für den ermüdeten Fremden oder Londoner Spazier- und Müßiggänger. Nachdem wir hier ein bischen aus-

geruht und einen Blick auf die in der Nähe sich befindenden imposanten Bauten geworfen, kehren wir wieder zurück und suchen über den „Constitutionshügel“ die Hydepark-Ecke zu gewinnen; von hier aus begeben wir uns dann durch „Piccadilly“, eine der ersten und schönsten Verkehrsadern, nach „Regent Street“, der feinsten Geschäftsstraße der Hauptstadt, um dann durch die bedeutende „Oxford Street“ wieder in unsere Wohnung zurückzukehren.

In London gewesen zu sein, ohne seine größte Kirche, die „St. Pauls-Kathedrale“ besichtigt zu haben, würde fast ebenso unverzeihlich sein, als in Rom sich aufgehalten zu haben ohne „St. Peter“, dessen Gegenstück sie ist, einen Besuch abgestattet zu haben. Wir beginnen deshalb den folgenden Tag mit der Inaugenscheinnahme der Kathedrale, welche das imposanteste und weithin sichtbarste Gebäude der Riesenstadt ist. Die Kirche, über welche sich eine mächtige Kuppel erhebt, enthält viele Statuen berühmter englischer Heerführer und Staatsmänner, sowie in ihrer Krypta die Sarkophage des unsterblichen Wellington und Nelsons. Nach Besichtigung der Kathedrale passiren wir Ludgate Hill, Fleetstreet und Strand, alles wichtige Verkehrsadern der Großstadt, wandern dann auf dem Victoria Embankment am Ufer der Themse entlang, von wo aus wir einen Begriff von der Großartigkeit mancher Stadttheile Londons bekommen, würdigen im Vorbeigehen den Obelisken, die „Nadel der Cleopatra“, eines Blickes, und kommen so allmählich vor das Parlamentsgebäude zu stehen, einen grandiosen Längsbau mit mächtigen Thürmen. Das zum Theil mit verschwenderischer Pracht ausgestattete Innere desselben, wie das „Haus der Gemeinen“, noch mehr aber das „Haus der Lords“, woselbst die Abkömmlinge der ältesten, reichsten und stolzesten Geschlechter Englands tagen, kann nicht verfehlen, bei dem Beschauer einen tiefen und überwältigenden Eindruck hervorzubringen. Dem Parlamentsgebäude schräg gegenüber befindet sich die „Westminster Abtei“, die schönste Kirche Londons, der Krönungsplatz englischer Könige und Königinnen seit 800 Jahren, die Grabstätte englischer Fürstengeschlechter und gleichzeitig eine Art Ruhmeshalle hervorragender Staatsmänner und Feldherren.

Wir schlagen nun von hier aus, den Westminsterplatz überschreitend, die Richtung nach der White-Hall-Straße ein und passiren nach und nach den zur Linken stehenden Gebäude-

Komplex der verschiedenen Ministerien, das Ministerium für die Kolonien und Indien, die Ministerien des Aeußern und Innern, das Finanzministerium, die Horse Guards, das Ober-Kommando der Armee und die Admiralität. Auf der rechten (östlichen) Seite befindet sich die noch übrig gebliebene Halle des White-Hall-Palastes. Dieser war ursprünglich der Sitz des Kardinals Wolsey; später diente er als Königliche Residenz. Manche tragische Begebenheit ist mit seinem Namen verknüpft. Nun besteigen wir den Hochsitz eines in der Richtung nach dem Regent-Park fahrenden Omnibusses, was uns Gelegenheit giebt, von oben herab die unter uns hin und her wogende Menschenmenge zu beobachten, ein Schauspiel, welches lebhaft an den Aufruhr eines Ameisenhaufens erinnert, den man mit dem Stocke etwas aufgestöbert hat. Auch die unabsehbaren Reihen von Wagenburgen, welche sich zuweilen unserem weiteren Vordringen entgegenstellen und ein beredtes Zeugniß von dem enormen Personenverkehr in London abgeben, dürften unser Interesse in Anspruch nehmen.

Vor dem Parke angekommen, steigen wir ab und lenken unsere Schritte zunächst nach dem „Botanischen“ und von da nach dem am nördlichen Ende des Parkes gelegenen „Zoologischen Garten“, welcher durch seine außerordentlich reichhaltige Sammlung von Thieren, insbesondere aber Vögeln und Raubthieren, sowie durch eine große Collection von Amphibien und Schlangen Weltberühmtheit erlangt hat.

III.

Guildhall — Monument — Tower — die „Schreckenshallen“ ꝛc.

„Wer will auf Reiſen gehen,
Soll erſt nach dem Himmel ſehen.“

Den folgenden Morgen beginnen wir zweckmäßig mit einer Fahrt durch die verkehrs- und geſchäftsreiche Cheapſide nach der „Guildhall“, dem Sitz des Magiſtrates und anderer ſtädtiſcher Korporationen, und von da nach dem Platze vor dem „Manſion Houſe“. Hier befinden wir uns ſo recht im Herzen der inneren Stadt, im Centrum des Perſonen- und Wagenverkehrs und dem Mittelpunkte des kommerziellen und finanziellen Lebens. Die Verkehrspolizei der ſechsfachen Millionenſtadt hat hier eine ſchwierige Aufgabe zu erfüllen. Stockungen des Wagenverkehrs ſind hier eine häufige Erſcheinung und das Ueberſchreiten des Platzes für den des Gewirres und Menſchengedränges ungewohnten Fremden, der zu Fuß geht, iſt ſcheinbar mit dem Verluſte eines ſeiner Glieder, wenn nicht mit der Einbuße ſeines Lebens verbunden. Trotzdem kommen Unglücksfälle nur ſelten vor. Der geübte Blick des erfahrenen Polizeibeamten weiß ſtets den oft hundertfachen „Rattenkönig“ zu entwirren, indem er mit einer einfachen Handbewegung den ſich andrängenden Wagenkolonnen „Halt“ oder „Vorwärts“ gebietet. Das Uebrige thut dann die ſichere Hand des Kutſchers, deſſen Gewandtheit im Lenken ſeines Geſpannes oft geradezu ſtaunens- und bewunderungswert iſt. Insbeſondere thun ſich in dieſer Beziehung die Leiter der Omnibuſſe hervor. Mit einer gewiſſen Gemeſſenheit, verbunden mit Nonchalance, ſitzt ſo ein moderner Wagenlenker auf ſeinem Bocke, den ſchwarzen Cylinderhut auf dem Kopfe, die Hände mit Leder- oder dicken Glacéhandſchuhen überzogen; ſein Körper iſt faſt unbeweglich, kaum ein Zucken auf ſeinen Geſichtszügen, nur ein leichter Zug

an den Zügeln ist bemerkbar. Poltern und Lärmen, Schreien und Schimpfen, wie man dies so häufig in der Großstadt Berlin bei den Droschkenkutschern zu beobachten Gelegenheit hat, sind ihm unbekannt. Er übt seine verantwortliche Thätigkeit mit einer Ruhe und Würde aus, die selbst dem Vorsitzenden eines Gerichtshofes nicht übel stehen würde.

Dem „Mansion House", welches der offizielle Sitz des Bürgermeisters (Lord-Major) von London ist, schräg gegenüber befinden sich die „Börse" und die „Bank von London".

Indem man nun in die „King William-Straße" einlenkt und dieselbe durchwandert, kommt man an deren Ausgangspunkt in die Nähe des „Monument", eines 61 Meter hohen Denkmals, welches zur Erinnerung an die im Jahre 1666 in London stattgefundene große Feuersbrunst errichtet wurde. Wenn wir uns erinnern, daß Dickens in einem seiner Romane den Wächter dieses Monumentes sagen läßt: „Der Aufgang kostet 3 Pfennige, aber es ist 6 Pfennige werth, unten zu bleiben", so dürften wir uns nicht sehr animirt fühlen, die Wendeltreppe von 345 Stufen zu ersteigen; nichtsdestoweniger werden wir dies Unternehmen riskiren, vorausgesetzt, daß Apollo, der Sonnengott, zur Zeit unumschränkte Herrschaft über Neptun führt. Freilich ist auch in diesem Falle die Fernsicht von der Plattform der Denksäule aus eine beschränkte. Die Dunstsphäre, welche selbst bei schönem Wetter über London zu lagern pflegt, schränkt den Gesichtskreis wesentlich ein und nur ein kleiner Bruchtheil der Riesenstadt kann von diesem wie von irgend einem anderen erhöhten Standpunkte aus übersehen werden. Wie ganz anders verhält sich die Sache z. B. in Paris! Wo auch immer man dort sich befinden mag, ganz gleich ob im Süden der Stadt auf dem Fort Montrouge oder Bicêtre oder auf der Anhöhe des Montmartre im Westen oder vor der Kirche „Sacre Coeur" im Norden, man wird bei klarem Wetter das große Häusermeer des Stadtkolosses, in dem die hervorragenderen Gebäude, wie Notre Dame, das Pantheon, das Hotel des Invalides, deutlich zu erkennen sind, stets zu überblicken vermögen. Und welch' wunderbares Panorama entrollt uns der Blick über die Stadt vom Eiffelthurm aus! Welch' herrliche Aussicht genießt man vom Kahlenberg bei Wien über die Kaiserstadt oder vom Monte Gianicolo über das ewige Rom! London würde gewiß

einen doppelt so guten Eindruck auf den Fremden machen, wenn es anstatt seines Nebels und seiner Dunsthülle des lachenden Pariser Himmels und dessen freundlicher Sonnenstrahlen und anstatt seiner mit Ruß bedeckten Riesenbauten einladender, weißgetünchter Villen und Landhäuser sich rühmen könnte!

Am Fuße des Monumentes wieder angekommen, machen wir einen kleinen Abstecher nach der „London Bridge", um von da aus das große Getriebe der Weltstadt anzusehen, kehren zurück und eilen dann durch die Lower Thames-Straße dem Tower zu, der alten und theilweise noch jetzt benutzten Festung Londons, welche eine Zeit lang als englischer Königspalast und Staatsgefängniß diente. Es ist ein unheimliches Gebäude, das wir jetzt betreten, befleckt von den größten Schand- und Greuelthaten der Menschheit; die Mordhalle von Königen und Prinzen, der Kerker und das Schafott von Königinnen, Herzögen, Earls, Lords, Viscounts, Grafen und Knights. Hier wurde Eduard V. und sein Bruder Richard, Duke of York, ermordet. Hier war es, wo die Häupter der Anna Boleyn und der Katharine Howard, zweier Gemahlinnen König Heinrichs VIII., dieses vielfachen Ehebrechers und Wollüstlings, durch das Schwert oder Henkerbeil fielen. Hier war es, wo Thomas Cromwell, Graf von Essex, Margaretha, Gräfin von Salisbury, Lord Somerset, John Dudley, Graf von Warwick und Herzog von Northumberland, Lady Jane Gray und viele andere Notabeln des Landes auf dem Schaffott ihre Seele aushauchten! Der Gebäudekomplex, von dem noch einzelne Theile ihre charakteristische Benennung, wie „Blutthurm", „Verrätherpforte" ꝛc. beibehalten, dient gegenwärtig als Paradeplatz, als Arsenal mit Sammlungen alter Waffen (Horse Armoury) und als Aufbewahrungsort der Kronjuwelen.

Nachdem wir nun dieser Schreckenshalle und einstigen Henkerstätte den Rücken gekehrt und die Erinnerungen an die daselbst stattgehabten traurigen Ereignisse aus unserem Gedächtnisse verbannt haben, werfen wir einen Blick auf die in der Nähe befindliche elegante „Towerbrücke", beobachten eine Zeit lang ihren Mechanismus zur Hebung und Senkung ihrer Mittelstücke behufs Durchlaß von Schiffen und schreiten dann zur Besichtigung einiger Docks mit ihren von dem unermeßlichen Reichthum Londons zeugenden Waarenlagern. Hierauf suchen wir den 6200 Fuß

langen, unter der Themse verlaufenden „Blackwall Tunnel“ zu erreichen, eine der größten Unternehmungen der Ingenieurkunst der neueren Zeit, passiren denselben und gelangen auf diese Weise nach Greenwich, woselbst wir uns den Hügel hinan in den Park begeben, um von hier aus die prachtvolle Fernsicht zu genießen. Von da aus kehren wir entweder mit der Tramway oder mit der Eisenbahn wieder auf unseren Ausgangspunkt zurück.

Der Besuch eines Wachsfiguren-Kabinets dürfte nicht der Geschmack eines Jeden sein. Ich persönlich wenigstens empfinde bei der Besichtigung solcher Schaustellungen gewöhnlich mehr Ekel als Befriedigung von Neugier. Madame Tussaud's Ausstellung jedoch verdient einen Besuch, nicht nur deshalb, weil sie sich weit über das gewöhnliche Niveau anderer derartiger Schaustellungen erhebt, sondern auch weil dem Deutschen daselbst Gelegenheit geboten ist, die ritterlichen (allerdings nicht sehr gelungenen) Gestalten Kaiser Wilhelms I., des Kronprinzen Friedrich und des Fürsten Bismarck zu bewundern und die mit diesen Heroenfiguren verknüpften großen Ereignisse ins Gedächtniß zurückzurufen. Als gute Patrioten werden wir also vor der Gruppe, in der sie sich unter vielen anderen Königen, Fürsten, Feldherren ꝛc. befinden, stehen bleiben und mit gewisser Ehrfurcht die uns bereits so bekannten Gestalten nochmals einzuprägen suchen; hierauf werden wir mit einem Gefühle des Stolzes und der Erhebung von dannen gehen, in der Erinnerung an alles Große und Gute, was diese erhabenen Männer für die Deutsche Nation gethan, erreicht und hinterlassen haben. Das Kabinet enthält mitunter recht gelungene Nachbildungen. So entsinne ich mich z. B. eines schlafenden, auf einem Stuhle zusammengekauerten Wächters, welcher so über seine Unrealität hinwegtäuscht, daß man sich versucht fühlen möchte, ihm einen Klaps zu geben, um den ihn umarmenden Morpheus zu verscheuchen. Das größte Interesse dürfte jedoch das „Chamber of Horrors“ für sich in Anspruch nehmen. Durch Aufstellung einer großen Anzahl geschichtlich bekannter und hingerichteter Verbrecher giebt es nicht nur Gelegenheit, anthropologische resp. physiognomische Studien zu treiben, sondern auch mit grausamen Werkzeugen, wie Guillotine, Strang, elektrischem Apparat und anderen Repräsentanten moderner Exekutionsmethoden sich etwas näher vertraut zu machen. Auch hat man Veranlassung, den Muth jenes

Mannes zu bewundern, welcher den Plan zu seinem eigenen Galgen entworfen und letzteren selbst gebaut hat. Unsere Neugierde und Verwunderung wird jedoch in großes Entsetzen sich verwandeln, wenn wir das Fallbeil erblicken, unter dem die Häupter Ludwig XVI. und Marie Antoinette's fielen, und schließlich das vom Rumpfe getrennte bluttriefende Haupt jenes unglücklichen Fürsten selbst zu Gesicht bekommen. Erfüllt von Schauder und tiefem Abscheu über die Urheber und Vollstrecker solcher Greuelthaten, wenden wir unsern Blick von dieser gräßlichen Scene ab und suchen, die Treppen schleunigst hinaufeilend und die „noble Institution" verlassend, das Weite zu gewinnen, um die Erinnerung an das eben Gesehene wieder los zu werden. Wir schlagen die Richtung nach der Bahnstation ein, nehmen einen kleinen Imbiß — denn zu einem größeren dürfte uns der Appetit vergangen sein — und setzen uns in einen Wagen der Great Western, um Windsor zu erreichen. Bald stehen wir vor dem Eingange des prächtigsten und stolzesten Königsschlosses von England, des Lieblingsaufenthaltes der verstorbenen Königin Victoria, und verbringen den Rest des Tages mit der Besichtigung desselben und seiner Umgebung.

IV.

Hampton Court — Kew — Richmond — Krystall-Palast — England, das Land der Kontraste.

„Wer reiset durch viel' Leut' und Land,
Sieht Unbekanntes und wird bekannt."
Lehmann.

Der Fremde, welcher nach London kommt, um bloß das Innere der Stadt zu besehen, und welcher die Metropole wieder verläßt, ohne ihre Umgebung kennen gelernt zu haben, wird in den meisten Fällen keinen sehr günstigen Eindruck von der englischen Kapitale mit hinwegnehmen. Die ungeheure Ausdehnung derselben, die mangelhafte und undeutliche Bezeichnung, sowie die verhältnißmäßige Enge und Unregelmäßigkeit ihrer Straßen, welche oft eine labyrinthartige Verschlungenheit zeigen, so daß sich selbst der mit einem guten Plane ausgestattete Ankömmling oft nicht mehr zurecht findet; ferner der Mangel an Grünem und Baumalleen in der inneren Stadt, besonders aber auch das Fehlen von Sitzplätzen, welche dem ermüdeten Touristen kurze Ruhe gewähren, weiter das unfreundliche, ja zuweilen geradezu düstere Aussehen der von Rauch und Ruß geschwärzten Backsteinhäuser, dann das infolge des enormen Personen- und Wagenverkehres herrschende Getöse und der Tumult in den Hauptverkehrsadern, all dies sind Momente, welche dazu angethan sind, dem Besucher der Weltstadt kein besonders anziehendes Bild von ihrem Leben und Getriebe zu bieten. Jener Fremde aber, welcher auch die stellenweise geradezu reizende Umgebung Londons in den Bereich seiner Forschungen zieht, wird dasselbe mit viel größerer Befriedigung verlassen. Vor allem dürfte es sich lohnen, „Hampton Court" einen Besuch abzustatten. Dieser Platz wird am besten von der Waterloo-Station aus vermittelst der South-Western-Eisenbahn erreicht. Der Palast, welcher von

Cardinal Wolsey erbaut ward und später „königliche Residenz“ wurde, enthält prachtvolle Räume mit einer bedeutenden Gemäldegalerie, welche besonders reich an italienischen Bildern ist. Der nach französischem Geschmack angelegte Garten ist von hervorragender Schönheit, während die mächtigen Kastanien-Alleen des naheliegenden „Bushy-Park“ im Frühjahr zur Blüthezeit dem Beschauer ein unvergleichliches Bild gewähren. Vom Bushy-Park aus bringt uns dann der Omnibus über Teddington nach dem Städtchen Richmond, dessen Anhöhe eine prachtvolle Aussicht über die Themse und deren Umgebung bietet. Nicht weit von hier liegt Kew, berühmt durch seinen mit zahlreichen Treibhäusern und einem großartigen Palmen- und Wasserlilienhaus versehenen „Botanischen Garten“.

Den folgenden und voraussichtlich letzten Tag benützen wir zu einer Besichtigung des „Krystall-Palastes“ zu Sydenham, des populärsten und zugleich schönsten Vergnügungsplatzes Londons, welcher als solcher durch die Großartigkeit seines Baues, durch die Schönheit seiner inneren Ausstattung und Anordnung im Verein mit seinem reizenden mit zahlreichen Springbrunnen, Kaskaden, Wasserfällen und Teichen versehenen Parke unerreicht in der Welt dasteht.

Was ich bis jetzt an Sehenswürdigkeiten Londons angeführt habe, ist nur ein Bruchtheil von dem, was es bietet; das Wichtigste, das kein Fremder zu besichtigen versäumen sollte, und das, wie schon gesagt, innerhalb eines Zeitraumes von 10 bis 11 Tagen abgemacht werden kann. Wem jedoch mehr Zeit zur Verfügung steht, der wird zweckmäßig, je nach seinem Stande und seiner Liebhaberei, seine Aufmerksamkeit noch auf einige andere Punkte richten. So mag z. B. der Maler sein Auge und Herz an der Besichtigung und dem Studium der „Königlichen Akademie“, an der „Galerie der alten Meister“, an den „Ausstellungen der Gesellschaft britischer Maler“, an der „Französischen Galerie“ ꝛc. erfreuen; der Ingenieur mag seine Wißbegierde an der eleganten „Lambeth-, Vauxhall-, Chelsea-, Albert-, Battersea-Brücke“ ꝛc. befriedigen; der Architekt mag noch das „Zollhaus“, „die Post“, das „Somerset-Haus“ und den „Justizpalast“ in den Bereich seiner Betrachtung ziehen, während der Liebhaber der Natur sich auch im „Victoria-, Battersea-, Finsbury-Park“ und auf

dem „Primrose-Hügel“ ꝛc. ergehen kann. Auch das Arsenal zu Woolwich verdient einen Besuch und so fort. Kurzum, dem Fremden ist in London mehr Sehenswerthes geboten wie in irgend einer anderen Stadt der Welt, Paris mit eingeschlossen, und während er die Morgen- und Nachmittagsstunden mit der Besichtigung seiner Museen ꝛc. verbringt, kann er die Abendstunden zweckmäßig mit dem Besuche eines der zahllosen Theater und Konzert-Etablissements ausfüllen, unter denen natürlich die Oper obenan steht, da sie die Werke der großen Meister im Frühjahr zur Zeit der Saison in nicht weniger als vier Sprachen wiedergiebt, nämlich in Englisch, Deutsch, Französisch und Italienisch.

Wer jedoch nicht nur mit den Lichtseiten, sondern auch mit den Schattenseiten Londons etwas näher sich bekannt machen will, der wird gut thun, auch dem sogenannten „East End“, woselbst die ärmere Bevölkerung zu wohnen pflegt, einen Besuch abzustatten. Und hier sind es wiederum ganz besonders die in der Nähe der „Docks“ gelegenen Stadtviertel, welche am besten Gelegenheit geben, den Abschaum und die Hefe des Volkes etwas genauer besehen und studieren zu können. Die schmutzigen, mit Millionen von Papierschnitzeln, mit Kehrricht und anderem Unrath angefüllten Straßen wimmeln von in Lumpen und Fetzen gehüllten, ohne Aufsicht herumlaufenden Kindern. Traurige und unheimliche Gestalten männlichen und weiblichen Geschlechts, mit rothen, von Rum und Gin aufgedunsenen Gesichtern, stierem Blick und schlottrigen Beinen, treiben sich arbeitslos herum — verkommene Individuen, denen der Stempel des Elendes, der Noth und Verzweiflung aufgeprägt ist. Mitunter sieht man auch Gruppen von Frauen und Kindern in heftiger Gemüthserregung um eine Drehorgel in rasendem Wirbel herumtanzen, während vielleicht nicht weit davon entfernt die „Heils-Armee“ mit dem Aufwand alles ihr zu Gebote stehenden Bombastes und Geräusches von Pauken, Cymbalen und Hörnern, und unter heuchlerisch erscheinenden Gebeten und Gesängen die Opfer des Teufels Alkohol und der Leidenschaft in ihre Reihen aufzunehmen bemüht ist.

In London kann man wohl mehr wie irgend anderswo erkennen, daß England das Land der Kontraste ist. Auf der einen Seite sehen wir die schönsten Prachtbauten, ausgestattet mit dem denkbar größten Luxus und verschwenderischem Komfort,

auf der andern die erbärmlichſte Hütte, die zu bewohnen jeder deutſche Fabrikarbeiter ſich ſcheuen würde. Auf der einen Seite exiſtirt enormer, ſich fortwährend vermehrender Reichthum, welcher es dem Beſitzer ſchwer macht, darüber zu verfügen, auf der andern die größte Armuth, Elend und Noth. Auf der einen Seite die peinlichſte Reinlichkeit, die ausgeſuchteſten Toiletten und elegenteſten Equipagen mit gepuderten Bedienten, auf der andern der größte Schmutz, Verwahrloſung, Unrath und Ungeziefer aller Art. Auf der einen Seite ausgeſprochener Pietismus, Puritanismus und Bigotterie, ſich oft ſteigernd bis zum religiöſen Wahnſinn, auf der andern vollſtändige Negation alles Göttlichen, Leidenſchaft, Laſter und Verbrecherthum. Auf der einen Seite ſtark ausgeſprochenes Anſtands- und Sittlichkeitsgefühl mit häufigem Uebergang in Prüderie, Scheinheiligkeit und Heuchelei, auf der andern die größte Schamloſigkeit, Frivolität und Frechheit. Hier die größte Gourmandie und Trunkſucht, dort Vegetarismus, Abſtinenz oder Teetotalismus. Hier die Vergötterung des „Spirituellen“, des Evangeliums und der Bibel, dort die Anbetung des Gottes „Spiritus“ in Form von Bier, Kognak, Whisky, Rum und Gin ꝛc. Kurzum, in England giebt es, wie ein Schriftſteller ſich bezeichnend ausdrückt, „nur einen Himmel und eine Hölle, aber kein Fegefeuer“.

V.

Die engliſche Nation und John Bull, ihr Bürger.

„The Englishman weeps, the Irishman sleeps,
but the Scotschman goes while he gets it.“
Bohn.

Der Engländer hat im Allgemeinen einen ſchlanken und hohen, gleichzeitig aber robuſten Körperbau mit ſtarkem Knochengerüſt, das beſonders durch eine kräftige Entwickelung ſeiner Arme und Beine hervortritt. Seine Muskeln ſind ſehnig und derb und laſſen wenig Anlage zu Fettanſatz erkennen. Sein Kopf hat meiſt eine ſchmale Form, weshalb auch unſere auswärtigen Landsleute ihn als „Spitzkopf“ — ſollte richtiger heißen „Schmalkopf“ — zu bezeichnen pflegen, ein Kompliment, das er dem Deutſchen gegenüber mit der Bezeichnung „Square Head“ (viereckiger, Quer- oder Dickkopf) erwidert. Das Hinterhauptbein iſt beim Engländer oft auffallend ſtark entwickelt, desgleichen die Backenknochen, ſowie Ober- und Unterkiefer, welche häufig genug ſtarke Angriffs- und Zerſtörungswaffen aufweiſen, ganz geſchaffen für ſeine harten Rumpſteaks und oft ſchwer zu kauenden Roaſtbeefs. Die uns wohlbekannte Karikatur von John Bull, welche einen unterſetzten, ſtämmigen und wohlbeleibten Kerl mit ziemlich rundem Kopf darſtellt, entſpricht (abgeſehen von der Bekleidung und den berühmten Koteletts) ebenſowenig dem realen Sohne Albions, als die Zeichnung des „Deutſchen Michel“ dem Ausſehen eines Berliner Kindes und Bürgers. In körperlicher Beziehung iſt der Engländer dem kontinentalen Europäer überlegen. So peinlich auch dieſe Thatſache uns berühren mag, ſo können wir uns derſelben doch nicht verſchließen. Vor einigen Jahren legte der franzöſiſche Kriegsminiſter in der Kammer das offene Geſtändniß ab, daß der franzöſiſche Soldat im Durchſchnitt weſentlich kleiner ſei wie der engliſche,

fügte aber gleichzeitig die beruhigende Erklärung hinzu, daß es heutzutage im Kriegsfalle weniger auf den Körperbau der Kämpfenden, als auf die Intelligenz ihrer Führer und die Disziplin der Truppen ankomme. Dieser Ausspruch, welcher neuerdings durch einen deutschen Militär erhärtet wurde, ist bis zu einem gewissen Grade auch auf die deutsche Armee zulässig.

Was seine Gemüths- und anderen Eigenschaften anlangt, so zeichnet sich der Engländer vor allem durch äußere (und innere) Ruhe aus, welche sich oft bis zu einer gewissen Schwerfälligkeit steigert; weiter aber auch durch ein starkes Unabhängigkeitsgefühl, Ausdauer, Eigensinn, ja Starrheit und Hartnäckigkeit, eine Art Bulldoggenzähigkeit. Was er einmal begonnen, führt er auch durch; er thut nichts halb und ist überhaupt mehr ein Mann von Thaten als von Worten. Thomas Carlyle nennt ihn den „dümmsten" im Sprechen und den „weisesten" im Handeln. Leuten gegenüber, die er nicht genauer kennt, ist er zurückhaltend und trocken, ja zuweilen peinlich reservirt und kalt. Hat er aber zu Jemand Zutrauen gewonnen, so kann er auch leutselig und gutmüthig, ja sogar in hohem Grade humoristisch werden. Im allgemeinen ist er von einer weniger fröhlichen oder heiteren Stimmung wie der Kontinentale, umgekehrt aber auch weniger geneigt, sich von widerlichen Zufällen beeinflussen oder gar niederschlagen zu lassen. Er ist weniger empfindsam und gefühlvoll, in Folge dessen auch nicht so leicht reizbar wie der Kontinentale, steckt eher eine Beleidigung ein und ist nicht so geschwind zum Kampfe bereit. Sollte er diesen aber für unvermeidlich halten, so stellt er auch seinen Mann. Von großem nationalen Stolz erfüllt und voll von Selbstvertrauen und Selbstbewußtsein, das ihn an dem endlichen Siege nicht zweifeln läßt, pflegt er nicht vom Kampfplatze zu weichen, ohne zu „siegen" oder zu „fallen". Er hat nicht den Elan wie der Franzose, aber seine Ausdauer und Standhaftigkeit macht ihn meiner Ansicht nach zu einem viel beachtenswertheren Gegner als jenen. Die Geschichte hat hinreichend bewiesen, daß man ihm persönlichen Muth und Tapferkeit, die zuweilen an Tollkühnheit grenzt, nicht absprechen kann. Es ist ja allbekannt, daß die Engländer im Krimkriege kämpften „wie die Löwen" — allerdings „angeführt von Eseln". Die neuerdings vielfach gemachten Mittheilungen von feigen Handlungen der Engländer in Südafrika entsprechen wahrscheinlich nur

wenig den Thatsachen. Jedenfalls gehören sie zu den Ausnahmen. Diese entehrende Charaktereigenschaft läßt sich überhaupt mit der ganzen körperlichen Erziehung und Entwickelung des Engländers nur schwer vereinen. Max O'Rell nennt ihn „ein sonderbares Gemisch von einem Löwen, Maulesel und Riesentintenfisch".

Wenn John Bull auf oder im Wasser sich befindet, dann ist er in seinem Elemente. Er liebt zu rudern und sich kalt zu baden; er liebt aber auch zu gehen, Berge zu erklimmen — je gefährlicher, desto besser — zu fahren, reiten, ringen, boxen, Fußball, Tennis, Cricket und unzählige andere Sports zu üben, denen er offenbar einen großen Theil seiner kräftigen Körperkonstitution verdankt. Im Widerspruch mit all diesen mehr oder minder rauhen Uebungen steht eine gewisse, ich möchte sagen „feminine" Richtung, die ihm eigen ist und sich in einer auffallenden Neigung und Hingabe zur Frömmigkeit zeigt, welch' letztere übrigens bei ihm gewöhnlich mehr äußerer Natur ist, als der Ausdruck einer tiefen inneren Ueberzeugung und Empfindung. Diese Neigung zum Pietismus erklärt wohl auch die Thatsache, daß die Religionssekten in England wie Pilze aus der Erde hervorschießen, ein Umstand, dem die Phrase „England hat hundert Religionen und nur eine Sauce" ihren Ursprung verdankt. Leider ist sie nicht richtig. Es müßte heißen „Ueber hundertachtzig Religionen", um Anspruch auf Wahrheit zu machen. Jede dieser Sekten bildet sich ein, oder giebt vor, die einzig richtige Glaubensgenossenschaft zu sein. Wahrlich, es werden starke Anforderungen an die Vernunft des Menschen gestellt!

Wie nun der Brite als Einzelner bei all seinen Fehlern manche Tugenden aufzuweisen hat, die uns imponiren müssen, so kann sich auch die englische Nation als Ganzes mancher Vorzüge und Vortheile rühmen, die Anspruch auf unsere Anerkennung, wenn nicht Bewunderung haben. Schon die freisinnige englische Staatsverfassung muß unsere Anerkennung in hohem Grade herausfordern. Es existirt wohl kaum ein zweites Land in der Welt, in welchem das Räderwerk der Konstitution so schön und ruhig in einander greift, in welchem, trotz eines sogenannten Konstitutionalismus, das Volk so ausschließlich Herr seiner Bestimmungen ist, wie das in England der Fall ist. Selbst die Verfassung des vielgepriesenen „Freien Amerikas" ist nicht so liberal wie die der „konstitutionellen englischen Monarchie", welch' letztere noch den Vorzug größerer

Stabilität besitzt. Der König von England ist mit geringerer Gewalt bekleidet, wie irgend ein Fürst eines anderen europäischen Staates, oder wie der Präsident der Nordamerikanischen Union. Nirgends findet pedantische Bureaukratie und Bevormundung weniger Nährboden als auf dem Inselreiche, und nirgends erfreut sich der Staatsbürger und Unterthan einer größeren Rede-, Preß- und persönlichen Freiheit als in England. „Die Sonne scheint in England auf alle gleich", hat sich ein Engländer bezeichnend ausgedrückt.

Ich brauche wohl kaum daran zu erinnern, daß in kommerzieller, finanzieller und industrieller Hinsicht die englische Nation auch heute noch obenan steht. Ihre Sprache wird von 250 Millionen Erdenbürgern gesprochen und ihre Litteratur wird von keiner irgend eines anderen Volkes übertroffen, wenn überhaupt erreicht. Ihre Sitten, Gebräuche und Gewohnheiten haben sich auf dem halben Erdball eingebürgert. Sie hat einen Pitt und Oliver Cromwell, einen Shakespeare und Darwin, einen Byron und Thackeray, einen Newton, Huxley, Herbert Spencer und unzählige andere Schriftsteller und Geistesheroen hervorgebracht. Ihre Söhne sind die Sieger von Trafalgar und waren unsere treuen Waffenbrüder bei Waterloo! Erinnern wir uns ferner noch, daß unsere Landsleute in England und all seinen Kolonien stets gastfreundliche Aufnahme finden, die sie in den meisten Fällen den Eintausch der englischen Standarte gegen das deutsche Banner nicht fühlen, noch weniger bereuen läßt, so frage ich, ist es der Mühe werth, uns die Schmähungen einzelner Taktlosen so sehr zu Herzen zu nehmen, und haben wir genügend Grund, uns einem unversöhnlichen Engländerhasse hinzugeben wegen ihres allerdings etwas harten Vorgehens gegen ein Volk, das uns, so sehr wir auch sein Unterliegen in seinem heldenmüthigen Kampfe für die Freiheit bedauern mögen, im großen und ganzen doch recht wenig nahe steht und welches sein Unglück, gestehen wir es offen ein, mehr oder minder selbst heraufbeschwor, indem es (nach großmüthiger Behandlung frevelhafter Eindringlinge) sich nicht nur durch allzulange Vorenthaltung des Stimm- und Wahlrechts einem Theile seiner Bürger gegenüber den Forderungen der Zivilisation hartnäckig verschloß, sondern auch in englisches Gebiet einfiel mit der Absicht, die Oberhoheit Englands abzuschütteln? Es wäre gewiß zweckmäßiger und auch politisch weiser, zu versuchen, mit einer Nation

wie die englische ist, auf gutem Fuße zu leben, als sie durch fortgesetzte Anzapfungen zu beleidigen und zu erbittern. Denn wer weiß, ob wir ihrer nicht noch einmal in der Stunde der Gefahr bedürfen, gerade so, wie wir ihrer bei Belle Alliance bedurften. Hat doch schon selbst Bismarck vor einem Bruch mit ihr gewarnt! Ein politischer Anschluß an England, das meiner Ansicht nach unser einziger natürlicher Bundesgenosse ist, würde wahrscheinlich von nicht geringerem Werthe für uns sein, wie die Freundschaft des in sich zerfahrenen Oesterreichs und des schwachen Italiens. Uebrigens würde eine Annäherung an England die Fortdauer unserer guten Beziehungen zu Oesterreich und Italien nicht ausschließen. Deutschland, die erste Landmacht, und England, die stärkste Seemacht, mit einander verbunden durch Bande der Freundschaft und eventuell vereinigt in brüderlicher Waffengemeinschaft, würden der ganzen Welt ihren Willen diktiren!

Ich bin mir wohl bewußt, daß ich mit diesen Auseinandersetzungen Gefahr laufe, bei manchem meiner Leser und Landsleute ein ungläubiges, ja überlegenes Lächeln, oder gar Entrüstung über meine offene Sprache hervorzurufen. Chauvinisten vom reinsten Wasser werden mich vielleicht sogar des Mangels an nationaler Empfindung und Patriotismus zeihen. Diese möchte ich erinnern, daß der echte Patriotismus nicht darin besteht, andere Nationen, ohne genaue und gründliche Kenntniß derselben, zu verurtheilen und zu schmähen, sondern darin, seinem Lande zu nützen, indem man die eigenen Schwächen nicht nur zu erkennen und aufzudecken, sondern gleichzeitig auch die Vorzüge und Tugenden jener sich anzueignen bestrebt ist. Das Einhalten eines solchen Verfahrens würde sich mit der Zeit gewiß vortheilhafter erweisen, als unberechtigte Selbstüberhebung, verbunden mit provozirenden Handlungen, und abfällige Beurtheilung Anderer.

Weltreiſe-Skizzen.

Von

Dr. med. A. Kurz

Dresden.

Haurit aquam cribro,
Qui discere vult sine libro.

II. Lieferung:

Südafrika.

Kapſtadt und Umgebung — Die Buren ꝛc.

Dresden 1902

Verlag von Wilhelm Baenſch

VI.

Abreise vom „Modernen Babylon" — Die Seekrankheit.

„Qui veut voyager loin, ménage sa monture!"
Lendroy.

Von London aus stehen dem angehenden Weltumsegler drei Hauptrouten zur Verfügung; nämlich a) durch den Suez-Kanal über Indien, China und Japan nach Nordamerika und von da durch die Vereinigten Staaten oder Kanada in die Heimath zurück; b) durch den Suez-Kanal nach Australien und von da über Nord- oder Südamerika (Kap Horn) zurück und c) über Südafrika (Kapstadt) nach Australien und von hier aus wie vorher. Die umgekehrte Richtung (Amerika — Australien u. s. w.) einzuschlagen, ist nicht praktisch. Mit Ausnahme der Reise über China und Japan habe ich sämmtliche Touren gemacht, von denen die unter c angeführte (durch die Vereinigten Staaten) am meisten empfehlenswerth ist, weil die Fahrt verhältnißmäßig angenehm verläuft und viele interessante Länder und Städte in sich schließt.

Es giebt zwei Gesellschaften in London, welche eine regelmäßige Verbindung mit Südafrika unterhalten: die „Union" und die „Castle" Linie. Beide sind gut. Ich benutzte die erstere und begab mich demzufolge auf die Waterloo-Station, woselbst ein Zug von Wagen mit der Ueberschrift „For South Africa Passengers only"*) bereit stand, um die Passagiere nach dem Seehafen „Southhampton" überzuführen. Ich plazirte mich sofort in einem Coupé und beobachtete von da aus die auf der Station versammelte geschäftige und bunte Menge. Das sauber uniformirte Zugpersonal eilt hin und her, um die ihm ertheilten Befehle auszuführen. Der Portier beantwortet die an ihn gestellten

*) „Nur für Reisende nach Südafrika."

Fragen mit Höflichkeit und Bestimmtheit. Zeitungsjungen rufen die soeben erschienenen Morgenblätter aus. Schwer beladene Gepäckkarren rasseln den Perron entlang, um die ihnen anvertrauten Postsendungen oder die schwere Bagage der Passagiere in die hierzu bestimmten Wagen zu entladen, während Kofferträger beschäftigt sind, den Reisenden bei der Unterbringung ihrer kleineren Gepäckstücke in den Coupés behülflich zu sein. Ueberall sieht man Händedruck und Umarmungen und hört das charakteristische, klatschende Geräusch der auf Mund, Wange und Stirn applizirten Küsse. Pünktlich zur Minute ertönt die Glocke als Zeichen für die Abfahrt. Ein schriller Pfiff und — durch das Maul ihres Schlotes wahre Geiser von schwarzen Rauchwolken und Funken ausschleudernd und durch ihre Ventile weißen, zischenden Dampf nach unten ausstoßend, bringt die Mogul-Maschine ihre eisernen Sehnen in Thätigkeit. Aechzend setzt sich der Zug in Bewegung. Der unvermeidliche „späte Passagier" sucht, nachrennend, ihn noch zu erreichen. Ob mit oder ohne Erfolg, das ist ganz gleich für uns; wir befinden uns auf der ersten Etappe der großen Reise nach den uns unbekannten Ländern der Antipoden. Wir werfen uns in eine Ecke des Coupés, im Herzen vielleicht froh, die Riesenstadt mit all' ihrem Staub und Rauch, ihrem Ruß und Nebel, ihrem Geräusche und sinnverwirrenden Getöse hinter uns zu haben und einige Zeit dem „otium cum dignitate" uns hingeben zu können. Bald jedoch beginnen wir ernstlich, unseren Gedanken nachzuhängen und die Stimmungen, welche allmählich sich unserer bemächtigen, sind sehr gemischter Natur. Neben dem Gefühle der Erwartung, der Freude und des Stolzes, daß es uns vergönnt ist, auf jenen Pfaden zu wandeln, welche Jahrzehnte und Jahrhunderte vorher die großen Entdeckungsreisenden und Männer der Wissenschaft für uns aufgefunden und selbst gewandelt haben, können wir uns einer Empfindung der Depression, die mehr oder minder allen Touristen beim Beginn ihrer ersten Reise ins ferne Ausland gemeinsam ist, nicht erwehren. Die Unsicherheit und der Zweifel über das endgiltige Gelingen unseres Unternehmens, dessen Abschluß noch in Dunkelheit eingehüllt ist, legen sich bedrückend auf unsere Seele. Es sind ungefähr dieselben Gefühle, von denen seiner Zeit Alexander von Humboldt beseelt war, als er seine erste Reise nach Amerika unternahm, und die er in einem

Briefe an seine Angehörigen folgendermaßen niederlegte: „Der Moment des Verlassens Europas ist zum ersten Male von einem feierlichen Gefühle begleitet. Wir rufen vergebens die Häufigkeit der Verbindung zwischen zwei Welten in unser Gedächtniß zurück; wir denken vergeblich über die große Leichtigkeit nach, mit welcher wir vermittelst der vorgeschrittenen Schifffahrtkunst die Meere kreuzen. Die erste Empfindung, welche uns überkommt, wenn wir in fremde Länder gehen, ist ein Gefühl tiefer Erregung und ganz ungleich irgend einem anderen Eindruck, der bis jetzt auf uns eingewirkt hat. Getrennt von dem Gegenstande unserer Zuneigung und eintretend in eine Art von neuem Dasein, bemächtigt sich unser eine traurige Stimmung, welche wir niemals zuvor gekannt haben."

In Southhampton angekommen, bringt der Zug die Passagiere auf den Molo direkt an das Schiff, welches bestimmt ist, dieselben in seinen mächtigen Rumpf aufzunehmen. Es erfolgt eine zweite Abschiedsscene mit den üblichen Formalitäten, und „Good bye" ertönt aus Aller Munde. Stampfend und schwerfällig hebt sich der Schiffskoloß vom Molo ab; ein letzter Blick gleitet über die zurückgelassene, tücherschwenkende Menge; dann wenden wir uns ab und das Auge schweift hinaus über die sich ins Weite verbreitende Wasserfläche, welche vor uns liegt. In der Ferne erhebt sich scheinbar ein Wall, auf welchen das Schiff zusteuert. Doch, je mehr es sich ihm nähert, desto mehr verschwindet er. Der vermeintliche Wall entpuppt sich als die große, weite Wasserwüste. Das Land hinter uns sinkt tiefer und tiefer und entschwindet allmählich unseren Blicken. Nur die Seevögel, welche das Schiff begleiten, sind noch Zeugen seiner Nähe.

Allmählich nähert sich das Fahrzeug dem „Cap Ushant" (Quessant), umschifft dasselbe und befindet sich dann in der Bai von Biskaya. Hierher werden durch den fast unabläßig wehenden, mitunter heftig anwachsenden Westwind die großen Wellen des Atlantischen Oceans getrieben, in Folge dessen die See häufig erregt ist, was der Bai eine nicht beneidenswerthe Berühmtheit verschafft hat. Die Fahrt durch dieselbe ist deshalb auch für die meisten Passagiere eine Aufgabe, welche der eine leichter, der andere schwerer übersteht.

Es ist so eine eigenthümliche Sache um die Seekrankheit. Der eine bekommt sie, der andere bekommt sie nicht; und bald

darauf hat sie vielleicht der andere und der erstere hat sie nicht. Bei ihrem Beginn bemächtigt sich der Gegend der Magengrube ein eigenthümliches, undefinirbares Gefühl, dem Schwindel und Uebelsein mit den gewöhnlichen Konsequenzen zu folgen pflegen. Die See verlangt ihren Tribut von Seite des Befallenen. Er lehnt sich über die Schiffsbrüstung, wie um recht viel frische Luft zu schöpfen; es erfolgen einige tiefe Seufzer und . . . sie hat ihn erhalten, worauf er sich für kurze Zeit etwas wohler fühlt. Das Gesicht des Betroffenen sieht dabei bleich und verfallen aus oder es nimmt eine gelbgrünliche Färbung an; die in ihre Höhlen zurückgetretenen Augen sind matt und ausdruckslos. Allmählich fängt auch der Körper an, für die Beine zu schwer zu werden und der Kranke trägt eine auffallende Gleichgültigkeit gegen äußere Eindrücke und die ihn umgebenden Verhältnisse zur Schau.

Dieser Zustand der Depression währt bald nur einige Stunden, bald Tage, bei sehr empfänglichen Personen aber mitunter auch Wochen, ja selbst Monate, d. i. während der ganzen Dauer der Seereise.

Im Gegensatze zu solchen Unglücklichen giebt es wieder andere, welche niemals die unangenehmen Empfindungen des Leidens zu kosten bekommen. So entsinne ich mich eines Bekannten, dem es auf einer stürmischen Fahrt von Liverpool nach New-York stets ein königliches Vergnügen bereitete, den für vier Personen gedeckten Tisch mit all den kleinen Leckerbissen, wie gebratenem Truthahn, Pommerscher Gänsebrust u. s. w. ganz allein aufsessen zu können, während seine Tischnachbarn von einer Betheiligung an diesem Schmause durch Unwohlsein ausgeschlossen waren. Der Beneidenswerthe! Es waren wohl die schönsten Stunden seines Lebens. Er hat mir oft davon erzählt, während sein Gesicht, wie in einer Art von Verzückung, vor Freude strahlte und man seinen Lippen ansah, wie ihm das Wasser im Munde zusammenlief.

Die Empfänglichkeit für die Seekrankheit ist nicht nur bei den einzelnen Individuen verschieden, sondern wechselt auch häufig bei demselben Individuum mit gewissen Veränderungen in seiner Gesundheit und mit dem Eintritt in andere Altersperioden; manchmal aber auch ohne jeden nachweisbaren Grund. Ganz kleine Kinder (Babies) werden nicht leicht seekrank. Diese jungen Staats-

bürger erfreuen sich auf dem Meere gewöhnlich eines beneidenswerthen Appetites, auch bei schlechtem Wetter. Dagegen leiden 5 bis 6 Jahre alte Kinder mitunter schon schwer. Nervöse und schwächliche Personen werden gewöhnlich stärker heimgesucht wie starknervige und robuste Leute. Dagegen schließt das Vorhandensein eines anderen Leidens die Seekrankheit häufig aus oder läßt sie doch milder auftreten.

Das Wesen dieser Affektion ist noch nicht genau bekannt. Unzweifelhaft handelt es sich dabei in erster Linie um ein Ergriffensein des Nervensystems resp. des Gehirns (Anämie?) und des sympathetischen Nerven, der wiederum mit dem den Magen versorgenden nervus vagus verbunden ist, durch dessen Mitleidenschaft die Erscheinungen von Seite des letzteren hervorgerufen werden.

Alle Mittel, welche bis jetzt gegen dieses Leiden versucht wurden, wie Beefteа, Kola, Champagner und andere kohlensäurehaltigen Getränke vermögen im besten Falle nur eine palliative Wirkung (ich spreche hier vom ganz akuten Anfall) auszuüben. Auch die ruhige Rückenlage erweist sich häufig als wohlthuend. Die neuerdings von Eugen Wolff gemachte Mittheilung, wonach ein in heißes Wasser getauchtes und auf die Stirne applizirtes Tuch sich in überraschend kurzer Zeit wirksam erweisen soll, mag wahr sein; ich kann gegen dieselbe nichts einwenden, da mir darin die Erfahrung fehlt. Auffallend ist jedoch, daß von dieser neuen sogenannten „unfehlbaren" Kur noch so wenig bekannt geworden ist. Wenn aber derselbe Herr die Ursache des Leidens direkt in der Erschütterung des Magens sucht, so kann ich ihm aus verschiedenen Gründen nicht mehr beistimmen.

Die in neuerer Zeit erfundenen mechanischen Vorrichtungen zur Verhütung der Seekrankheit halte ich für nichts Anderes als für geistreiche, aber zwecklose Spielereien. Das einzige unfehlbare und radikale Mittel znr Beseitigung des Leidens ist und wird für alle Zeiten bleiben „Stillstand des Schiffes".

VII.

Madeira — Leben auf dem Schiffe — Die tägliche „Ordre de bataille“ — Verschiedene Eßmethoden.

„Jung gereist, früh gewesen.“

Die Fahrt von Southhampton nach der Inselgruppe, welche den Namen „Madeira“ führt, nimmt etwas über vier Tage in Anspruch. Die Zerrissenheit und Schroffheit des Berglandes, auf dem kraterförmige Becken und Erhöhungen mit ebenen Landstrecken abwechseln, die sich durch üppige Vegetation auszeichnen, ferner, die weißen, freundlichen Häuser der von zahlreichen Weinbergen umgebenen Hauptstadt, das milde, einen azurblauen Himmel aufweisende Klima, die dunkle Farbe der Eingebornen, welche, ausgestattet mit einer amphibienhaften Natur, bei der Ankunft des Schiffes sich von ihren kleinen Kähnen aus ins Wasser stürzen, um die hineingeworfenen Münzen mit großer Gewandtheit wieder aufzufangen, die kostbaren Wohlgerüche, welche dem, der ans Land geht, entgegenströmen, all dies macht auf den Ankömmling, der noch nicht in südlichen Ländern gereist ist, einen fremdartigen, aber angenehmen Eindruck, den er nicht so geschwind wieder vergißt. Der Aufenthalt des Schiffes gewährt Zeit genug, um auch einen Rundgang durch die Stadt zu machen und den balsamischen Duft einzuathmen, den ihre sie schmückenden Blumenanlagen und tropischen Gewächse aushauchen. Eine unerbauliche Begegnung auf diesem Spaziergange bilden jedoch die zahlreichen Opfer der Lungenschwindsucht, welche von englischen Aerzten nicht selten erst im letzten Stadium der Krankheit nach diesem Platze, welcher als Sanatorium gilt, gesandt werden, um dort zu .... sterben.

Die Fahrt von Madeira nach der Kapstadt ist meist eine recht angenehme und ruhige. Bald beginnt auf dem Schiffe Familiarität unter den Passagieren zu herrschen, und die verschie-

denen Phänomene, welche die See dem beobachtenden Blicke bietet, fangen an, auch bei jenen Interesse zu erwecken, welche vorher denselben gegenüber in Folge des „mal de mer“ sich gleichgültig verhalten hatten. Man ergötzt seine Augen an der tiefblauen Färbung des Meeres, an dem Aufschwung der fliegenden Fische, dem Spiele der fröhlichen von den Dichtern vielfach besungenen Delphine und Meerschweinchen, dem Treiben der auf der Oberfläche der See schlafenden oder sich sonnenden Schildkröten, dem glänzenden Schauspiel des Auf- und Niederganges der Sonne, an der Phosphorescenz des Wassers und seiner Bewohner, an der Pracht des sich allmählich verändernden Sternenhimmels u. s. w. Desgleichen bietet das Schiff mit seinen verschiedenen Einrichtungen und Maschinen dem Wißbegierigen ein Problem, welches der Mühe werth ist, studirt und gelöst zu werden. Auch steht eine Schiffsbibliothek zur Verfügung, die man jederzeit benutzen kann, falls man es nicht vorzieht, sich in seine eigene mitgebrachte Lektüre zu vertiefen. Die übrige Zeit wird ausgefüllt mit Abschreiten des Fahrzeuges, mit Arrangirung von Spielen, wie „Quoits“, „Bull“ ꝛc., mit der Eröffnung von „Stakes“, mit Musiziren und Aufführung von Theaterstücken und, last, but not least, mit den Mahlzeiten. Es ist wirklich geradezu erstaunlich, was so eine überstandene Seekrankheit im Vereine mit dem Genusse der sauerstoffreichen Luft und der leichten Erschütterung des Schiffes, die gleichsam als Massage und Gymnastik wirkt, die Verdauungsorgane zu stimuliren und das Bedürfniß nach Nahrungsaufnahme zu steigern vermag. Das Angebot entspricht aber auch gewöhnlich ganz dem Bedürfniß und der Nachfrage, was aus der folgenden „ordre de bataille“, wie sie auf englischen Oceandampfern üblich zu sein pflegt, (mit Variationen natürlich) ersehen werden kann:

Morgens 6 Uhr findet die Eröffnung der täglichen Routine statt mit dem erprobten Magentröster Kaffee oder Thee. Um 8 Uhr folgt Frühstück, bestehend aus „Hafermehlbrei“ als Grundlage, aus „Kotelettes“, „Steaks“, „Fisch“, „Schinken“ oder „Speck mit Eiern“ als Mittelbau und aus „Omelettes“, „Marmelade“, „Honig und Butter“ als Oberstock. Nebenbei wird Thee, Kakao und Milch gereicht (des Schlüpfrigmachens halber). Dem Breakfast folgt um 11 Uhr (um den Magen auf dem „Qui vive“ Fuß zu erhalten) Beeftea mit Semmel. Um 1 Uhr ist der Tisch wieder gedeckt

für lunch (auch „tiffen“ genannt), bei dem Roastbeef mit Kraut, Irish Stew, Curry (Indischer Pfeffer) mit Reis — denn beim Engländer muß es im Halse kratzen — die Hauptrolle spielen. Diesem wiederum folgt um 4 Uhr (um die Zunge zu wetzen) Kaffee oder Thee mit Kuchen oder Biskuits. Um 7 oder halb 8 Uhr findet dann das große Tagesereigniß zur See statt, nämlich Diner. Die Ouverture oder Introduktion zu diesem Hauptschmaus bildet gewöhnlich „wahre“ oder „falsche“ Schildkröten- oder Ochsenschwanzsuppe, eine Art Ballast oder schweres Geschütz, welches dem Verdauungskanale härter zusetzt als irgend ein anderes der folgenden Gerichte. „Gänseleberpastete mit Champignons“, oder „Kalbsrouladen mit Trüffel“ sind beliebt als Entrees und angenehme Erregungsmittel. Ein „Truthahn-“ oder „Fasanenbraten“ repräsentirt gewöhnlich den Culminationspunkt des Ganzen, das „pièce de resistance“, dem dann, milde abklingend, eine „Omelette aux confitures“, ein „Plumpudding“ oder „Gelee“ zu folgen pflegt. Ein Stückchen „Roquefort-“, „Chester-“ oder „Gorgonzola“-Käse zum Zuspitzen wird nicht verachtet, und Früchte, wie Rosinen, Bananen und Orangen u. s. w. zieren als krönender Schlußstein das Gebäude*). Wahrlich, eine stattliche „Bill of Fare“, deren Menus die verlangende Speiseröhre des behäbigsten Bonvivants, den geräumigen Magen des eingefleischtesten Gourmands und selbst die empfindlichen Geschmacksnerven des raffinirtesten Gourmets zu befriedigen im Stande wären, wenn nicht die englischen Saucen und Gemüse durch Mangel an gewürzhaften Zuthaten häufig einen Mangel an Wohlgeschmack erkennen ließen!

Fast ebenso interessant, wie das Menu selbst, ist das verschiedene Verhalten, welches die Passagiere bei den Mahlzeiten einschlagen, ich meine die verschiedenen Eßmethoden, welche sie annehmen, um zum gewünschten Ziele zu kommen. Allerdings bleibt dem Ethnographen bei solchen Gelegenheiten gewöhnlich nur wenig Zeit zur Beobachtung übrig, falls er nicht Gefahr laufen will, sich beim lebhaften Wettstreite überholt und um die schönsten Leckerbissen betrogen zu sehen. Er kann da z. B. wahrnehmen, daß manche während der Mahlzeit im Gebrauche ihrer Zer-

*) Senf-, Worcester- und Tomato-Sauce, um den Gaumen zu kitzeln und die Magennerven zu sticheln, sind bei allen Mahlzeiten stets zur Hand.

malmungswerkzeuge und Hände eine bedenkliche Schnelligkeit entwickeln; daß der eine oder andere sich des Messers nicht nur als Schneideinstrument, sondern zugleich, und nur zu häufig, als Transportmittel der Speise in den Mund bedient, wodurch er seine Lippen zerkratzt, während wiederum ein dritter neben den erlaubten Waffen, i. e. Gabel, Messer und Zähnen, auch unerlaubte Waffen, d. h. seine Finger, zu Hülfe zieht, um mit denselben erbarmungslos eine mörderische Attacke auf den Schenkel oder Flügel einer stattlichen Gans oder wohlduftenden Ente zu machen.

Wenn es wahr ist, daß man aus der Art des Trinkens die Nationalität des Trinkenden erkennen kann, so ist das gewiß in noch höherem Maße mit dem Essen der Fall. „Schön" ißt bekanntlich der Franzose, der das alte Sprichwort, auf das er mit Recht stolz ist, bewahrheitet: „On ne sait manger qu'en France". Ich habe mich davon während meines wiederholten Aufenthaltes in Frankreich hinreichend überzeugt, besonders aber auch während des Deutsch-Französischen Krieges, in dem ich häufig bei französischen Bürgerfamilien einquartiert war und so Gelegenheit hatte, dieselben am häuslichen Tische zu beobachten. Indem der Franzose bei der Mahlzeit alle Geschäftsgedanken bei Seite setzt und mit seiner Familie scherzt und lacht, benutzt er jene gleichzeitig als eine Unterhaltung oder ein Vergnügen, das er möglichst in die Länge zu ziehen sucht. Auch vom Engländer könnte man vielleicht sagen, daß er „schön" ißt, wenn er nicht zu schnell äße. Letzterer sieht das Essen mehr oder minder als ein nicht zu umgehendes Geschäft an, dem er sich zwar mit Ernst und Gewissenhaftigkeit hingiebt, dessen er sich aber auch, den Grundsatz beherzigend: „Time is money"*) möglichst rasch zu entledigen sucht. In Folge dessen nehmen bei ihm die Mahlzeiten häufig den Charakter einer Art „Hetzjagd" oder „Steeple chase" an, wobei er die auf der Bahn sich befindlichen Hindernisse in der Gestalt von Knochen oder Knöchelchen überspringt oder zu umgehen sucht. Noch rascher wie der Engländer pflegt der Amerikaner zu essen. Beim Deutschen dagegen — d. h. bei den weniger Gebildeten — gestaltet sich die Einnahme der Mahlzeit häufig geradezu zu einer Schlacht — pugna magna —, in die er sich unter Todesver-

*) „Zeit ist Geld."

achtung mit großer Kampfesluſt ſtürzt und bei der er ſich nicht eher zufrieden giebt, als bis das Feld von ſeinem Gegner, der toten Thier- und Pflanzenwelt, radikal geſäubert iſt. Manche laſſen in einer gewiſſen Anwandlung von Generoſität häufig noch etwas auf dem Teller für den verdienſtvollen Wächter des Hauſes „Jolly“ oder „Cäſar“ zurück; zum wenigſten etwas für „Heinz“ oder „Mizzi“; während Andere in ihrem ökonomiſchen Eifer zuweilen zu vergeſſen pflegen, das Geſchäft des Reinigens der Platten der Dienſtmagd zu überlaſſen.

Wir Deutſche mögen eine noch ſo hohe Meinung von unſerer Kultur und Civiliſation haben, aber die Kunſt „ſchön zu eſſen“ wird von den Meiſten von uns vernachläſſigt.

Ebenſowenig Anſpruch auf äſthetiſches Verhalten wird jener machen können, der nach vollendeter Mahlzeit ſich mit der einen Hand einen kleinen Spieß in den Mund ſteckt, während er die andere als eine Art Schild oder Bedeckung benützt, zum Zeichen, daß er ſeine Zähne einem Reinigungsprozeſſe unterwirft — eine üble Gewohnheit, der mitunter ſogar Angehörige des zarten Geſchlechtes fröhnen —, oder jener, der am Tiſche aus ſeiner Taſche eine Bürſte, oder Kamm und Spiegel hervorholt, um an dieſem ungeeigneten Platze ſein Bart- und Kopfhaar in Ordnung zu bringen und ſich dann von dem Erfolge dieſer für ſeine Umgebung unappetitlichen Prozedur zu überzeugen.

Warum nicht gleich die Toilette vermittelſt Seife, Zahnbürſte und Mundwaſſer vollenden!

VIII.

Die Canarischen und Capverdischen Inseln — Die Gegend der Windstillen — Die Kapstadt: Ihre Straßen — Weiße und Schwarze — Malayen — John Bull's Kolonisations-Methoden — Ein Alkohol-Enthusiast.

„Bist du auf hohem Meer,
So fahr mit vollen Segeln her."

Die nächste Eilandgruppe, welche uns nach Verlassen Madeiras zu Gesicht kommt, sind die „Canarischen" Inseln, eine spanische Kolonie und die Heimath unserer kleinen gelbgefiederten, es oft nur zu gut meinenden Zimmerschreier, woselbst der über 12000' hohe Pik von Teneriffe, ein wahrer Bergfürst, der sich direkt vom Busen des Meeres herauf stolz und hoch über die Wolken erhebt, zuerst in die Erscheinung tritt. Das Fahrzeug passirt die Eilande und erreicht bald darauf die Region der Passatwinde. Hier kräuselt eine ständige, fortgesetzte Brise das tiefblaue Wasser in kleine Wellen und treibt zierliche weiße Wölkchen über den klaren blauen Himmel hin. Bald ist der 23. Breitengrad überschritten, der Passagier befindet sich innerhalb der Tropen und hat die Sonne des Mittags direkt über seinem Kopfe. Während der Tageszeit sucht er auf dem Verdeck unter einem schattigen Segeltuche Schutz gegen die glühenden Sonnenstrahlen und schlägt während der Nachtzeit daselbst ein improvisirtes Lager auf.

Kurz nach Passiren der Capverdischen Inseln (Inseln des Grünen Vorgebirges) tritt das Fahrzeug in die Gegend der Windstillen — Kalmen oder Doldrums — ein, welche die Grenze der von Nordost und Südost kommenden Passatwinde bilden. Die See ist hier gewöhnlich ruhig, doch sind Gewitter nicht selten. Bald darauf kreuzt das Schiff den Aequator, ein Ereigniß, welches früher mit besonderem, jetzt nahezu vergessenem Ceremoniell gefeiert

wurde, bei dem Neptun, der Meeresgott, die Hauptrolle spielte. Derselbe erschien in einem grotesken Aufzuge und mit seinem Dreizack versehen auf dem Fahrzeuge und forderte jene Seeleute und Passagiere, welche die Sonnenlinie vorher noch nicht passirt hatten, auf, niederzusitzen, woraufhin er sie einseifte und mit einem hölzernen Messer rasirte. Den so Behandelten wurde zum Schluß ein Eimer Seewasser über den Kopf geschüttet, — ein feierlicher Akt, welcher ihnen die Taufe und Weihe als „Kinder Neptuns" ertheilte.

Während das Schiff nun weiter gegen Südosten steuert, werden wir uns erinnern, daß auf unserer Rechten die kleine Insel Ascension liegt, ein einsamer Felsen, welchem später nach weiterem Vordringen in den südatlantischen Ocean das kühne Felseneiland St. Helena folgt, der letzte unfreiwillige Wohnsitz und die ursprüngliche Grabstätte Napoleons.

Allmählich nähert sich nun das Fahrzeug der Westküste Südafrikas und passirt das Cap Paternoster und die Saldanhabai, worauf einige Stunden später der „Tafelberg" in Sicht kommt. Unaufhörlich hängen unsere Blicke an den immer deutlicher hervortretenden blauen Felsenmassen, die gleichsam wie ein mächtiger Außenposten den Eingang zum südafrikanischen Kontinent bewachen, und allmählich entfaltet sich mit dem Eindringen des Schiffes in die Tafelbai vor unseren Augen ein Panorama, welches in seiner Art unübertroffen dasteht in der Welt. Direkt vor uns liegt die freundliche Metropole der Kapkolonie, deren nördlicher Theil sich dem flachen Ufer der Bai entlang zieht, während ihr südliches von zahlreichen Obst- und Weingärten eingefaßtes Viertel auf sanft ansteigenden Höhen am Fuße des Tafelbergs angebaut ist. Auf der rechten Seite (vom Beschauer aus) wird die Stadt flankirt vom merkwürdigen Lion's Head (Löwenkopf) und Lion's Rump (Löwenrumpf), während auf der linken der malerische Devil's Peak (Teufelsberg) hervortritt. Zwischen diesen Ausläufern erhebt sich der „Table Mountain" selbst in seiner stolzen Majestät, eine beinahe 4000' hohe, von Osten nach Westen verlaufende Bergkette mit nahezu horizontalem Plateau und fast senkrecht aufsteigenden, durch Ravinen und Schluchten vielfach zerklüfteten Felswänden.

„Schauend nach dem Himmels Dom
Stolz und voll und klar."

Die Schönheit dieses Bildes wird noch erhöht dnrch einen häufig vollständig wolkenlosen, hellblauen Himmel und durch die Reinheit und Durchsichtigkeit der Atmosphäre, welche den Beschauer in den Stand setzt, selbst kleine Vorsprünge des Berges wie durch ein Teleskop mit einer solchen Deutlichkeit und solch wunderbarem Effekt anscheinender Nähe zu erkennen, daß jener, der gewohnt ist, größere Distanzen nur durch das Medium eines Nebels oder Dunstkreises zu schätzen, geradezu in Erstaunen gesetzt wird*).

Bei der Ankunft des Schiffes, dessen Annäherung schon viele Stunden vorher signalisirt worden ist, hat sich bereits eine bunte, den verschiedensten Nationen und Rassen angehörende, theils aus Freunden der Passagiere, theils aus Neugierigen bestehende Menschenmenge am Quai versammelt. Zahlreiche Koolis (indische Lastträger) sind anwesend, um den Ankömmlingen bei der Ueberbringung ihrer „Hausgötter" auf „terra firma" und ins Hotel behülflich zu sein.

Die Anlage von Kapstadt wurde von den Holländern mit mathematischer Genauigkeit ausgeführt. Die Hauptstraßen laufen parallel vom Fuße des Tafelberges nach der See zu und werden von solchen zweiten Ranges gekreuzt. Die Hauptverkehrsader ist Adderley Street. Hier befindet sich auf der einen Seite die neue Station, die Handels- und Wechselbank und der Militär-Paradeplatz, während die gegenüberliegende Seite von Waarenlagern, Bureaux und Läden eingenommen wird. Am oberen Ende der Straße befindet sich der „Government's Garden" mit dem Wohnsitze des Gouverneurs. Am Eingange des ersteren, der eine prachtvolle Allee alter Eichen aufweist, steht die Leihbibliothek und das Museum, und diesen gegenüber das Parlamentsgebäude.

St. Georg Street ist eine andere wichtige Verkehrsstraße; sie enthält die Post, Klubhäuser, Bank- und Zeitungsbureaux u. s. w.

Die Häuser der Stadt sind im Allgemeinen geräumig und luftig, haben flache Dächer und weiß getünchte Mauern, was ihnen ein freundliches und einladendes Ansehen verleiht. Die Front der Häuser ist stellenweise durch Veranden verdeckt, während

*) Bei vorherrschendem Südostwind lagern zuweilen bei klarem Himmel dichte, schneeweiße Wolken über dem Plateau des Tafelberges, die wie ein Tischtuch von demselben seitlich herabhängen, das sogenannte „table cloth" (Tafeltuch).

kleine Gärten oder Weinstockanpflanzungen die Rückseite derselben schmücken. Im westlichen Stadttheile befinden sich vornehmlich die alten holländischen Wohnsitze der früheren Einwanderer, während im östlichen modernen Viertel die englischen Niederlassungen vorherrschend sind. Hier, auf dem Wege nach Green Point, reiht sich Home (Heim) an Home, Cottage (kleines Landhaus) an Cottage, Villa an Villa, Hain an Hain, strotzend von üppigen Strauchgewächsen und Blumen, die sich unter südafrikanischem Himmel so prachtvoll entfalten.

In südlicher Stadtrichtung, am Fuße des Tafelberges entlang, steht gleichfalls eine große Anzahl freundlicher Landhäuser, umgeben von größeren und kleineren Baumgewächsen und Zierpflanzen europäischer und einheimischer Kultur, welche die Luft mit köstlichen Gerüchen schwängern. Die grüne Cypresse, die edle Ceder und wohlriechende Myrthe mischen sich hier mit dem fleischigen Cactus, der dornigen Acazie und gigantischen Euphorbiazee; die duftende Mimose, die glatte Aloe und träumende Palme vergesellschaften sich mit dem Kaffirbrod- und Speckbaum; und dieser wiederum kommt vereint vor mit der schlanken Palme, der trauernden Weide und majestätischen Eiche. Das Ganze ist eingesäumt von Anpflanzungen des herrlichen Silberbaumes und von Nadelholzgewächsen.

Südafrika ist ein ergiebiges Feld für das Studium der Anthropologie, und keine Stadt der Welt hat im Verhältniß zu ihrer Größe ein solches Gemisch von Nationen und Rassen aufzuweisen wie Kapstadt. Außer den Europäern und deren Nachkömmlingen sind die aus Indien eingewanderten Malayen am zahlreichsten vertreten. Dann kommen die einheimischen schwarzen Stämme, wie die Kaffern, die Fingos, Pondos und Basutos. Aber auch Mozambiquern, Aegyptern, Türken und Griechen begegnet man in der Hauptstadt. Hottentotten und Buschmänner sind in einzelnen Exemplaren anzutreffen. Kurzum, die verschiedensten Varietäten der Nationen und Blutstufen präsentiren sich hier, vom blonden Angelsachsen angefangen bis zum dunklen Aethiopier. Neben dem geschäftigen und sorgsam gekleideten europäischen Kaufmann oder akademisch Gebildeten, dem Arzt, dem Musiker u. s. w. wandelt der träge, dicklippige und krausköpfige, unheimliche Blicke werfende Zulu in zerlumptem Gewande, mit dem Schlapphut bedeckt.

Neben der schlanken, blauäugigen, schleppetragenden, halb prüden, halb koketten Miß mit goldgefüllten Zähnen sieht man das kleine, schwarze, barfüßige und kurzberockte Damara- oder Bechuana-Mädchen, mit Perlenzähnen im Munde und mit südafrikanischer Gluth in ihren Augen. Der Farmer, der Gold- und Diamantengräber, der Spekulant, der Abenteurer, welcher sein Glück vom Zufall erhofft, der Invalide, der hierher kommt, um seine Gesundheit wieder zu erlangen, alle sind sie vertreten im bunten Durcheinander mit dem europäischen oder indischen Trödler, dem Obsthändler, dem braunen Last- und Kohlenträger und dem Matrosen, der die ihm vergönnte kurze freie Zeit in fröhlicher Ausgelassenheit und Trinkgelagen verbringt. Gemiethete Hansons (zweirädrige Droschken) und zweispännige Privatfuhrwerke, gezogen von muthigen Pferden, rollen über die holprigen, nicht allzu reinlichen Straßen dahin; berittene Bäcker- und Fleischerjungen, in der einen Hand den Zügel haltend und mit dem freien Arm einen Henkelkorb umschlingend, galloppiren die Straße hinauf oder hinab. Zuweilen begegnet man auch schweren, 10 bis 12 paarigen Ochsengespannen, welche sich langsam und schwerfällig fortbewegen.

Auffällig sind auch die öffentlichen Verkäufe, welche zumeist aus zweiter Hand auf dem Markte stattfinden, wobei der Auktionator den Fremden durch seine merkwürdige Zungenfertigkeit in Erstaunen setzt, welche Jenem mehr als das Geräusch einer Klapper (Rätsche) als wie der Ton und Klang einer menschlichen Stimme imponirt.

Wie fast überall in der Welt, so ist auch in Kapstadt für Hotels, Bars und Kaffeehäuser, den Bedürfnissen entsprechend, genügend Sorge getragen. Die ersteren besitzen häufig Veranden oder auch innere Höfe, unter und in denen den hungrigen und durstigen Seelen aus aller Herren Länder für ziemlich theuren Preis nach englischer Art zubereitete Speisen, sowie die verschiedenen gebrannten und ungebrannten, gegohrenen und ungegohrenen, gebrauten und ungebrauten Gifte in Form von Brandy (Cognac), Whisky, Gin, Cocktail, Kapwein, englischem Ale und Stout, deutschem Lagerbier ꝛc., aber auch alkoholfreie Getränke, wie Mineralwasser, Zitronenwasser (lemon squash), Limonade, Ginger Beer, Ginger Ale, Dandelion, entweder von Mitgliedern des ernsten Geschlechts, häufig genug aber auch von heiteren und anmuthigen Heben (Barmaids) verabreicht werden.

Setzen wir unsere Wanderung etwas weiter fort nach der Peripherie der Stadt zu, z. B. in die vornehmlich von Malayen bewohnten Viertel, so wird unsere Aufmerksamkeit durch die vor ihrem Hause auf der Straße sitzenden braunen Familien in Anspruch genommen, die bei gemüthlichem Plaudern sich dem „dolce far niente“ hinzugeben pflegen, und deren jüngere weibliche Mitglieder nicht selten einladende Blicke dem vorübergehenden Fremden zuwerfen. Die Malayinnen lieben es, sich möglichst auffallend zu kleiden, glänzende Tücher, buntfarbige Strümpfe, kurze, aber steife Röcke und grotesken Kopfputz zu tragen.

Eine andere spezifische Eigenthümlichkeit der südafrikanischen Metropole sind die Kaffir-Loafers, welche sich auf den Straßen müßig herumtreiben und auf diese Weise unserm Herrgott den Tag abstehlen. Zuweilen sieht man auch einen solchen, der gerade im Begriffe ist, mit seinem langen Stabe den Kehricht einer auf der Straße aufgestellten Schmutztonne sorgfältig auszusuchen und die übrig gebliebenen Herrlichkeiten eines opulenten Mahles hervorzuholen, um dieselben nach vorhergehender redlicher Theilung mit seinem vierfüßigen Freunde und Begleiter entweder in einem mitgebrachten Sacke oder auch sofort in seinem lebenden Refektorium eßbarer Gegenstände verschwinden zu lassen. Eine solche Mahlzeit ist immer noch billiger, wie die seines fleißigeren und deshalb auch besser situirten Landsmannes, den man häufig auf einem Eckſteine oder sonstwo auf der Straße sitzen sieht, um seinen Drei-Pfennig-Snoek oder Hottentottfisch mit Vergnügen zu verzehren.

Eine andere, durchaus nicht seltene Erscheinung in der Kapstadt ist die „Polizei-Karre“. Sie hat den Zweck, etwaige durch übermäßigen Spirituosengenuß bis zur Besinnungslosigkeit betrunkene Individuen männlichen oder weiblichen Geschlechts aufzunehmen und an einen Ort zu bringen, woselbst ihnen Gelegenheit geboten ist, ihr menschliches Aussehen und ihre fünf Sinne wieder zu gewinnen.

Trunksucht ist in Südafrika ein sehr verbreitetes Uebel. Mit der Einführung europäischer, speziell holländischer und englischer Sitten und Gebräuche hat auch der Alkohol, dieser konstante Begleiter der Civilisation, seinen Einzug gehalten. Und da das feuchtigkeitsarme, warme Klima angethan ist, den Gaumen trocken und die Leber durstig zu machen, so fanden die geistigen Getränke

auch dort, wie überall, rasch Verehrer und getreue Anhänger, trotzdem sie die von ihnen erwartete Wirkung, jene kleine Leiden zu erleichtern, nicht zu erfüllen vermögen. Im Gegentheil! Berauschende Getränke scheinen in warmen oder heißen Ländern die körperliche, geistige und moralische Kraft des Einzelnen noch eher zu brechen und zu vernichten, also sich noch schädlicher zu erweisen, wie in mäßigen oder kalten Zonen. Magen-, Darm- und Leberkrankheiten, hochgradige nervöse Leiden und das sogenannte „D. T." (Delirium tremens) sind daher auch ganz gewöhnliche Vorkommnisse bei der Bevölkerung Südafrikas. Eine ganz besonders verderbliche Wirkung entfaltet aber der Alkohol bei den einheimischen schwarzen Stämmen, welche demselben gegenüber eine auffallend geringe Widerstandskraft zeigen, was für sie um so gefährlicher ist, da bei ihnen der einmal begonnene Genuß desselben sich rasch zur Leidenschaft steigert. John Bull machte sich manche der dortigen eingeborenen Stämme unterwürfig, weniger durch Waffengewalt, als dadurch, daß er für die Einführung und Verbreitung dieser heimtückischen Flüssigkeit unter ihnen Sorge trug. Erzählt man sich doch, daß der schlaue Kolonisator sich auf leichte Art in den Besitz der Diamantenfelder von Kimberley, welche ihm bis jetzt wenigstens 60 Millionen Pfund Sterling eingetragen haben, zu setzen wußte, indem er dem damaligen Häuptlinge resp. Fürsten von Griqualand, einem großen Enthusiasten von spirituösen Flüssigkeiten, ein Danaergeschenk in der Form von einigen Tonnen Brandy machte. Fürwahr! Alkohol ist gegen die Schwarzen eine schärfere und tödtlichere Waffe als Bajonnette, Maximgeschütze, Lee-, Methford- und Mausergewehre!

Mit der Bibel in der einen Hand und mit der Whiskyflasche in der anderen, so unterwarf sich John Bull die schwarzen Völker Südafrikas und Australiens!

IX.

Die Umgebung der Kapstadt — Green Point — Sea Point — Die Urheberin des Sündenfalles — Besuch des Tafelberges — Eine Fahrt in die Wüste — Die Buren, kurze Charakteristik derselben.

„Die Welt ist ein Buch, aus dem nur der etwas lernt, der darin lesen kann."

Die Kapstadt hat eine sehr hübsche, stellenweise geradezu reizende Umgebung. Die an der See gelegenen Vorstädte Green Point und Sea Point sind mit der inneren Stadt vermittelst der Tramway verbunden, so daß man zu jeder Tageszeit die glühende Hitze, die mitunter über der Stadt lagert, und ihre staubigen Straßen mit diesem Viertel vertauschen kann, wo eine frische Brise kühlend und wohlthuend wirkt und eine lohnende Aussicht über das Meer von einigen hohen Felsblöcken aus geboten ist, die am Gestade sich befinden. Manchmal saß ich hier und schaute träumend hinaus über die große, weite Wasserwüste, die ich bald wieder durchsegeln sollte. Erinnerungen an die Heimath und die Vergangenheit wurden in mir wach und die Gedanken über die dunkle, vielleicht abenteuerliche Zukunft stiegen in mir auf. Dabei weidete ich meine Augen an der nimmer endenden Brandung und dem Spiel der Wellen, deren letzte, kleinste Ausläufer das Steingerölle am Ufer neckisch und liebkosend, gleichsam küssend umtanzten.

Wie lebhaft steht mir noch heute das Schauspiel dieses Wellenspieles vor Augen! Heran rollt die mächtige Woge, um sich am mächtigeren Felsen zu brechen. Hoch auf spritzt die Brandung und in Millionen Atome zerstiebt der Gischt, die Umgebung weithin mit Feuchtigkeit erfüllend.

Nicht minder lohnend ist ein Spaziergang nach den sogenannten „Cape Flats". Dieselben stellen eine moorige Haide dar, woselbst

Moor- und Haidekräuter und Proteaceen aus weißem, thonigen Boden üppig hervorwuchern. Das dichte, sich zuweilen über große Flächen ausbreitende Gebüsch ist der Lieblingsaufenthalt von jenen häufig bunt schillernden und beinlosen, aber in hohem Grade springkundigen Geschöpfen, deren Biß oder Stich im Stande ist, dich mit fast absoluter Sicherheit per Eilpost in das Jenseits zu befördern. Die sicherere, von andern Schlangenjägern gewählte Methode, der Verführerin unsrer Stammmutter und Ursache des Falles der Menschheit mit einem wohlgeladenen Doppelläufer beizukommen, verschmähend, ging ich nur mit meinem Stocke bewaffnet hinaus, um den Kampf mit dieser hinterlistigen Kreatur, welche uns das Paradies raubte, aufzunehmen und zum mindesten ein bis zwei Stück von dieser verrätherischen Brut schleunigst in den Hades zu expediren. Leider erreichte ich meinen Zweck nicht. Offenbar hatte die schlaue Sippe von meiner mörderischen Absicht Wind bekommen und verhielt sich deshalb ruhig in ihrem Verstecke. Nun, später sollte mir noch genügend Gelegenheit geboten werden, mein beabsichtigtes Attentat erfolgreich auszuführen und „Vendetta“ an der Zerstörerin unseres Erdenglückes bis zum bittersten Ende zu nehmen.

Gleich empfehlenswerth wie letztere Tour ist eine Wanderung um den Fuß des „Lion's Head“. Der Pfad ist zuweilen tief in den Berg eingeschnitten und läßt dessen verschiedene geologischen Formationen wie quarzhaltigen Sandstein, Thonschiefer und Granit, in all ihren Uebergängen erkennen. Nach Gewinnung der Anhöhe, welche mehrere hundert Fuß über dem Meere sich befindet und eine glänzende Aussicht über die Stadt und die offene See bietet, die sich unten unter dumpfem Brüllen an einigen jähen Klippen des Gestades bricht, führt der Weg in Windungen wieder herab nach dem schon oben erwähnten Orte Green Point.

Eine längere und anstrengendere, aber noch dankenswerthere Exkursion als die eben genannten bildet die Besteigung des Tafelberges. Auch der schlechte Bergsteiger sollte es nicht versäumen, dieses Unternehmen wenigstens einmal auszuführen. Dabei wird er gut thun, sich frühzeitig, d. h. bei Tagesanbruch auf den Weg zu machen, um noch vor Einbruch der Nacht wieder zurück zu sein. Der Beginn des Aufstieges erfolgt durch anmuthige Gärten, nach deren Passirung ein Pfad, einem murmelnden Bache entlang, in

eine Schlucht führt, von wo aus der Tourist nach Betreten eines freien Vorsprunges eine entzückende Aussicht über die blaue, von einem azurnen Dome überspannte See genießt, welche in weiter Ferne mit dem Horizont in eins zu verschmelzen scheint. Auf ihr sieht man die kreuzenden Schiffe kometenschweifartige Silberfurchen ziehen, welche ihren durchgemachten Kurs bezeichnen. Bei weiterem steilem Anstieg erreicht der Tourist den Gipfel des Berges, der durch ein langes Plateau mit steilen Abstürzen und Zerklüftungen gebildet ist. Die verschiedensten Arten von Farrenkräutern und Binsengräsern zieren das Plateau, während Papilionaceen und Pelargonien in buntem Farbenschmuck die Bergabhänge überziehen. Die Besteigung des Table Mountain wird in ihrem Unternehmer eine angenehme Erinnerung für das ganze Leben hinterlassen.

Der Besuch der fashionablen Vorstädte der Kapstadt, nämlich Mowbray, Rondebusch, Newlands, Claremont und Weinberg, der nicht unterlassen werden darf, falls man Anspruch darauf machen will, die nähere Umgebung der Kapitale zu kennen, erfordert gleichfalls einen vollen Tag zur Durchführung. Hier in der stillen Waldeinsamkeit mit ihren unzähligen lauschigen Plätzchen haben viele Regierungsbeamte und begüterte Kaufleute der Metropole ihren Wohnsitz aufgeschlagen. Aber auch einige Europäer, denen darum zu thun ist, in stiller, friedlicher Zurückgezogenheit ihr Leben zu verbringen, haben sich hier dauernd niedergelassen. Und mit Recht! Ich wüßte in der That für diesen Zweck kaum einen besser gelegenen und passenderen Platz auf dem Kontinent als diesen, wo sich Natur mit Kunst vereinigt, um eines der schönsten Fleckchen Erde unter südafrikanischem Himmel zu schaffen, das selbst die lebhafteste Phantasie sich nicht schöner vorstellen könnte. Das Auge kann sich hier weiden an den grünen, von Rondebusch nach Claremont sich hinziehenden Spalieren, an dem Schimmer des aus zackigem Holze bestehenden Baumschlages und an den von Weinberg nach Stellenbusch sich erstreckenden freien, offenen Flächen. Eine herrliche Nadelholz- und Eichenallee, schattige Haine, dichte Anpflanzungen von Silberbäumen im Vereine mit dem durch die gewaltigen, steilen und blauen Bergwände des Tafelberges gebildeten Hintergrund, das Ganze überspannt von einem schimmernden Saphirdome, erhöhen den scenischen Effekt. Da ferner die Temperatur, welche im Sommer während des Tages in der Haupt-

ſtadt nicht ſelten drückend iſt, hier durch eine ſüdliche Seebriſe gemäßigt wird, ſo läßt auch das Klima nichts zu wünſchen übrig. In der That, es macht den Eindruck, als ob die Natur ſich entſchloſſen hätte, ihren ſüßeſten und zarteſten Hauch in dieſe Gegend auszuſtrömen. Ein Frühjahrs- oder Herbſtmorgen, mit einem tadellos reinen Aether und makellos blauen Himmelsgewölbe im Gefolge, iſt hier elyſiſch ſchön und wirkt geradezu berauſchend auf die Sinne des Menſchen. Eine Luft von ſolch unüberſchwenglicher Reinheit und Milde einzuathmen, iſt ein wahres Entzücken! Aber auch die Nächte athmen unausſprechliche Wonne und Milde, während der Mond häufig in einem leuchtenden Glanze prangt, der die nächtliche Scenerie wie in einem magiſchen Lichte verklärt und ihr eine faſt tageshelle Beleuchtung verleiht.

Um die ſüdafrikaniſche Natur auch in ihrer vollen Wildheit kennen zu lernen, iſt es zweckmäßig, einen Ausflug nach Tow's River zu machen, welcher vier Tage in Anſpruch nimmt. Man fährt mit der Bahn durch das freundliche Paarl, die Wiege des Afrikanderbondes, nach Wellington. Von da aus geht man zu Fuß in der Richtung nach den Bergen durch den berühmten Paß Bain's Kloof. Rauſchende Bäche und Waſſerfälle, welche ihr Bett tief in wilde Schluchten eingegraben haben, wechſeln hier ab mit zerſtreuten Felsmaſſen, welche den Kamm der Höhen krönen und, ausgewaſchen vom Regen und Wind der Jahrhunderte, die groteskeſten Formen annehmen, indem ſie bald einer halb verfallenen Mauer, bald einem runden oder ſpitzen Thurme gleichen, bald wieder eine mehr terraſſenförmige Aufeinanderſchichtung erkennen laſſen, oder auch als überhängende koloſſale Blöcke den Pfad des Wanderers drohend überragen — die Ueberbleibſel von himmelhoch aufgethürmten, aber durch die Zerſtörungskraft von Jahrtauſenden, welche ſeit ihrer Schöpfung verfloſſen, bis zur Unkenntlichkeit entſtellten Bauwerken eines ausgeſtorbenen Rieſengeſchlechts. Meilenweit bedecken den Boden zerbröckelte, von den nächſten Felswänden herabgefallene Steinmaſſen und in chaotiſcher Unordnung durcheinander geworfene Granitblöcke — eine Felſenwildniß oder Steinwüſte! Kein grüner Baumzweig oder Grashalm mildert die Wildheit der Scenerie; weder farbenprächtige Schmetterlinge noch buntgefiederte Vögel durchſegeln hier die Luft, und ſelbſt der ſtolze, hochfliegende Adler, der König der Lüfte,

scheint aus Mangel an Beute diese Höhen zu verschmähen. Nur selten wird die tiefe, feierliche Stille unterbrochen durch den gellen Schrei eines kleinen, kaninchenähnlichen Thieres, das, aufgescheucht durch den Schritt des unerwarteten Ankömmlings, davoneilt, um unter dem nächstgelegenen Felsblocke rasch wieder zu verschwinden. Die Natur trägt hier den Charakter des Grandiosen, Wilden und Ehrfurchtgebietenden.

Beim Abstieg von dem Passe trifft man am Fuße des Berges auf ein Gehöft, das Besitzthum eines Kapholländers. Es war hier, wo ich zum ersten Male Veranlassung hatte, die Gastfreundschaft eines solchen in Anspruch zu nehmen, da der Abend schon ziemlich vorgeschritten war und keine andere Herberge in der Nähe sich befand. Nach langem Hin- und Herdebattiren, bei dem sich herausstellte, daß ich das Kauderwelsch, welches den Namen „Cape Dutch" führt, nicht verstehen konnte, umgekehrt aber auch der Gutseigenthümer vorgab, mein „Deutsch" oder „Englisch" nicht zu begreifen, verwies man mich endlich an einen Ort, wohin man sonst die Pferde zu stellen pflegt, gewährte mir jedoch gleichzeitig die für mich höchst schmeichelhafte Vergünstigung, anstatt des üblichen Bündels Stroh, das man jenen Vierfüßlern auf ihr Lager zu werfen gewohnt ist, die den Boden bedeckenden blanken Holzdielen benutzen zu dürfen. Eine mitgebrachte Flasche schweren Kapweines half mir etwas über die ungewohnte Härte meines primitiven Lagers hinweg, und bald hielten mich Morpheus Arme in sanfter Umschlingung während des Restes der Nacht umfangen.

Der folgende Morgen brach herrlich an. Der aus dem Schlafe erwachte Sonnengott erhob sich aus einem Bette von Purpur und sandte von Osten her seine ersten erwärmenden, goldenen Strahlen auf die vom Thau benetzten grünen Matten, deren in krystallnes Naß getauchte Halme erglänzten und funkelten gleich Millionen von Saphiren, Rubinen und Smaragden. Ich machte mich sofort auf den Weg, um per pedes apostolorum mein vorgestecktes Ziel „Worcester" noch vor Einbruch der Nacht zu erreichen. Wohlgemuth wanderte ich dahin und hatte den verlassenen Ort etwa 5 bis 6 Stunden hinter mir gelassen, als ernste Zeichen der Ermüdung und Entkräftung sich bei mir einstellten. Wohl kämpfte ich eine Zeit lang dagegen an; als aber mein allzu freigebiger Freund Phöbus, der mich schon während des Vormittags in seinem Feuer

getauft hatte, trotz meiner Einsprache fortfuhr, von seinem Throne am Zenith herab mich und die weite, fast baumlose Ebene mit Feuerwellen förmlich zu überfluthen, deren sengender Gluth ich nicht mehr widerstehen konnte, so bat ich, erschöpft durch die Intensität der Hitze und durch Mangel an Speise und Trank, einen zufällig passirenden Kapbauern, der ein leichtes, von zwei Pferden gezogenes Fuhrwerk lenkte, mich auf seinem Gefährte aufzunehmen. Aber auch diesmal hatte ich kein Glück. Wild die Peitsche schwingend, fuhr der Kutscher, meiner bedrängten Lage nicht achtend, vorüber und überließ mich meinem Schicksale. Mühsam und mit stundenlangen Unterbrechungen schleppte ich mich die endlos erscheinende Landstraße dahin und erreichte erst mit Einbruch der Nacht den Ort meiner Bestimmung.

Obwohl nun solche kleine üble Erfahrungen im Vereine mit anderen ernsterer Natur durchaus nicht angethan sind, Sympathien für Jemand zu erwecken, so trage ich doch dem tapferen Volke der Buren nichts Uebles nach. Im Gegentheil! Gleich meinen Mitpatrioten bewundere ich deren Muth, Ausdauer und Standhaftigkeit in dem Kampfe gegen eine mehr wie zehnfache Uebermacht und bedaure ihr Mißgeschick, obwohl, wie schon früher bemerkt, ich mich der Ansicht nicht erwehren kann, daß dieselben dabei nicht ganz von eigenem Verschulden frei zu sprechen sind. Leider kann ich jedoch nicht verhehlen, daß die Buren und ihre nächsten Anverwandten, die Kapholländer, wegen ihres ausgesprochenen Hanges zur Trägheit die Achtung und Zuneigung unserer dort ansässigen, mir vielfach befreundeten Landsleute, zur Zeit meines Aufenthaltes in der Kapkolonie, d. h. Mitte der achtziger Jahre, nicht genossen.

Der Bure ist bekanntlich ein ausgezeichneter Schütze, welcher auf mehrere hundert Schritte eine Antilope im Springen niederzustrecken vermag. Aber er liebt nicht die Bajonette (ich verarge ihm das auch gar nicht), was seine von Anfang des Feldzuges an eingeschlagene Kriegstaktik zur Genüge erklärt.

Unser Landsmann, Dr. Fritsch, schildert die Buren in seinem Werke „Drei Jahre in Südafrika“ als unglaublich beschränkt und langsam, aber auch als zähe, gutherzig und bigott. Nach ihm erweisen dieselben Gastfreundschaft nur dem gegenüber, der ihre Sprache spricht und auch sonst ihnen zu imponiren versteht. Wer

jedoch zu Fuß, oder bittend, oder gar erst nach Einbruch der Nacht sich ihnen nähert, hat auf ihre Gastfreundschaft nicht zu rechnen.

Viel schlimmer kommen die armen Buren weg bei der Beschreibung eines entfernt verwandten Landsmannes von ihnen, eines Franzosen, Max O'Rell — die Buren sind bekanntlich theilweise Abkömmlinge der aus Frankreich eingewanderten Hugenotten —, der anfangs der neunziger Jahre bei ihnen sich aufhielt und betreffs der damaligen Verhältnisse in Transvaal sich folgendermaßen ausspricht: „Es ist jetzt wohl bekannt, daß der Boden Transvaals und des umliegenden Territoriums mit Gold gespickt ist*); aber es ist ebenso sicher, daß die Buren niemals danach graben werden. Sie werden vielleicht die Oberfläche der Erde etwas kratzen, aber niemals in die Tiefe gehen. Sie besitzen enorme Flächen kultivirbaren Bodens, den sie nicht bebauen, und in ihrer Hand macht das Land keine Fortschritte. Sie sind unwissend, hinter den Zeiten zurück, eigensinnig und faul. Sie bebauen das Feld, wie es zu den Zeiten Abrahams, Isaaks und Jakobs geschah. Sie wechseln weder ihre Ideen noch ihre Leinwand. Ihre Häuser gleichen häufig wahren Schweineställen. Bevor sie zu Bette gehen, nehmen sie ihre Stiefeln ab und nennen das „sich ausziehen". Der Fußboden ist ihr Bett; darüber sind Felle ausgebreitet, und darauf schläft die ganze Familie, Mann, Frau und Kinder durcheinander. Ein oder zwei Mal im Jahre fahren sie in die nächste Stadt, um Gebete zu verrichten. Sobald sie den Ort ihrer Andacht wieder verlassen haben, wird er von den Einwohnern ausgeräuchert."

Zum Schluß fügt er noch folgendes humoristische Rezept hinzu: „Nimm das Schmutzigste, Tapferste, Altmodischste und Hartnäckigste von einem Bretonen, das Argwöhnischste, Schlaueste und Gemeinste eines Normannen, und das Verschlagenste, Gastfreundschaftlichste (?), Puritanischste und Frömmste eines Schotten; mische wohl, rühre und trage auf! Dann hast du den Boer, oder Bauer, oder, wenn du willst, — den Buren."

Ich betone nochmals, daß ich hier nur wiedergebe, wie andere Autoren die Buren beurtheilen, ohne damit zu sagen, daß ich

*) Es wird jetzt als ziemlich erwiesen betrachtet, daß Salomo sein Gold zur Erbauung des Tempels von Jerusalem von diesen Gegenden holte.

Alles billige. In Folge dessen überlasse ich auch dem Leser, von obiger Charakterskizzirung zu glauben, was ihm beliebt, und sich diesen gegenwärtig so interessanten Volksstamm nach seinem eigenen Geschmack und Liebhaberei zuzurichten.

Die Fortsetzung der Reise von Worcester aus nach Tow's River erfolgt mittelst der Bahn über den Hex River Paß, ein großartiges Werk der Ingenieurkunst, welches seinem Vollbringer voraussichtlich die Unsterblichkeit in der südafrikanischen Geschichte eintragen wird. Es erinnert sehr an den zwischen Bologna und Florenz über die Apenninen führenden Paß.

Tow's River, eine kleine Ortschaft, liegt am südlichen Saume der „Little Karroo". Letztere steht in Verbindung mit der „Great Karroo" und bildet mit ihr zusammen eine steppenförmige Hochebene, die zumeist aus rothem eisenhaltigen Thon besteht, welcher in der trockenen Jahreszeit hart und ganz unfruchtbar ist, bei Regen jedoch stellenweise sich rasch mit einem üppigen Blumen- und Grasmeere bedeckt. Die Hochebene trägt demnach im Gegensatz zu den monotonen Prärien in Nordamerika mehr den Charakter einer Savanne, d. h. sie weist im Allgemeinen eine inselförmige Vegetation auf, welche durch das Auftreten kleinen Gesträuches und das Wachsthum von Mesembryanthemum und Durragraas (Sorghum) u. s. w. bedingt ist. Nördlich von Tow's River jedoch fehlt auch diese beschränkte Vegetation gänzlich und an ihre Stelle ist eine vollständig öde Sandsteppe getreten. Kein Bäumchen hat hier seine Wurzeln in den Boden gesenkt; kein grünes Hälmchen erfreut das Auge und selbst das wasserarme Flüßchen, dem der Ort seinen Namen verdankt, findet hier im Sande sein Grab. Sand, nichts als trauriger glühender Sand bedeckt, soweit das Auge nach Norden reicht, die Ebene. Eine Wüste Sahara im Kleinen!

X.

Südafrikas Fauna und Flora — Seine Hülfsquellen: Diamanten, Gold, Straußenzucht u. s. w. — Ein lukratives Geschäft.

„Ein jedes Land hat seine Gaben."

Südafrika im Allgemeinen, speziell aber der südliche Theil der Kapkolonie resp. Cape Town mit seiner direkten Umgebung, bietet gewiß viel Interessantes in naturwissenschaftlicher Beziehung. Der Freund der Natur, der Ethnograph, der Geologe, der Botaniker, alle finden genügend Material und Stoff für Unterhaltung und Studium. Aber auch dem Nimrod ist daselbst Gelegenheit geboten, seine Passion zu befriedigen. Wilde Kaninchen, Fasanen und Wachteln, Taucher und Pinguinen, Möven und Kormoranen und andere Arten von Seevögeln sind auf dem Robben-Eiland, das ein ergiebiges Feld für das Waidwerk ist, vertreten. Auch wilde Enten und Gänse, sowie die kleineren Antilopen-Spezies sind mehr oder minder über die Kapkolonie verbreitet. Dagegen haben sich die größeren und edleren Raubthiere mit dem Vormarsch der Zivilisation fast gänzlich von den südlich gelegenen Landstrichen, diesem einstigen „großen Jagdgrunde der Welt", mehr nach dem Innern des Kontinents zurückgezogen. So hat der König der Wüste, der hier einst fast unumschränkte Herrschaft über die schwächeren und furchtsameren Mitglieder der vierfüßigen Welt übte, schon längst vor dem weißen Manne, seinem unerbittlichen Feind und Verfolger, die Segel gestrichen, indem er gegen das Bechuana- und Matabele-Land zurückwich. Der Elephant ist nur noch in vereinzelten Gruppen im Knysma Forest zu finden und darf übrigens nicht mehr gejagt werden. Der gewaltige Hippopotamus, der, das Wasser aus seinen Nüstern spritzend, sich früher auch in den Wellen des Salzflusses tummelte, taucht nur noch im

Orange River und Zambesi-Strom, und der wilde Buffalo weidet jetzt in den Dickichten von Damaraland und auf den baumreichen Hügeln des Limpopo-Gebietes. Nur der Kap-Leopard durchstreift gelegentlich noch die dichtbewaldeten Ravinen und Schluchten des Tafelberges, während der Schakal, dieser Brutzerstörer, und die Grabschänderin „Hyäne" auch heute noch in fast unverringertem Grade ihr Unwesen forttreiben, indem sie bald Schafheerden auf dünn bevölkerten Farmen überfallen, bald den Auswurfskasten auf dem Düngerhaufen eines weißen Ansiedlers leeren, oder auch über irgend einen todten Körper sich hermachen, den sie dann, und sei er auch der eines Kameraden von ihnen, mit teuflischer Lust und echt bestialischer Begierde verschlingen.

Auch die Baboonen und andere Affenarten machen zeitweise Raubzüge von den Hügeln herab, indem sie in die am Fuße derselben gelegenen Obstgärten und Weinberge einfallen, ohne Rücksicht zu nehmen auf Name, Alter, Stand und Religion des Besitzers.

An dieser Stelle möchte ich auch noch mit einigen Worten der Kap-Flora gedenken, welche dem Botaniker geradezu ein Feld von Ueberraschungen bietet, da die Blumen nicht nur ungewöhnlich zahlreich sind, sondern sich auch durch große Verschiedenheit der einzelnen einheimischen und nicht einheimischen Formen und Gattungen auszeichnen. Unter allen Arten tritt die Familie der Kompositen am häufigsten auf, von denen die Everlasting-Blume (das Siebenjährige), die Gazanien und Othonnanen das Auge durch ihre Anmuth, Formverschiedenheit und Farbenglanz ergötzen und das Herz erfreuen. Die Proteaceen übertreffen die anderen Pflanzenarten an Originalität der Form und Ueppigkeit des Wachsthums. Die Haidekräuter, welche weite Flächen unkultivirten Landes bedecken, zeichnen sich ebenfalls durch die Verschiedenheit der Form ihrer Blumen und den Glanz ihrer Farben aus. Oxalideen schmücken die Hügel der südlicheren Landstriche während der Winterszeit; dagegen sind die Pelargonien und stark riechenden Diomeen ziemlich gleichmäßig über verschiedene Gegenden der Kolonie verbreitet. Im Uebrigen ist das Zurücktreten wohlriechender Blumenspezies im Verhältniß zu den geruchlosen eine geradezu charakteristische Erscheinung der Kap-Flora. Und selbst unter den ersteren kommt der Wohlgeruch gewöhnlich lange nicht so intensiv zum

Durchbruch, wie bei vielen unserer heimischen Blumen. Eine südafrikanische Gartenrose z. B. entwickelt niemals diesen berauschenden Wohlgeruch wie unsere einheimische Rose, so sehr sie auch der letzteren an äußerer Entwickelung und Schönheit überlegen sein mag.

Ein solches Mißverhältniß zwischen äußerer Pracht und innerem Werthe tritt übrigens in noch auffallenderem Grade in der gefiederten Welt hervor. So zeichnen sich viele der kleineren, in Südafrika einheimischen Vögel, wie der Gold- oder Emerald-Kuckuck, der Königsfischer, der Sonnenvogel und Kaffernfinke u. s. w. durch auffallenden Federschmuck aus; aber sie sind nicht im Stande, auch unser Ohr mit lieblichem Gesang zu ergötzen. Ein gelegentlicher melancholischer Ruf ist Alles, was man von ihnen zu hören bekommt. Diese Thatsache hat auch Veranlassung zu dem Sprichwort gegeben: „The flowers in South Africa have no scent, the birds no song, and the ladies no mind“*) — ich bitte um Verzeihung, falls etwa ein Mitglied des zarten Geschlechtes, in dessen Adern südafrikanisches Blut rollt, sich innerhalb unserer Mauern aufhalten sollte —. Die beiden ersteren Punkte unterschreibe ich; was aber den letzten anbelangt, so habe ich zu wenig Erfahrung in dieser Richtung, um mich für berechtigt zu halten, ein Urtheil zu fällen.

Bevor ich das Kapitel über Südafrika schließe, möchte ich noch einige Worte über seine Hülfsquellen beifügen und will hier in erster Linie des Weinbaues gedenken.

In früherer Zeit war der Weinbau in der Kapstadt und deren Umgebung ein gewinnbringendes Geschäft. Seit dem Jahre 1860 jedoch, in dem die dem Winzer gewährten Vergünstigungen wieder zurückgezogen wurden, hat sich die Produktion wesentlich vermindert und beträgt gegenwärtig wohl kaum mehr als für 10000 bis 15000 L. Stl. pro Jahr. Die Kapkolonie weist ausgezeichnete Boden- nnd klimatische Verhältnisse auf, welche für das Wachsthum eines guten Rebensaftes günstig sind, dessen bekannteste und beste Sorten unter dem Namen „Constantia“, „Paarl“, „Pontac“ u. s. w. verkauft werden. Trotzdem konnte sich der Kap-

*) In Südafrika haben die Blumen keinen Geruch, die Vögel keinen Gesang und die Frauen keinen Geist.“

wein weder in England noch sonstwo auf dem europäischen Kontinente einbürgern. Das ist theilweise dem Umstande zuzuschreiben, daß das Produkt, dem eine wissenschaftliche Behandlung am Orte seiner Erzeugung abging, häufig im unfertigen Zustande nach Hause geschickt wurde, woselbst es dann bloß zum Verschneiden zu gebrauchen war. Der Mangel an geeigneten Kellern in der Kolonie erweist sich gleichfalls als ein wesentlicher Uebelstand, der dazu beiträgt, den Wein resp. Most an seiner Entwickelung bis zur vollkommenen Reife zu verhindern.

Wie der Weinbau, so liegt auch der Ackerbau in Südafrika noch sehr im Argen. Er hat sich zwar in neuerer Zeit wesentlich gehoben, doch deckt er immer noch nicht die Bedürfnisse des Landes. Die große Trockenheit desselben, sowie die hohen Transportkosten der Erzeugnisse sind die Haupturſachen des geringen Anbaues von Cerealien. Dazu kommt noch ein Mangel an Energie bei den dortigen eingeborenen Farmern, welcher sich häufig genug bis zur Lässigkeit, ja Trägheit steigert, ein Laster, welches mehr oder minder ein Grundzug der ganzen südafrikanischen Bevölkerung ist. Die meisten Farmer geben sich eben schon mit dem zufrieden, was ihnen die Natur im Verein mit leichter Arbeit gewährt, ohne darauf bedacht zu sein, etwas mehr als das für das Leben Nothwendigste zu erwerben. Denn sie gehören, im Gegensatz zu ihren Unterdrückern, den Engländern, nicht zu den großen Verehrern des „Goldenen Kalbes“; wohl aber rechnen sie sich zu den gläubigen Christen und sind fromme Anbeter Jehovahs. Dabei kommt aber neben dem Beten vielfach das Arbeiten zu kurz.

Ohne Zweifel läßt sich die Energielosigkeit, welche, wie schon gesagt, mehr oder minder der ganzen einheimischen südafrikanischen Bevölkerung anhaftet, auf die dortigen klimatischen Verhältnisse zurückführen, welche einen entschieden entnervenden Einfluß auf die Konstitution des Einzelnen auszuüben vermögen. In Folge dessen steht auch die Industrie in Südafrika nur auf schwachen Füßen, und es würde gewiß auch um die Kapkolonie ziemlich schlecht bestellt sein, wenn nicht die im Jahre 1886 in Johannesburg in Transvaal gemachte Entdeckung der Goldfelder dieselbe wieder auf die Beine gebracht hätte. Diese Goldstadt, zu deren Gründung und Entwickelung die Buren nichts oder nur wenig beigetragen haben, ist ein neuer, großer Triumph britischer Unter-

nehmungsluſt, Energie und Ausdauer. Sie entſtand innerhalb weniger Jahre in der Wüſte, wo weder Flüſſe, Wege noch Bäume waren und keine Transport- und Konſtruktionsmittel zur Verfügung ſtanden. Die Geſchichte von Johannesburg, das vor circa vier Jahren bereits eine Einwohnerſchaft von 100 000 Seelen hatte, wovon die Hälfte Weiße waren, iſt übrigens nur eine Wiederholung der Geſchichte von San Franzisko und Melbourne. Vor Beginn des unheilvollen Krieges war die jährliche Ausbeute an Gold bis auf etwas über 5 Millionen L. Stl. geſtiegen.

Eine ähnliche, wenn auch nicht ſo raſche und bedeutende Entwickelung als Johannesburg hat Kimberley aufzuweiſen, die Hauptſtadt der Diviſion Weſt-Griqualand, an der nördlichen Grenze der Kapkolonie gelegen und berühmt durch ſeine Diamantgruben. Die früher zahlreichen Geſellſchaften, welche dem Graben nach dieſem Edelſteine oblagen, ſind ſeit 1892 in eine große Geſellſchaft vereinigt worden. Das Graben geſchieht durch Neger (Kaffern u. ſ. w.), welche den koſtbaren Lehm in Karren werfen, die den Inhalt wiederum in Maſchinen entleeren. Der Sand wird durchgeſiebt und der Rückſtand auf Tiſche gebracht, woſelbſt Arbeiter unter der ſtrengen Aufſicht von luchsäugigen Wächtern die Diamanten ausſuchen. Die Farbe der Steine iſt weiß, gelb, weingelb, braun, blaugräulich u. ſ. w. Um das Stehlen von Diamanten zu verhindern, ſind die größten Vorſichtsmaßregeln getroffen. Während der Dauer ſeines Engagements iſt der ſchwarze Arbeiter ein förmlicher Gefangener der Geſellſchaft, welche ihn in einer Art Einzäunung oder Kaſerne einſchließt, innerhalb welcher ihm außerhalb ſeiner Beſchäftigungszeit freie Bewegung und Spiel mit ſeinen Kameraden erlaubt iſt. Vor ſeiner Entlaſſung wird er jedoch für eine Woche ſtreng abgeſondert gehalten. Desgleichen muß er ſich einer wiederholten genauen Unterſuchung, die ſich ſogar auf ſeine Mundhöhle u. ſ. w. erſtreckt, unterwerfen. Wenn er nun die Prüfungszeit, welche die Strenge einer Unterſuchungshaft überbietet, hinter ſich hat und entlaſſen wird, ſo iſt die Kompagnie ziemlich ſicher, daß kein Diamant mit ihm die Schwelle ſeines freiwilligen Gefängniſſes verläßt.

Die hauptſächlichſten landwirthſchaftlichen Produkte Südafrikas, die auch theilweiſe ausgeführt werden, ſind: Schafe, Ziegen, Wolle, Elfenbein und Häute. Es wird beſonders die beliebte Rambouillet-

Art der Merino-Rasse gezüchtet. Auch die Zucht von Angora-Ziegen hat sich als profitabel erwiesen, und die Produktion von Mohair beläuft sich auf eine nicht unbedeutende Menge. Ferner macht die Zähmung und Züchtung des Straußes einen bedeutenden Zweig der Viehzucht aus. Diese Vögel weiden entweder frei oder werden innerhalb einer Umzäunung eingeschlossen und mit verschiedenen Getreidearten, mit Blättern, Kraut, Frucht, Würmern u. s. w. gefüttert. Dieser Nahrung werden häufig gestoßene Knochen, Granit, Muscheln und andere ähnliche Leckerbissen beigefügt, um dem Straußenmagen etwas mehr Arbeit aufzubürden, da die gewöhnliche leichte Kost diesem wunderbaren Organe nicht genügt.

Eine besondere Aufmerksamkeit wird der Erlangung von Nachzucht gewidmet. Die Bebrütung der Eier wird dabei gewöhnlich nicht der Legerin derselben überlassen, noch auch ihrem Herrn Ehegemahl, der, wenn in Freiheit, die mütterliche Rolle der Brütung häufig übernimmt und mit Würde und großer Gewissenhaftigkeit durchzuführen pflegt, sondern sie wird künstlich vermittelst des Patentbrutofens bewerkstelligt. Gewiß ist es ein Akt der Grausamkeit seitens des Menschen, die Eltern zu verhindern, ihre väterlichen resp. mütterlichen Pflichten auszuüben und so ihre Zuneigung und Liebe ihren zukünftigen Jungen gegenüber an den Tag zu legen. Der Straußenzüchter jedoch, der ebensowenig Sinn für Strauß'sche Sentimentalitäten wie für Strauß'sche Musik hat, macht sich darüber wenig Bedenken, seitdem er herausgefunden hat, daß er bei Verwendung seines Apparates von einem Straußenpaare jährlich wenigstens 60 Eier erhält, welche fast alle zur Reife gelangen, während er bei der natürlichen Brütung kaum die Hälfte brutfähige Eier zu erzielen vermag.

Nachdem nun die kleinen, wie die Igel mit Stacheln bedeckten Küchlein ausgekrochen, werden sie, bis sie etwas größer und kräftiger geworden, entweder in einer mit Wolle ausgelegten Schachtel oder auch in einem warmen Raume untergebracht, also ganz ähnlich behandelt wie unsere lieben Babies, welche künstlich vermittelst eines Inkubators aufgezogen werden. Später werden sie dann der Fürsorge eines Kaffern- oder Hottentotten-Jungen anvertraut, zu dem sie sich bald hingezogen fühlen und unter dessen Pflege sie wachsen und erstarken. Die erste allerdings weniger ergiebige Lese kann etwa im Alter von acht Monaten stattfinden.

Somit bleibt also für den intelligenten Straußenzüchter nur noch übrig, eine Methode zu erfinden, welche ihn in den Stand setzt, künftighin bei der Gewinnung von Federn, dieses vielgesuchten Modeartikels, auch die Brutmaschiene, ja sogar den Strauß selbst entbehren, d. h. die Federn vermittelst eines chemischen oder sonstigen geistreichen Verfahrens künstlich herstellen zu können. Ein solcher Erfolg würde nicht nur gleichbedeutend sein mit der Gründung eines der denkbar lukrativsten Geschäfte, sondern müßte ihm auch neben dem Neid die rückhaltloseste Bewunderung seiner weniger glücklichen Konkurrenten einbringen.

„Semper Africa novi aliquid offert"*).

Plinius.

Mit Bezug auf unsere eigenen Kolonien an der östlichen und südwestlichen Küste des afrikanischen Kontinents läßt sich heutzutage noch kein bestimmtes Urtheil abgeben, inwieweit sich dieselben im Laufe der Zeit für ihr Mutterland als vortheilhaft und gewinnbringend erweisen werden. Doch ist jetzt schon mit ziemlicher Sicherheit anzunehmen, daß der Entwickelung derselben in Folge ihrer Lage in der heißen Zone und in Folge der dort vielfach herrschenden Fieberkrankheiten kein besonders günstiges Prognostikon gestellt werden kann. Oberleutnant Schloiser, der unlängst in Berlin über die von ihm geleitete Expedition des Tanganyika-Dampfer-Comités berichtete, giebt sich zwar in Bezug auf die Zukunft Deutsch-Ostafrikas einer zuversichtlichen Stimmung hin. Diese wird jedoch nicht von allen Reisenden getheilt. So fällt z. B. der englische Reisende J. E. S. Moore speciell über die die Nyassa- und Tanganyika-Seen begrenzenden Gegenden, welche theilweise dem deutschen Gebiete zugehören, geradezu ein verdammendes Urtheil, indem er sagt: „Die Plateaus, welche als gesunde Heimathstätten für Niederlassungen und als die Pflegestätten junger Kolonien bezeichnet werden, haben in auffallender Weise die schrecklichen Attribute eines Kirchhofes. Die dort lebenden Völker sind gestorben, sterben noch, und werden fortfahren zu sterben, und zwar die am Tanganyika-See wohnenden in einem noch rascheren Tempo als jene, welche sich an dem Ufer des Nyassa-

*) „Afrika bietet stets etwas Neues".

Sees angesiedelt haben". Er bezeichnet jene Gegenden als fortlaufende Grabstätten von Europäern, die sich dort niedergelassen hatten, und berichtet, daß die Kommission, welche eingesetzt wurde, um die Frage betreffs der enormen Sterblichkeit auf dem dortigen Plateau zu lösen, nahe daran war, eher von den „Fieberwanzen" selbst aufgelöst zu werden, als ihre Aufgabe zu erfüllen. Wenngleich nun ein solches absprechendes Urtheil über die Aussichten von Kolonisationsbestrebungen in jenen fernen Ländern zum Theil dem Pessimismus eines Mannes entsprungen sein mag, der sich vielleicht infolge schlimmer persönlicher Erfahrungen in einem nervösen Reizzustande befunden hatte, so ist es doch immerhin eine Mahnung, uns vor jenem Optimismus zu bewahren, der uns nur zu leicht veranlassen könnte, deutsches Kapital in Unternehmungen zu stecken, die sich mit der Zeit als große Mißerfolge erweisen könnten.

Weltreise-Skizzen.

Von

Dr. med. A. Lurz
Dresden.

Haurit aquam cribro,
Qui discere vult sine libro.

III. Lieferung:

Australien.

Dresden 1902
Verlag von Wilhelm Baensch

XI.

Abreise von Kapstadt — Sturm — Ein komisches Intermezzo — Ein ungläubiger Thomas — Ein magischer Trank.

„Wer das Wasser fürchtet,
Der gehe nicht zu Schiff."
Gaal.

Es war an einem Nachmittage im Oktober, als die kleine, kaum 800 Tonnen fassende „Janet Nicoll" — das Schiff trug den Namen der Frau seines Besitzers — mit ca. 30 Passagieren an Bord, worunter auch meine Wenigkeit sich befand, auf ihrer Reise nach Melbourne von Kapstadt aus in See stach. Wir waren bei der Ausfahrt von glänzendem Wetter begünstigt und hatten, da wir uns bei der Umsegelung des „Kap der Guten Hoffnung" stets nahe an der Küste hielten, hinreichend Gelegenheit, unsere Neugierde in Bezug auf das Aussehen und die Formation dieses so viel genannten Küstenstriches zu befriedigen und uns an dem immer wechselnden Panorama seiner kühnen, schroffen und nackten Vorberge zu ergötzen. Manche von diesen standen finster und drohend heraus, gleich nach dem Meere zu vorgeschobenen Wachposten, bestimmt, dem Anstürmen der vom Südpole herandrängenden, langgedehnten, jungfräulichen, in ihrer Kraft noch ungebrochenen Wogen mit kühner Stirn Trotz zu bieten und deren weiteres Eindringen in das Land abzuwehren. Ich hatte mich in einem bequemen Sessel unter einem Rettungsboote postirt und widmete meine Aufmerksamkeit den vielgestaltigen Felsmassen, welche zuweilen in den bizarrsten Formen sich zeigten, während ich gleichzeitig meine Erlebnisse in Kapstadt in meinem Gedächtnisse nochmals Revue passiren ließ und in Gedanken und angenehmen Träumen über die hoffnungsvolle Zukunft und das vielversprechende Goldland „Australien" schwelgte.

So vergingen Stunden der denkbar schönsten Fahrt, als mit dem Einbruch der Nacht ein leichter Süd-Ostwind sich erhob, der immer heftiger werdend, allmählich zu einem förmlichen orkanähnlichen Sturme anwuchs. Dichte Ketten von Wolken, die einen gespensterhaften Eindruck machten, jagten über unsere Köpfe dahin und ließen nur von Zeit zu Zeit die bleiche, fahle Scheibe des Mondes durchschimmern, welcher, ohnmächtig, den Zorn der aufgeregten Elemente zu besänftigen, den stillen Beobachter zu machen schien; dabei schlugen die sturmgepeitschten Wogen des Indischen Oceans an die eisernen Planken des kleinen Fahrzeuges, als wenn sie an ihnen ihre Kraft erproben wollten. Welle auf Welle, schäumend vor Wuth, wälzte sich über das Deck des kleinen Schiffes, begierig dasselbe mit ihren schier unwiderstehlichen feuchtkalten Umarmungen zu erdrücken und tief unten im Busen des Meeres zu begraben. Aber „Janet Nicoll" hielt sich tapfer und überstand ihre erste „flüssige Feuerprobe" gut. Bald erklomm sie, nach dem Himmel schauend, langsam den Kamm der vor ihr aufgethürmten Wogen, bald schoß sie pfeilschnell von der Höhe wieder hinab, um sich in der nächsten Welle zu versenken. Aber immer wieder tauchte das Schifflein empor und führte siegreich Mannschaft und Passagiere über die tobenden Fluthen dahin.

Halb betäubt von dem Getöse und Brüllen des Sturmes, sowie von den Wirkungen der Seekrankheit, welche mich diesmal noch heftiger befallen hatte, als während der Fahrt durch die „Biskaya-Bai", streckte ich mich auf mein Lager, um Ruhe und Schlaf zu suchen, ganz gleichgültig, was auch immer sich ereignen möge. Aber so oft ich auch im Begriffe war, in einen wüsten Halbschlummer zu verfallen, so oft wurde ich wieder durch ein schreckliches, einem Donnerschlag gleichendes Geräusch aufgeschreckt, das durch das Aufschlagen der in direkter Nähe sich befindenden Luppenthüre auf die eisernen Schiffsplatten erzeugt wurde. So war es bereits viele Stunden fortgegangen, und die Nacht, die eine wirkliche Schreckensnacht für mich darstellte, schien endlos zu sein, als plötzlich ein heftiger Wortwechsel und Geschrei, das außerhalb meiner Kabine seine Ursache hatte, an mein Ohr drang. Ich sah den Schiffseigenthümer, der als Mitpassagier eine Kajüte mit mir theilte, durch die Thür nach außen stürzen und folgte ihm, das Schrecklichste befürchtend, mit dem Aufwande aller meiner Kräfte,

ſchnell auf dem Fuße. Doch welch' ſonderbares Bild bot ſich mir dar! In der Paſſage ſtand, an ſeinem Rockzipfel von dem Inſaſſen der anſtoßenden Kabine feſtgehalten, ein Mann, der „in flagranti“ ertappt worden war, als er ſoeben im Begriffe ſtand, die Hoſentaſchen des betreffenden Paſſagieres einer genaueren Unterſuchung zu unterziehen. Ein Entrinnen war nicht mehr möglich, denn der Ruf meines Nachbars hatte bereits einige Mitreiſende herbeigelockt, welche ſo Zeuge des Vorganges wurden. Der auf der That betroffene Uebelthäter aber war kein anderer als der dem Kapitän zunächſt ſtehende Offizier des Schiffes! Ich bedauerte ihn, denn er hatte vielleicht die Taſchen nur befühlt, um ſeine Neugierde zu befriedigen, ob dieſelben nicht etwa Bonbons oder ſonſtige Leckerbiſſen enthielten, oder auch durch allzu ſtarke Benutzung defekt geworden waren. Ein unfreiwilliger, vom Kapitän ihm zudiktirter achttägiger Aufenthalt „tief unten im Loche“ war die Strafe für ſeine allzugroße Neugier und falſch angebrachte wiſſenſchaftliche Explorationsmethode.

Nachdem nun dieſer tragikomiſche Zwiſchenfall ſeine Erledigung gefunden, taumelte ich wieder mit wüſtem Schädel und dumpfem Kopfe in meine Kajüte auf mein hartes Lager zurück. Bevor ich mich jedoch demſelben definitiv überließ, ſtärkte ich mich mit einem kräftigen Schluck Champagner, den ich von Kapſtadt mitgenommen hatte, um mich gegen die Seekrankheit immun (!) zu machen.

Was dann während der nächſten zwei bis drei Tage um mich vorging, davon weiß ich nichts zu erzählen, denn ich lag während der ganzen Zeit in einem lethargieähnlichen Zuſtande darnieder, der mir das klare Bewußtſein und vor Allem die Erinnerung an die letzten Vorkommniſſe raubte. Doch entſinne ich mich genau des Vorganges, der eintrat, als ich von meinem betäubten Zuſtande erwachend, und gepeinigt von den ſchrecklichſten Schmerzen in meinem „Inteſtinaltrakt“*), den Steward bat, mir wiederum eine halbe Flaſche von dem berühmten Pfropfentreiber zu bringen. Ich ging nämlich immer noch von der falſchen Vorſtellung aus, mit jenem prickelnden Lebenselixir mein Leiden — das übrigens in dieſem Stadium, wie ſich ſpäter herausſtellte, nur die Folge mangelhafter Nahrungsaufnahme war — am erfolgreichſten bekämpfen zu

*) Eingeweiden.

können, und erwartete demnach dessen vielversprechende Ankunft mit Sehnsucht und Spannung. Doch, wie groß war mein Erstaunen, als an Stelle des Steward mit dem erwünschten Mousseux der Kapitän des Schiffes und der Doktor mit einer Tasse „beefstea“ in der Hand eintraten und mir kategorisch erklärten, daß sie in Folge meiner Erkrankung für mein Leben fürchteten — ich selber glaubte noch nicht an's Sterben — und mit Rücksicht darauf in meinem und ihrem Interesse sich veranlaßt sähen, jede weitere Darreichung alkoholhaltiger Getränke verbieten, dafür aber als lebens- (und seelen-) rettenden Ersatz das Nehmen einer Tasse „beefstea“ empfehlen zu müssen. Obwohl ich einsah, daß beide Herren es mit mir gut meinten, so war ich doch über eine solche beabsichtigte Beeinflussung in der Auswahl meiner Getränke und über die offenbare Beraubung meiner Willensfreiheit höchst entrüstet. Was, ich, der ich 30 Jahre lang kaum eine andere Flüssigkeit als Wein und Bier über meine Lippen gebracht hatte, sollte gleich den schlappen Temperenzlern und weibischen Teetotalers*) „beefstea“, ein solch fades und widerliches Getränk, schlürfen! Das Heilmittel war ja schlimmer wie die Krankheit! Der Gedanke daran schnürte mir schon die Kehle zu! Mein verwöhnter Magen verlangte offenbar etwas Kräftigeres als „beefstea“; zum wenigsten „Hopfen und Malz mit etwas Konsistentem“! Ich war also, wie schon gesagt, durch jene Verordnung schwer gekränkt, wenn nicht gedemüthigt, und begann gegen das Vorgehen beider Herren energisch zu protestiren. Dieselben ließen sich jedoch durch meine erhobene Einsprache nicht einschüchtern und bestanden auf der strikten Durchführung ihrer Vorschriften. Ich fühlte bald, daß ein weiteres Widerstreben meinerseits nichts nützen würde, und glaubte, da auch meine Widerstandskraft durch die Krankheit offenbar gelitten hatte, mich „nolens volens“ in mein Schicksal fügen zu müssen. Ich faßte also Muth, ergriff mit der rechten Hand die dargebotene Tasse, führte sie an den Mund, drückte mit den Fingern meiner Linken die Nasenflügel zu, schloß die Augen, warf den Kopf zurück und ... schluckte — entsetzlich! — die gelblichbraune Flüssigkeit! Doch siehe! ... der Doktor hatte wirklich Recht; ich hätte es nicht geglaubt! Der Trank wirkte magisch! Innerhalb weniger

*) Theetrinker.

Minuten verließ ich, von Schmerzen befreit, meine Lagerstätte, um auf das Verdeck zu gehen und mich den übrigen Passagieren anzuschließen. Gleichzeitig aber war aus einem ungläubigen Thomas ein gläubiger Christ geworden!

Leider war die Genesung von einer nicht gerade angenehmen Entdeckung gefolgt. Als ich mich nämlich nach meinem Lager von moussirenden Weinflaschen umsah, fand ich dasselbe vollständig geleert. Selbstverständlich war ich anfänglich über diesen unbefugten Eingriff in mein persönliches Eigenthum höchst entrüstet. Bald jedoch fing ich an, mich mit meinem Verluste auszusöhnen, darüber zu lachen und mich höchlichst zu amüsiren. Ja, ich fühlte mich zuletzt sogar geschmeichelt und zu Dank verpflichtet, indem ich annahm, daß die betreffenden Theerjacken-Biedermänner, welche sich bei genauerer Nachforschung als die Urheber des Verschwindens des Weines herausstellten, die Flaschen nicht aus leidenschaftlicher Genußsucht und verächtlicher Trinkgier, sondern lediglich aus purer Liebenswürdigkeit und Zuneigung zu mir auf mein spezielles Wohl und im Interesse meiner Gesundheit geleert hatten.

XII.

Eine Braut in spe — Reflexionen über die Ehe — Eine unangenehme Erfahrung — Eine prekäre Lage.

„Das Meer ist nicht so gefährlich,
Als Mädchen sind begehrlich."

Mein persönliches Verhältniß zu dem Eigenthümer des Schiffes, den ich vielleicht für den an meinem Eigenthum begangenen Unterschleif hätte verantwortlich machen können, blieb sonach ein ungetrübtes. Ja, es gestaltete sich mit jedem Tage freundschaftlicher, da er selbst, sowie seine vor Kurzem ihm angetraute Gattin und deren Schwester, Miß Pickersgill, eine hochgeschossene, blauäugige Blondine mit üppigen Rosenlippen, schmachtendem Gesichtsausdruck, und einer Haut, so rein wie Alabaster und zart wie Samt, sich alle mögliche Mühe gaben, den Passagieren den Aufenthalt auf dem Schiffe während der langen Fahrt möglichst angenehm zu machen und dieselben in guter Laune zu erhalten. Auch rückte, wie mir Frau Nicoll mit bedeutsamer Miene zu verstehen gab, „the day of proposing" heran, d. h. jener Tag, an welchem nach ihrer Aussage jedem erwachsenen Mädchen in England gestattet war, ihrem Herzallerliebsten einen Heirathsantrag zu machen, ohne dabei befürchten zu müssen, ihrer weiblichen Würde etwas zu vergeben, oder gegen die Sitten des Landes zu verstoßen. Obwohl mir als Deutschem ein solches Privilegium der Töchter Albions neu war und etwas sonderbar*) erschien, verstand ich den Wink und ließ ihn mir auch gefallen. Glaubte ich doch schon längst in dem üblichen Morgengruße der holden Miß, welche sich wahrscheinlich

*) Ich höre neuerdings, daß ein New-Yorker Geistlicher jungen Damen von der Kanzel herab empfahl, im Stellen von „Heirathsanträgen" nicht zu schüchtern zu sein.

von ihrer Schwester hatte erzählen lassen, daß es sich im ehelichen Himmel gut wohnen ließe, eine besondere Wärme und Theilnahme für mich wahrzunehmen, wenn sie mit den Worten „How do you do, Sir“ an mich herantrat!

An dieser Stelle möchte ich nun allerdings konstatiren, daß es mir, obwohl nie ganz unempfindlich gegen die weiblichen Reize, doch niemals besonders darum zu thun war, die Freiheit meines Junggesellenlebens mit dem süßen Ehejoche zu vertauschen, da ich mich von jeher eines gewissen Grades von Scheu vor der Haube und dem weiblichen Pantoffel, und seien sie auch von Seide oder Samt, nicht erwehren konnte.

„Wer eine Frau nimmt, nimmt einen Herrn.“

Weiblicher Glanz und Schönheit vermochten auch niemals einen solch berückenden Einfluß auf mich auszuüben, daß ich mich dadurch hätte blenden lassen, oder daß ich gar gleich manchen meiner gleichaltrigen Geschlechtsgenossen einen übereilten Schritt gethan hätte. In der Kreutzersonate läßt Graf Tolstoi Posdnischen sagen: „Sobald ein Mann an eine Frau herantritt, so verfällt er der Wirkung der ‚Belladonna‘ und ist betäubt.“ Eine solche Wirkung bei der Annäherung an eine Frau habe ich glücklicherweise an mir selbst niemals beobachtet. Auch hatte ich stets die Präludien zum Eintritt in den Ehestand, d. h. das Vorstadium des Seufzens, Schmachtens, Küssens und auf die Kniee Fallens, wie das Flehen um die weibliche Gunst überhaupt, als etwas Abgeschmacktes und Lächerliches, wenn nicht eines ernsten und gesetzten Mannes Unwürdiges, erachtet. Jener Theil meiner Geschlechtsgenossen, welche den Frauen bei jeder Gelegenheit zu Füßen lagen, konnte mir niemals imponiren, geschweige denn, daß ich mich selbst zu einer derartigen, wenig rühmlichen Handlung hätte herablassen können.

„Wer sich an Weibern thut vergaffen, der wird alsbald zum Affen.“

Nichtsdestoweniger blieb auch ich vor den Einflüssen einer kurzen „Sturm- und Drangperiode“ nicht ganz verschont, und die Worte Gott Vaters „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei“ tauchten zuweilen in meinem Geiste auf.

„Wer ohne Liebe lebt, der ist lebendig todt.“

Die Anſichten über die Ehe ſind, wie die über vieles andere, bereits ſeit Jahrtauſenden fortwährenden Wandlungen unterworfen geweſen. Salomo, der Sohn Davids und König von Iſrael, ſchien nicht viel davon zu halten, da er die Weiber, obwohl er ſelbſt ſich des Beſitzes von nicht weniger als 800 Frauen und einiger hundert Konkubinen rühmen konnte, ein „großes Uebel" nannte. Im Gegenſatz zu ihm nannten die alten Griechen das Weib ein „ſchönes Uebel", während andere Völkerſchaften wiederum dasſelbe als ein „nothwendiges Uebel" betrachteten.

Paulus ſprach der Eheloſigkeit das Wort, indem er ſagte „Wer ein Weib nimmt, thut wohl, wer es nicht nimmt, thut beſſer", und Jeſus, ſein Herr und Meiſter, hatte ſich ſchon vor ihm in ähnlicher Weiſe ausgedrückt.

Die meiſten Rechtsgelehrten des Alterthums betrachteten die Ehe als ein Geſetz der Natur, oder auch als eine göttliche Inſtitution, und bei den alten Perſern häufte derjenige, welcher im eheloſen Zuſtande verharrte, Schimpf und Schande auf ſich. Auch bei den alten Römern war die Eheloſigkeit verachtet, während denen, welche eine fruchtbare Ehe aufweiſen konnten, gewiſſe Privilegien ertheilt wurden.

Bei uns galt im Mittelalter die Eheloſigkeit als eine Ketzerei, welcher ſich (im Sinne des Geſetzes) jener zu Schulden kommen ließ, der 50 Jahre, 3 Monate und 3 Tage alt geworden war, ohne durch das Eingehen einer Heirath ſeinen Pflichten als Staatsbürger nachgekommen zu ſein.

Max O'Rell läßt John Bull in einem Zwiegeſpräche mit einem Sohne Galliens ſagen: „Die Ehe iſt eine Entweihung der Liebe. Mit dem Eingehen derſelben beginnt die Illuſion, von der die letztere ſich genährt hat, zu verſchwinden und jede Zärtlichkeit ſich zu verlieren. Die Schönheit verblaßt mit dem Abſterben anderer kurzlebiger Eigenſchaften, und nur das Solide bleibt zurück. Im Eheſtande wird immer nur derſelbe Tiſch mit derſelben Speiſe gedeckt, denn in der Liebe, wie in der Küche, giebt es keine delikaten Gerichte, ſondern nur einen Kochtopf, eine Suppe und nur eine Sauce."

Ich glaube wohl, daß diejenigen der Wahrheit am nächſten kommen, welche die Ehe ein Roulette- oder Lotterieſpiel nennen, bei dem nur ein kleiner Theil der Spieler oder Einſetzer ein gutes, die Mehrzahl aber ein ſchlechtes Loos reſp. Nieten zieht.

Gewiß, in manchen Fällen wirkt der Eheſtand, wie der Umgang mit Frauen überhaupt, bildend und veredelnd auf den Mann und wird zuweilen für denſelben geradezu zu einem Segen, wenn er auf Harmonie der Gefühle und Geſinnungen begründet iſt. Der Mann wird in der Ehe, indem er in dem Leben einen höhern Zweck als die bloße Rückſichtnahme auf ſein eigenes „Ich“ oder die Befriedigung ſeiner Wünſche und Bedürfniſſe erkennt, von den Schlacken des kalten Egoismus, die nun einmal mehr oder minder jedem Junggeſellen anhaften, gereinigt; ſeine Willenskraft wird geſtählt, und ſeine Arbeitsliebe erhöht. Die Rauhheiten und Härten ſeines Charakters werden abgeſchliffen, und er ſelbſt wird rückſichtsvoller und liebenswürdiger gegen Andere. Ja, in manchen Fällen wird das Weib für den Gatten, indem es ſeinen Ehrgeiz anſpornt, geradezu zur Triebfeder großer Thaten.

Andererſeits können wir aber auch nicht in Abrede ſtellen, daß die Frau zuweilen zur Urheberin von unbeſonnenen Handlungen wird, die mitunter ſelbſt von großem nationalem Unglücke gefolgt ſein können. Troja würde vielleicht heute noch ſtehen, wenn es keine „ſchöne Helena“ gegeben hätte, und die einſtige „Grande Nation“ würde heute kaum den Verluſt ihres Preſtige und Elſaß-Lothringens zu beklagen haben, wenn nicht eine „Eugenie“ ihren kaiſerlichen Gemahl, den damaligen erſten Schauſpieler auf der Weltbühne, zu beeinfluſſen und zu dirigiren verſtanden hätte! ...

„Der Apfel aber, den Eva brach,
Bracht' uns in Vielem Ungemach.“

Frauen von dem Schlage einer „Aſpaſia“, welche Liebenswürdigkeit mit Geiſt verbinden, ſind ſelten, und ſolche, welche ſich durch Geiſt allein auszeichnen, haben gewöhnlich den „spleen“ und taugen nicht für die Ehe. Sie geben weder gute Hausfrauen und Wirthſchafterinnen, noch gute Mütter ab. Was hilft es auch, wenn die Frau im Stande iſt, ihrem Manne Vorträge über „Sophokles“ oder „Ariſtophanes“ zu halten, dabei ſich aber weigert, etwas für ſeine Bequemlichkeit zu thun, oder ſich unfähig erweiſt, ihm einen ſaftigen Gänſe- oder wohlgeſpickten Haſenbraten vorzuſetzen! Weder die philoſophiſche „Hypatia“, noch die dichteriſche „Sappho“ hat es fertig gebracht, einen Mann zu beglücken.

„Eine gelehrte Frau und eine verſalzene Suppe ſind beide ungenießbar.“

Ziehen wir nun aus dem Vorhergehenden das Resumé, so werden wir zugeben müssen, daß beide Zustände, der Ehestand sowohl, wie das Cölibat, weit davon entfernt sind, vollkommen zu sein. Beide haben neben ihren Vorzügen ihre Mängel und Inkonvenienzen und sind nach gewissen Richtungen hin als Uebel zu betrachten. Es dürfte deshalb sich als zweckmäßig erweisen, von beiden Uebeln das kleinere zu wählen, oder doch das, welches ein Heilmittel zuläßt, wobei natürlich nur das Junggesellenthum in Betracht kommt; haben es doch Männer wie Plato, Aristoteles, Newton, Theophr. Paracelsus, Voltaire, Leibnitz, Kant und unzählige andere hervorragende Persönlichkeiten auf dem Felde der Wissenschaft und auf anderen Gebieten hinreichend bewiesen, daß man seinen Lebenszweck auch ausfüllen, ja sogar Großes und Unsterbliches leisten kann, ohne in den Hafen der Ehe eingelaufen zu sein!

Um mich nochmals bildlich auszudrücken, möchte ich sagen: „Die meisten, oder doch viele von denen, welche sich in den Ehestand begeben, betreten ein Haus, über dessen Eingangspforte die Worte „Glaube, Hoffnung und Liebe" stehen und welches von außen mit Amor-, Psyche- und Junogestalten, ferner mit Myrtenzweigen*), Paradies- oder Liebesäpfeln, untermischt mit Immergrün, Vergißmeinnicht, Veilchen und Mannstreu geschmückt ist, während seine inneren Räume mit Kreuzen und Dornenkronen, mit weiten Pantoffeln und großen Hörnern, ferner mit Stiefmütterchen**), Gänseblümchen***), Rosmarin†), Hollunderblüthen††) und Cypresse†††) behangen und ausgestattet sind."

So sehr ich nun auch von der Thatsache überzeugt war, daß verhältnißmäßig nur wenig Ehen glücklich würden, so war ich doch in letzterem Falle, in dem ich das Vergnügen hatte, die Bekanntschaft von Miß Pickersgill zu machen, nahe daran, meinen Sinn zu ändern, da mir die Sache sehr einladend und acceptabel erschien. Ich ging also auch bereits mit dem Gedanken um, mich nach meiner Landung in Melbourne in die offenen Arme Gott

---

Bedeutet: *) Hochzeit. **) Liebloſigkeit. ***) Dummheit. †) Thränen. ††) Krankheiten. †††) Tod.

Hymens zu werfen, als eine Laune des Geſchickes — denn eine ſolche möchte ich es nennen — meine Träume wieder zerſtörte.

„Es hat nicht ſollen ſein.“

Eines ſchönen Morgens konnte man nämlich wahrnehmen, daß das Fahrzeug, welches bis dahin eine gleichmäßige Geſchwindigkeit von ungefähr 10 Knoten per Stunde eingehalten hatte, anfing, eine auffallende und bedenkliche Langſamkeit anzunehmen. Auch konnte man beobachten, wie die Blaujacken von allen Ecken und Enden des Schiffes alte Kiſten und Kaſten hervorholten, um dieſelben in Stücke zu ſchlagen oder zu ſägen. Wir Paſſagiere ſahen uns zuerſt verwundert an und fragten uns gegenſeitig, was das wohl zu bedeuten habe, und was die Urſache der Langſamkeit des Schiffes ſein möge. Auch befragten einige von uns den Kapitän. Dieſer jedoch hüllte ſich in tiefes Schweigen, wie das ja gewöhnlich bei unangenehmen Vorkommniſſen der Fall zu ſein pflegt. Als wir jedoch die zerkleinerten Holzſtücke im Feuerraume des Schiffes reſp. der Maſchine verſchwinden ſahen, war die Sache aufgeklärt und das Räthſel gelöſt, — der Vorrath an Kohlen war der gänzlichen Erſchöpfung nahe, und der kleine noch zur Verfügung ſtehende Reſt mußte für etwaige Eventualitäten aufbewahrt werden!

Zu dieſem Uebelſtande kam aber noch eine weitere betrübende Wahrnehmung. Denn ein Unglück kommt ſelten allein. Auch die Lebensmittel fingen an knapp zu werden! Das Mehl, um friſches Brot zu backen, war bereits ſeit einigen Tagen aufgebraucht, und das Brot wurde durch Schiffszwieback erſetzt. Auch das friſche Fleiſch ging zur Neige, ſodaß die eingeſalzenen und geräucherten Sorten herhalten mußten. Friſches Gemüſe und Obſt hatte es überhaupt noch nicht gegeben! Nur Thee, und Thee, und Thee; daran war kein Mangel!

Nun, lieber Leſer, ich bin durchaus nicht ängſtlicher Natur; gewiß nicht viel mehr wie du ſelbſt es biſt. Aber ſich auf hoher See zu wiſſen, ohne genügenden Kohlenvorrath und mit nur ganz ungenügenden Segelvorrichtungen, bei bereits fühlbarem Mangel an Nahrungsmitteln, das iſt gewiß keine angenehme Empfindung! Bei einem etwa auftretenden Sturme, der uns 1—2 Grad weiter ſüdlich getrieben hätte, oder ſelbſt nur bei einer länger an-

haltenden ungünstigen oder gar entgegengesetzten Windrichtung wären wir höchst wahrscheinlich dem Verderben preisgegeben gewesen!

Die Entrüstung, welche sich der Passagiere über die ungenügende Verproviantirung des Schiffes mit Kohlen und Lebensmitteln bemächtigte, war deshalb auch eine allgemeine und machte sich, was gewiß verzeihlich war, Luft in dem Gebrauche nicht allzu liebenswürdiger Ausdrücke gegen die Schiffsverwaltung und den Eigenthümer des Fahrzeuges, der offenbar aus Motiven der Gewinnsucht und des Geizes unterlassen hatte, auch nur die für die Sicherheit der Passagiere allernöthigsten Vorkehrungen treffen zu lassen. Es kam zu einem förmlichen Aufruhr auf dem Schiffe, der leicht zu bedauernswerthen Thätlichkeiten hätte ausarten können, wenn nicht die ruhigeren Gemüther über die wenigen Heißsporne, welche sich unter den Passagieren befanden, die Oberhand behalten und dieselben beruhigt hätten. Glücklicherweise blieben uns der Gott der Winde wie der Meeresgott hold und langsam trieb das Fahrzeug dem Orte seiner Bestimmung, Melbourne, zu, das wir nach 32 tägiger Fahrt erreichten, nachdem wir während der ganzen Zeit weder Land noch andere Schiffe, nur Himmel und Wasser gesehen hatten.

Die gerechte Strafe für solch leichtfertiges Spiel mit Menschenleben auf Seite der Schiffsverwaltung blieb nicht aus. Ein Jahr später zerschellte das Fahrzeug an der australischen Küste, auf einer Fahrt von Hobart nach Sydney begriffen, und erhielt so den wohlverdienten Lohn für den frevelhaften Leichtsinn, dessen sich sein Kapitän und sein Eigenthümer hatten zu Schulden kommen lassen. . . .

Poor Janet Nicoll, Gott hab sie seelig, möge sie in ihrem feuchten Grabe in Frieden ruhen!

Leider theilte bald darauf die stolze „Mexican" ihr Loos, derselbe Dampfer, der mich auf meiner ersten Weltumseglung von Southampton nach Kapstadt getragen hatte. Er stieß in der Nähe der Kapstadt im Nebel auf eine Klippe und sank.

„Fida terra, infidum mare."*)

*) Die Erde ist verläßlich, aber tückisch das Meer"

XIII.

Neue Schiffahrtsverbindungen von Kapstadt nach Melbourne — Reisebegleiter — Ein frivoler Sport — Der südliche Sternhimmel.

„Große Meere, große Wellen."

Die Reise von Kapstadt nach Melbourne nimmt gegenwärtig ca. 20 Tage in Anspruch. Sie ist eine verhältnißmäßig rasche, da sie den größten Theil des Jahres von günstigem Winde unterstützt wird. Es sind jetzt mindestens 4 bis 5 Linien, welche einen regelmäßigen Verkehr zwischen beiden Plätzen unterhalten, die „White Star Line", „Lund's Line", „Gulf Line" ꝛc.

Beim Auslaufen des Schiffes um die Hafendämme der Kapstadt bietet sich dem Passagier eine schöne Rundsicht über die Tafelbai und die sie begrenzenden Berge dar. Die klippenähnlichen Bergmassen der 12 Apostel fesseln zuerst sein Auge; aber auch die folgenden, zuweilen äußerst malerischen Formationen der Halbinsel nehmen sein Interesse in hohem Grade in Anspruch.

Bald hat das Schiff das berühmte „Kap der Guten Hoffnung" umsegelt, kreuzt dann die sogenannte „False Bay" (falsche Bai), innerhalb welcher die Simon's Bai mit der Kaiserlichen (Englischen) Flottenstation liegt, passirt den „Danger Point" (gefährlichen Punkt) und folgt der Küste in der Richtung nach dem „Kap Agulhas" oder „Nadelgebirge", welches die Südspitze Afrikas bildet. Manches Schiffswrack ragt hier aus dem Wasser hervor als ein beweiskräftiger Zeuge, daß dieser Küstenstrich nicht mit Unrecht eine traurige Berühmtheit als einer der für die Schifffahrt gefährlichsten Punkte der Welt erlangt hat. Mit dem Gefühle der Erleichterung, wie nach jeder überstandenen Gefahr, zugleich aber auch mit einer gewissen Wehmuth sieht der Passagier die Küste schwinden, und bald darauf hat sich die äußere Welt

für ihn vollkommen verändert. Es ist eine endlos erscheinende See, die ihn nun trägt, eine See, auf der er voraussichtlich drei Wochen lang weder eine Insel noch die Masten eines anderen Schiffes zu sehen bekommt, und eine fast unerträgliche Langeweile müßte sich seiner bemächtigen, wenn nicht der Anblick der hochgehenden Wogen des „Indischen Oceans", welche hier ihren Lauf um die Erde verfolgen, sowie das Auftreten anderer Erscheinungen wenigstens zeitweise sein Interesse in Anspruch nehmen und so etwas Abwechslung in die Monotonie des täglichen Lebens bringen würden.

Wahrlich, es würde sich verlohnen, eine Fahrt in den südlichen indischen Ocean zu machen, um seine mächtigen Wellen, welche hier zuweilen eine Höhe von über 30 Fuß und eine Länge von über 350 Fuß erreichen, beobachten zu können.

Ein nicht seltenes Vorkommniß sind die Walfischzüge, welche in diesen Meeresregionen auftauchen. Sie bestehen manchmal aus 40 bis 50 Exemplaren, welche zuweilen stundenlang sorglos und munter das Fahrzeug begleiten und den Passagieren während dieser Zeit viel Belustigung darbieten. Es sieht zu putzig aus, wenn die kleinen, jüngeren Thiere neben den alten Ungethümen einherschwimmen, die in ziemlich regelmäßigen Intervallen an die Oberfläche des Wassers kommen, um ihre natürliche Fontäne spielen zu lassen.

Andere und sehr treue Begleiter des Fahrzeuges sind die Seevögel, welche den Matrosen als „Stinkpots", „Capehens" und „Parsons" bekannt sind, und im Gegensatze zu ihren Kameraden in anderen Meeresgegenden das Schiff nie ganz verlassen. Sie pflegen sich auf den Wellen am Hintertheile des Fahrzeuges niederzulassen, um nach Beute auszuspähen, und werden so häufig die armen Opfer eines frivolen Sports, indem sie vermittelst einer Angel gefangen und von dem glücklichen Jäger an Bord des Schiffes gezogen werden, woselbst man ihnen die Freiheit, von der sie jedoch keinen Gebrauch machen können, wiedergiebt. Bei dieser Gelegenheit läßt sich nämlich nicht nur die interessante Thatsache wahrnehmen, daß die Vögel, sobald man sie auf das Verdeck oder überhaupt an einen festen Ort gesetzt hat, unfähig sind weiter zu fliegen, weil ihnen die zum Auffliegen erforderliche Erhebung ihres Körpers durch die Wellenschwingung abgeht, sondern auch, daß sie, gleich den Menschen, zur Seekrankheit ge-

neigt sind, was man daraus ersieht, daß sie gelegentlich von Unwohlsein und Erbrechen befallen werden.

Bietet nun schon der Tag dem Passagier manchen kleinen und neuen Zeitvertreib, so ist auch die Nacht für ihn, besonders wenn er sich für Astronomie interessirt, nicht ohne ihre Reize. Tritt doch wohl zu keiner anderen Zeit eine so dringende Einladung an ihn heran, sich etwas näher mit dem Studium des südlichen Sternhimmels zu befassen, wie gerade auf dieser langen, an Abwechselung verhältnißmäßig armen Tour, eine Einladung, welcher sich unter Umständen selbst jener nicht entziehen kann, der sonst (am Lande) gewohnt ist, nur jenen Sternen seine Aufmerksamkeit zuzuwenden, welche von den Fassaden gewisser Lokale herab ihm zuwinken. Es müßte jemand schon ganz unempfindlich gegen alle Reize der Außenwelt, ja ganz versimpelt und apathisch sein, wenn er nicht von der Klarheit und Schönheit des nächtlichen Himmels, welchen er auf der südlichen Hälfte der Erdkugel zu sehen bekommt, einen tiefen und nachhaltigen Eindruck empfänge. Den glänzenden, von Horizont zu Horizont reichenden Sternenbaldachin in seiner leuchtenden Pracht zu beobachten und in die unermeßlichen Tiefen zu schauen, die er uns bei seinem Anblick ahnen läßt, wer müßte da nicht durchdrungen und überwältigt werden von einer feierlichen Stimmung von Ehrfurcht, wer nicht ergriffen sein von Bewunderung für die Größe der Majestät, der Weisheit und Kraft, welche die Quelle der unabänderlichen Gesetze der Natur und der Weltordnung ist!

„Der Erde Pracht, das Sterngefunkel,
Des Meeres Rauschen spät und früh,
Die quellenschwangren Berge dunkel
In Formen wild'ster Anarchie,
Durch Feuermacht und Sturm gespalten;
Der Menschen und der Thiere Schaar,
Und die unzähligen Gestalten,
Mit Tönen seltsam, wunderbar;
Sie regen uns zum Staunen an
Und zieh'n des Wechsels ew'ge Bahn."

Tennyson.

Der nördliche (mitteleuropäische) Sternhimmel zeigt wohl niemals auch nur annähernd den Glanz und die Herrlichkeit, welche der südliche fast während des ganzen Jahres hindurch in die Er-

scheinung treten läßt. Nicht, daß der letztere mehr und größere Sterne aufzuweisen hätte, wie der erstere; das ist bekanntlich nicht oder doch nur in beschränktem Maße der Fall; aber die größere Reinheit der Luft, welche auf der südlichen Halbkugel vorherrschend ist, läßt den funkelnden Glanz der Gestirne besser zur Geltung kommen. In besonders günstigen Nächten scheint das ganze Himmelsgewölbe in Gluth zu sein. Umsomehr ist der Neuling in der Astronomie überrascht, wenn er erfährt, daß er mit dem bloßen Auge nicht mehr wie 8000 Sterne am Firmamente zu sehen vermag. Die früher vorherrschende Theorie, daß Fixsterne funkeln, Planeten aber nicht, ist wieder verlassen worden, seitdem man weiß, daß die ersteren nicht funkeln, wenn sie hoch am Himmel stehen, wohl aber die letzteren, wenn sie nahe am Horizont sind. Auch kann man einen Unterschied in der Farbe der Himmelskörper wahrnehmen. Manche sind weiß, andere sind gelblichweiß, andere wiederum nehmen eine röthlichgelbe und sogar röthliche Farbe an. Während meines Aufenthaltes in Kapstadt sah ich einmal den Abendstern von einem bläulichen Schimmer durchflossen und einen solchen intensiven Glanz ausstrahlen, wie man ihn bei einem elektrischen Lichte zu sehen gewohnt ist.

Das Hauptinteresse des Neulings in der Sternkunde wird sich natürlich auf die Identifizirung der einzelnen Sterngebilde konzentriren, und in dieser Beziehung werden seine ersten Bemühungen dahin gerichtet sein, das „Südliche Kreuz“ aufzufinden resp. sich zeigen zu lassen, welches seine Berühmtheit wohl mehr der Autorität Humboldts verdankt, als dem Glanze und der Größe der vier Sterne, welche es zusammensetzen. In der That erweist sich die genannte Konstellation für die meisten, welche sie zum erstenmal zu Gesicht bekommen, als eine kleine Enttäuschung. Es sind vorzugsweise die beiden glänzenden Sterne „Alpha“ und „Beta“ im Kentauren, welche dadurch, daß sie auf das „Südliche Kreuz“ hinweisen, letzteres erst zu einer größeren Geltung und Bedeutung gelangen lassen. Ich wenigstens halte den „Orion“ mit seinem „Rigel“ für eine weit schönere Konstellation wie das „Südliche Kreuz“. Das hellste Gestirn am nächtlichen Firmamente ist jedoch der „Sirius“ im „Großen Hunde“. Die Sterne des „Taurus“, des „Orion“, des „Großen Hundes“ und des „Südlichen Kreuzes“ funkeln und glitzern in einer breiten Lichtstraße.

Alexander von Humboldt spricht in seinen Reisebeschreibungen an verschiedenen Stellen von den Empfindungen, welche sich beim Anblick des südlichen Sternenhimmels seiner bemächtigt haben. Er sagt unter Anderem: „Nichts erzeugt in uns eine lebhaftere Erinnerung an die ungeheure Entfernung, in der wir von unserem Heimatlande sind, als der Anblick eines unbekannten Firmamentes. Ohne einen Begriff von der Astronomie zu haben, fühlt man, daß man nicht in Europa ist, wenn man die ungeheuere Konstellation des ‚Schiffes' oder die phosphoreszirenden ‚Maghellanschen Wolken', die sich am Horizonte erheben, sieht". Und doch kann keine Entfernung, wie Southey sagt, die Achtung, welche in uns Wurzel gefaßt hat, hinwegnehmen, noch kann sie die theure Erinnerung an jene, welche wir lieben, wieder auslöschen!

XIV.

Die südliche Küste Australiens — Port Phillip — Geschichtliches: Black Thursday (schwarzer Donnerstag); ein enormer Wald- und Steppenbrand; das Goldfieber.

„Die Welt ist ein Kind, und die Liebe seine Mutter."
Altmann.

Die Südküste Australiens bietet dem Auge des von Westen kommenden Passagiers keine besonders interessante oder schöne Scenerie dar. Sie ist sandig und arm an Vegetation, meist mit verkrüppeltem, niederen Busch- und Strauchwerk, dem sogenannten „Mallee Scrub", bedeckt. Auch sieht man von der See aus nur wenig Berge von irgend welcher Bedeutung, vielfach aber sanfte Anhöhen oder hügelige Erhebungen, welche kettenartig sich der Küste entlang ziehen. Die letztere hat demnach im Großen und Ganzen ein ziemlich monotones Aussehen; trotzdem übt sie einen gewissen Reiz auf den vorüberfahrenden Fremden aus, wozu der meist klare und wolkenlose Himmel, ferner die blaue Färbung des in den Sonnenstrahlen zitternden Aethers und die Milde des Klimas das Wesentlichste beitragen.

Das Schiff passirt im 115° östl. L. den Meridian des „Kap Leeuwin" und erreicht damit die „große australische Bucht", welche zwischen King George's Sund und Adelaide gelegen ist. „Kap Nelson" und „Kap Otway" sind die nächsten Punkte, welche in Sicht kommen, woraufhin das Fahrzeug zwischen „Point Lonsdale" und „Point Nepean" den Eingang zur Bai „Port Phillip" gewinnt, an deren äußerstem nördlichen Ende — bekannt unter den Namen „Hobson's Bay" — die (noch nicht sichtbare) Metropole Victorias, Melbourne, gelegen ist.

Die Ufer des südlichen Theiles der „Port Phillip-Bai" sind, mit Ausnahme der sogenannten „Heads" (Köpfe), welche den Ein-

gang zu ihr bewachen, ebenfalls ziemlich flach und unintereſſant. Späterhin verbeſſert ſich jedoch die Ausſicht. Im Oſten erhebt ſich der Hügel „Arthur's Seat“ und jenſeits dieſes „Mount Eliza“. Auf der weſtlichen Seite des Eingangs zu „Port Phillip“ liegt der faſhionable Seeplatz „Queenscliff“, das „„Brighton“ Victorias. Bei weiterem Vordringen in die Bai ſehen wir zu unſerer Rechten die Quarantäneſtation, hinter welcher das wenig ſichtbare Sorrento liegt. Dann folgen in ziemlich raſcher Reihenfolge „Dromana“, „Mount Martha“, „Snapper Point“ „Frankston“ und „Mordialloc“, alles beliebte See- und Ausflugsplätze der Kapitale. Dieſen Orten gegenüber (links) liegt, unſichtbar, „Portarlington“ und hinter dieſem am Ende eines langen Armes der Bai „Geelong“, welches eine Zeit lang mit Melbourne um die Hegemonie als Handels- und Ausfuhrplatz aus der Kolonie Victoria ſtritt. Fruchtbare Getreidefelder, Wein- und Obſtgärten umgeben die Stadt, während mehr nach dem Innern des Landes zu die „Barrabool“-Hügel ſich erheben, welche dem Auge des Fremden, das zu ihnen über niedere Landſtrecken hinwegſtreift, eine angenehme Abwechſelung bieten. Rechterſeits kommen dann allmählich „Mentone“, „Brighton Beach“, „St. Kilda“, „Middle Park“, „South Melbourne“ und zuletzt „Port Melbourne“, alles Vorſtädte Melbournes, in Sicht, von denen die letztere den Anlegeplatz der von Europa kommenden Dampfer bildet. Auf der Weſtſeite der Hobſon's-Bay — Port Melbourne gegenüber — liegt die ſtark bevölkerte Vorſtadt „Williamstown“, welche gleichfalls die Eigenſchaft eines Ankerplatzes, aber vornehmlich für Frachtſchiffe beſitzt.

Die Stadt Melbourne ſelbſt mit ihren ſie direkt umgebenden Vorſtädten iſt am nördlichen Ende der Bai auf eine ſanft anſteigende Ebene hingebaut, welche jedoch zuweilen einen hügelförmigen Charakter annimmt. Aus dem weit ausgedehnten Häuſermeere ragen die unvollendeten Thürme und das Schiff der St. Patrick's und St. Paul's Kathedrale, der Dom des Juſtizpalaſtes und vor Allem die majeſtätiſche Kuppel des Ausſtellungspalaſtes hervor. Ganz im Hintergrunde nach dem nördlichen Horizonte zu ſieht man den ca. 40 engl. Meilen entfernten, nahezu 3000 Fuß hohen „Mount Macedon“, den Zufluchtsort und Landaufenthalt der begüterten Städter während der Sommerzeit.

Er ist eine für die dortigen Verhältnisse ziemlich imposante Erscheinung und diente einst den früheren Goldgräbern als Landmarke. Oestlich von „Mount Macedon“ sieht man eine Kette blauer Berge von Westen nach Osten sich hinziehen, welche unter dem Namen „Dividing Range“ (Gebirgsscheide) bekannt sind und der nach Norden zu sich erstreckenden Landschaft, welche ohne diese Gebirgszüge flach und uninteressant erscheinen müßte, einen hübschen Abschluß gewähren.

Melbourne wurde im Jahre 1835 gegründet. Ein Mann Namens Batman, der an der Westseite von „Port Phillip“ von den Eingebornen ein Stück Land gegen eine Lieferung von Decken und Tomahawks erworben hatte, war der erste Ansiedler. Nach ihm ließ sich ein gewisser Fawkner nicht fern von der Mündung des „Yarra“-Flusses nieder, pflanzte Fruchtbäume und eröffnete ein Hotel. Wegen der Milde des Klimas und der stellenweise (dem Flusse „Yarra“ entlang) sehr hübschen Scenerie wurde das Land „Australia felix“*) genannt. Es erhielt dann von „Van Diemens Land“ (dem heutigen „Tasmanien“) aus, besonders aber auch von England Zufluß an Bevölkerung. Das Mutterland (England) versuchte auch, Schiffsladungen mit Sträflingen an Bord dorthin zu senden; aber die daselbst ansässigen Kolonisten erhoben Einsprache gegen eine derartige höchst unerwünschte Bereicherung ihrer neugegründeten Kolonie mit unzulässigem Menschenmaterial, und die betreffenden Sendungen wurden in Van Diemens Land anstatt in Melbourne ausgeschifft. Der Handel von „Port Phillip“, das den Namen „Victoria“ erhielt, nahm zu, und im Jahre 1851 fand die Inauguration der neuen von Neusüdwales getrennten Kolonie statt.

Der erste Wohlstand der Kolonie wurde aus der Schafzucht gewonnen. Im Jahre 1851 hatten die Ansiedler jedoch mit höchst ungünstigen und widerlichen Verhältnissen, mit häufigen trockenen Winden, großer Hitze und Dürre, zu kämpfen. Das Unglück erreichte seinen Kulminationspunkt am 6. Februar, dem sogenannten „Black Thursday“ (schwarzer Donnerstag), einem Tage, der seine schwarzen Brandmale in den Annalen Victorias wohl für ewige Zeiten eingegraben hat

---

*) Glückliches Australien.

Der Morgen zeigte eine Dämmerung, welche einen heißen Tag verkündete; der röthliche Farbenton des Horizonts war etwas fahler und heller wie gewöhnlich und sein blendender Schimmer deutlicher wahrnehmbar. Der Nordwind hatte am Morgen heftig eingesetzt und war gegen 11 Uhr Vormittags fast zu einem Orkan angewachsen. Dabei schoß die Sonne erbarmungslos ganze Garben von Feuerstrahlen herab, welche den schon ausgetrockneten, dürren Boden noch mehr versengten. In den Straßen Melbournes war die Hitze unerträglich und die Atmosphäre in hohem Grade drückend. Staub- und Rauchwolken hingen über der Stadt, deren Einwohner, unfähig, die erstickende Gluth zu ertragen, gezwungen wurden, sich in ihren Wohnungen abzuschließen. Viel schlimmer noch lagen die Verhältnisse auf dem Lande. Ueberall wütheten Wald- und Wiesenbrände; enorme Feuersäulen stiegen in die Luft, und die Rauchwolken verbreiteten sich über das ganze Land. Mit Blitzesschnelle wälzten sich die Flammen dahin über die Wiesen und Felder, Menschen und Vieh, in wilder Flucht begriffen, vor sich hertreibend, überschritten Landstraßen und Bäche und zerstörten die Ernte und die Wohngebäude mit ihren Einzäunungen. Wohl versuchten die Kolonisten dem Fortschreiten des Feuers Einhalt zu thun und so den gänzlichen Ruin ihrer Habe und ihres Gutes zu verhindern. Aber die Flammen fegten, ihre schwachen Versuche mißachtend, mit der Kraft eines Riesen über sie hin und ließen manchen von ihnen als leblosen Fleischklumpen auf dem Platze zurück. Einige entrannen dem Tode, indem sie Schutz in den Wasserlöchern suchten; andere wiederum unterlagen später den Folgen der Verletzungen, welche sie bei ihren Rettungsversuchen sich zugezogen hatten.

Die Folgen des Brandes waren fürchterliche. Die schönsten und fruchtbarsten Theile des Landes waren verwüstet, viele Vieh- und Schafheerden waren vernichtet und ein großer Theil seiner Bewohner war brotlos geworden.

Trotz dieses schweren Schlages hatte sich die Kolonie bald wieder erholt; ja, sie schwang sich sogar binnen Kurzem zu großer Blüthe und zu dauerndem Wohlstand auf. Dieser rasche Umschwung war auf die Ausbeutung der Goldfelder, deren Entdeckung bereits im Jahre 1849 stattgefunden hatte, zurückzuführen. Ein Schäfer Namens Chapman war in diesem Jahre in den Laden

eines Melbourner Juweliers, Namens Brentani, gekommen, um ein Stück Quarz, das reichlich mit Gold durchsetzt war, zu verkaufen. Angeregt durch Träume von unermeßlichen Schätzen rüstete Brentani eine Expedition aus, um mit dem glücklichen Entdecker die Stelle des Fundes aufzusuchen und näher zu prüfen. Die Partie war auch erfolgreich und die Leute kehrten mit einigen Goldklumpen zurück, welche ein Gewicht von je 20 Unzen (ungefähr 560 Gramm) hatten, aber Chapman war auf eine mysteriöse Art verschwunden. Bald darauf entdeckte man Gold in Clunes, Buninyong, Ballarat und Geelong, was die Kolonie sofort unter die ersten goldproduzirenden Länder der Erde einreihte. Die ganze Bevölkerung des Landes fing nun an, von lockenden Traumbildern von der Existenz unterirdischen Glanzes und dem Auffinden des kostbaren Metalles erfüllt zu werden. Das Goldfieber, das sich ihrer bemächtigte, verleitete sie auch an jenen Stellen nach dem Metalle zu graben, auf denen sie täglich herumtraten, ja sogar die Schmutzhaufen aufzustöbern, die sie selbst aufgethürmt hatten! Noch mehr, man begann die Straßen Melbournes wieder aufzureißen, weil sie mit Quarzstücken belegt waren, welche von goldhaltigen Distrikten kamen! In der That fand man in ihnen auch kleine Quantitäten des gefeierten Metalles, sodaß Melbourne in Wirklichkeit die Ehre beanspruchen kann, seine Straßen einst mit Gold gepflastert zu haben. Auf der Jagd nach Gold wurde von den Goldjägern noch eine Menge anderer reicher Felder wie Forest Creek, Bendigo, Daylesford ꝛc. entdeckt, welche für das rasche Emporblühen der Kolonie von größter Bedeutung waren.

Mittlerweile wurde auch der Strom der Einwanderer in Victoria durch Zuzüge aus den benachbarten Kolonien geschwellt. Unter diesen befanden sich viele Sträflinge, die von Tasmanien wie aus einem offenen Kerker über die „Bass Straits“ herüberströmten. Die Unsicherheit im Lande wurde durch diese verwegenen Eindringlinge groß. Die Goldgräber konnten nicht mehr frei auf dem Felde herum-, und die Bewohner der Stadt nicht mehr über die Grenzen der Kapitale hinausgehen, ohne einen Ueberfall durch jene Desperados riskiren zu müssen. Diese Erscheinungen waren indessen nur vorübergehend. Bald wurde man des Brigantenthums Herr, und damit eröffnete sich für Victoria, dieses „Neue Eldorado des Südens“, eine Aera fortschreitender

Prosperität, wie sie die Geschichte irgend eines anderen Staates kaum aufweist.

Freilich ist auch Victoria von wiederholten Schicksalsschlägen nicht verschont geblieben. Das letzte Ungewitter, das über die Kolonie hereinbrach und dessen Wirkungen sich weit über die äußersten Grenzen des australischen Festlandes fühlbar machte, ereignete sich im Jahre 1890. Eine Periode wahnsinniger Spekulationen, welcher die lächerlichsten Phantasiegebilde von der raschen Entwickelung der Kolonie, insbesondere aber eine maßlose Gier nach schnellem Gelderwerb zu Grunde lagen, war voraufgegangen. Der Werth eines jeden Besitzthums, mochte er nun in Grundeigenthum oder in Antheilscheinen bestanden haben, schien rasch und stetig in die Höhe zu gehen. Insbesondere war der Preis des Landes durch die allgemeine Kauflust, die sich der Bevölkerung bemächtigt hatte, zu einer fabelhaften Höhe gestiegen. So entsinne ich mich eines Falles, daß ein großes Stück Weidegrund, das einen reellen Werth von ca. 20 £ per acre*) repräsentirte, für 600 £ per acre verkauft wurde. Baugrund im zentralen Theile Melbournes wurde mit 3000 £ per Fuß**) bezahlt. Fast jeder, der etwas besaß, wurde in den großen Strudel mit hineingerissen und spekulirte; wer das nicht that, wurde als ein „fool“ (Dummkopf) betrachtet. Große Strecken unkultivirten Landes wurden angekauft, und, nachdem sie in Parzellen abgetheilt worden, um als Anlage für eine zukünftige Ortschaft oder eine nur in der erhitzten Phantasie der Spekulanten existirende Stadt zu dienen, wieder verkauft.

Die Reaktion dieses „Landboom“, wie man es nannte, konnte natürlich nicht ausbleiben. Das Aufleuchten einiger Blitze, welche über den Melbourner Horizont hinwegzuckten, kündigte auch den herannahenden Sturm an, und mancher suchte noch das rasch Erworbene in Sicherheit zu bringen; aber die furchtbare Katastrophe brach so schnell herein, daß es kaum für irgend jemand möglich war, sich derselben ganz zu entziehen. Ein großer Geschäftskrach erfolgte. Die größeren Banken, die

*) Ein „acre“ ist etwas größer als ein deutscher Morgen.

**) In Australien wie in England wird werthvolles Land nach „Fuß“ (in der Breite) verkauft resp. kalkulirt. Die Tiefe solcher Grundstücke variirt gewöhnlich zwischen 90 bis 150 Fuß.

vom Publikum, welches das Vertrauen verloren hatte, gestürmt wurden, waren mit wenigen Ausnahmen gezwungen, wenigstens temporäre Zahlungseinstellungen zu machen, während die große Mehrzahl der sogenannten „Building Societies“ (Baubanken) ihre Thore für immer schloßen.

Unverletzt ging nur jener aus der Katastrophe hervor, der nichts besaß. Wie das vorhergehende Aufblühen der Kolonie fast einzig dasteht in der Weltgeschichte, so war auch ein solch großer Rückschlag noch unerhört in ihren Annalen.

Langsam, aber stetig erholte sich jetzt die Kolonie wieder von dem schweren Schlage, der sie fast vernichtet hätte. Auf dem Lande giebt man sich redlicher Arbeit hin, während in der Stadt an Stelle grenzenloser Spekulationssucht nüchterne und gesunde Geschäftspolitik getreten ist. Auch haben sich neue Industriezweige eröffnet, deren Erzeugnissen der Staat eine liberale Patronage angedeihen läßt. Man wird kaum fehlgehen, wenn man der Zukunft Victorias ein sehr günstiges Prognostikon stellt. Melbourne aber, seine Kapitale, die ihren Anfang an den unscheinbaren, niederen Sandufern der „Hobson's Bai“ nahm, hat sich schon jetzt in wunderbar rascher Weise zu einer großen, schönen, reichen und modernen Stadt entwickelt, die sich in mancher Beziehung getrost mit den ersten Städten der Welt messen kann.

XV.

Melbourne; ſeine Vorſtädte und Parke — The Butcher's Row (Metzger-Viertel); Aeskulaps Wirkungskreis — Doing the Block — Ein eleganter Rendez-vous-Platz — The Puppies' corner — Ein Vorzug Melbournes vor Dresden; letzteres eine der angenehmſten Städte der Welt.

„Melbourne, Du Stolze, unerreicht biſt Du in Raſchheit der Entwickelung, und ungeahnt war Dein ſpäteres Blühen, als man zu Deiner Gründung den erſten Spaten nahm. Der Drang nach Thaten und Durſt nach Gold, ſie zauberten Dich hervor aus nichts."

Die innere Stadt, „City" oder auch „Melbourne propre" genannt, das Zentrum des Verkehrs und Handels, hat eine Einwohnerzahl von ungefähr 70 000 Seelen. Die Anlage der City ſowohl, wie auch der Vorſtädte, welche mit jener als „Greater Melbourne" zuſammengefaßt werden, iſt eine äußerſt regelmäßige und nach modernen Prinzipien durchgeführt. Die einzelnen Stadttheile ſind in „Blocks" (Blöcke) oder Parallelogramme eingetheilt; d. h. ſie haben gerade Straßen, welche von meiſt in rechtem Winkel zu ihnen verlaufenden Querſtraßen durchſchnitten werden. Die Straßen ſind entweder mit Holzpflaſter verſehen, oder ſie ſind „makadamiſirt".

Melbourne gleicht ſowohl in Bezug auf Anlage ſeiner Straßen, wie mit Rückſicht auf ſeinen lebhaften Verkehr den amerikaniſchen Städten, hat aber vor den meiſten derſelben ein freundlicheres Anſehen und milderes Klima voraus.

Die großen öffentlichen Gebäude, ſowie viele Banken und andere ähnliche Inſtitute haben häufig ein palaſtähnliches Anſehen. Unter ihnen zeichnen ſich ganz beſonders die „Town Hall" (das Rathhaus), das Hauptpoſtamt, die „Treasury"

(Schatzamt), der „Temple Court“ (Justizpalast), die Universität, das neue Bahnverwaltungsgebäude, die öffentliche Bibliothek, ganz besonders aber auch das Parlamentsgebäude, die Residenz des Gouverneurs und die Ausstellungshalle aus. Viele Gebäude sind aus „bluestone“*), andere aus Ziegelstein oder weißem Sandstein und heben sich von dem gewöhnlichen blauen Himmel der Metropole in scharfem Kontraste ab.

Die erste und vornehmste Straße der Stadt ist „Collinsstreet“. Sie verläuft von Südwest nach Nordost und stellt für Melbourne etwa dasselbe vor, was die „Marketstreet“ für San Franzisko, die „Statestreet“ für Chicago, der „Broadway“ für New-York, die „Friedrichstraße“ für Berlin und die „Pragerstraße“ für Dresden bedeutet. Nur ist jene ungefähr noch einmal so lang und doppelt so breit, als die letzte. Die „Collinsstreet“ enthält viele schöne, in dem verschiedensten Geschmack errichtete Bauten, unter denen sich die zahlreichen Banken durch ihre Größe, sowie durch ihre äußere und innere Ausstattung, bei der Marmor und theures Holz in ziemlich verschwenderischer Weise in Gebrauch gezogen wurden, ganz besonders hervorthun. Alle größeren Bankhäuser Melbournes, in welche, nebenbei gesagt, etwa 2 bis 3 mittelgroße deutsche Banken bequem hineingestellt werden könnten, haben Filialen in den kleineren Städten der Kolonie, und der Umfang des Geschäftes, das täglich in denselben abgewickelt wird, nimmt eine Ausdehnung an, wie sie bei unseren Anstalten dieser Art wohl nur selten erreicht wird. Mit Recht wurde daher auch Australien von einem Besucher „das Land der Banken“ genannt.

Im zentralen Theile der „Collinsstreet“ befindet sich auch die „Stock Exchange“, der Versammlungsplatz der „Stock“ und „Share Broker“ (Jobbers), die früher in der berühmten und bis zu einem gewissen Grade berüchtigten „Verandah“ getagt hatten. Dort versammelt sich die Crême der Leute, welche es verstehen, aus nichts etwas zu machen, unternehmende, waghalsige, dabei aber schlaue und erfinderische Köpfe und Pläneschmiede, bei denen die Grenzen des Erlaubten im geschäftlichen Verkehr nicht selten etwas weit gezogen werden. Da diese Leute

*) Blaustein, ein vulkanisches Gebilde, ähnlich dem Granit.

gut zu leben und ihr oft leicht verdientes Geld auch wieder rasch auszugeben pflegen, so erweisen sie sich von diesem Standpunkte aus als recht nützliche Mitglieder der Kommune. Ihre Hauptbeschäftigung ist der Handel mit Minenpapieren, bei deren An- und Verkauf sie entsprechende Prozente beziehen, während sie die Spekulation auf eigene Faust für jene Fälle aufsparen, wo sich ihnen ein ganz besonders günstiger „Spec“*) zu bieten scheint. Sie stehen mit den „Prospectors“ (Aufsucher der Goldfelder), Sachverständigen und Minenagenten in enger Verbindung und wissen deshalb auch meist einige Tage früher wie die gewöhnlichen Sterblichen, wenn eine besonders vielversprechende Mine ans Tageslicht kommt, so daß sie im Allgemeinen auf der Stufenleiter des Glücks und Reichthums etwas höher stehen, als die anderen Mitglieder der menschlichen Gesellschaft. Da der Eintritt als Mitglied in jene Vereinigung nicht weniger als 1000 £. (20 000 Mk.) beträgt, so ist dieselbe bis zu einer gewissen Grenze vor allzugroßem Andrange seitens unerwünschter Konkurrenten geschützt.

Während nun der mittlere und westliche Theil von „Collinsstreet“ mit seinen Banken, Waarenhauslagern, Juwelenladen und zahlreichen Bureaus den kaufmännischen Geschäften gewidmet ist, blieb ihr östliches Ende vornehmlich für die Heilkunde reservirt. — Ich erwähne dies mehr als Kuriosum, wie als Gegenstand von Wichtigkeit — d. h. es wird meist von praktischen Aerzten, Spezialisten und Zahnärzten bewohnt; ein Umstand, der diesem im Uebrigen eleganten Viertel den nicht sehr wohlklingenden Namen „Butchers Row“ (Metzgers-Viertel) eingebracht hat. Hier haben sich auf einer Strecke von kaum einem halben Kilometer nicht weniger als ca. 70 Schüler und Schülerinnen Aeskulaps (Dentists eingeschlossen) niedergelassen, um ihre „noble Kunst“ auszuüben, von denen oft zwei, drei, ja selbst vier und mehr Kollegen gemeinschaftliche Warte- und Sprechzimmer haben. Ich kenne nur noch eine Straße in der Welt, wo eine ähnliche, ja noch größere Konzentration von Nachfolgern des Hyppokrates stattfindet; und das ist „Harley Street“ in London. Dort

*) Gelegenheit, etwas zu machen.

zählte ich auf einer ca. drei Fünftel Kilometer langen Strecke nicht weniger als 167 Schilder von „liebenswürdigen Kollegen".

Inmitten des Aerzteviertels befindet sich auch der „Melbourne Club", der auserwählte Zufluchtsort der „oberen Fünfhundert" der Kolonie mit eleganten und komfortabel eingerichteten Räumen.

Der zentralste Theil von „Collinsstreet" bildet zwischen den Stunden von 11 bis 12 Uhr Vormittags und 4 bis 6 Uhr Nachmittags das „Stelldichein" der vornehmen und auch nicht vornehmen Damenwelt Melbournes, die es liebt, dort ein oder mehrere Dutzend Male auf- und abzupromeniren, begleitet oder gefolgt von jenen „Herren der Schöpfung", die es gleich den Töchtern Victorias für ihre Pflicht erachten, den Angehörigen des entgegengesetzten Geschlechtes Gelegenheit zu ihrer Bewunderung am sogenannten „puppie's corner" zu geben. Das Zusammentreffen und Spazierengehen auf diesem eleganten Rendez-vous-Platz zu der angegebenen Zeit nennt man dort „Doing the Block"*). Es sollte mich nicht wundern, wenn mit diesen Zeilen manche meiner Dresdner Leserinnen und Leser sofort an die angenehme Stunde, welche sie gegen 5 Uhr Abends auf der Prager- und Seestraße verbringen, erinnert würden.

Südlich von „Collinsstreet" und parallel mit ihr verläuft „Flinders Lane", eine enge Straße mit gewaltigen massiven Bauten, die vornehmlich für Engrosgeschäfte bestimmt sind, und nördlich von jener ist „Bourkestreet", neben „Collinsstreet" die wichtigste Verkehrsader Melbournes. In der „Bourkestreet" sind hauptsächlich die kleineren Detailgeschäfte der inneren Stadt etablirt, doch weist sie auch einige große Geschäftsemporien, sowie die städtische Markthalle, verschiedene Theater und andere Etablissements auf. Sie hat ein weniger aristokratisches Aussehen wie „Collinsstreet", aber der Verkehr in ihr ist besonders zur Nachtzeit, wenn die Musentempel ihre Thore öffnen resp. schließen, viel bedeutender, wie in letzterer. Auf ihrer östlichen Seite wird sie von dem Parlamentsgebäude flankirt, dem Sitze des „Legislative Council" (gesetzgebender Rath oder Oberhaus) und der „Legislative Assembly" (gesetzgebende Versammlung oder Unter-

*) Das Viertel abmachen.

haus). Es ist der schönste und stattlichste Bau der Metropole, der eine hervorragende Zierde für jede Großstadt abgeben würde. Eine breite, die volle Weite der Fassade einnehmende Flucht von Treppen führt zu einer prächtigen Kolonnade, die von zehn großen Pfeilern, welche ein glänzendes Gewölbe tragen, gebildet wird.

Nördlich von „Bourkestreet" folgen dann in paralleler Richtung mit dieser noch einige weniger bedeutende Straßen, welche, wie die schon erwähnten, von den wichtigen Verkehrsadern „Swanston", „Elisabeth" und „Queenstreet" rechtwinklig gekreuzt werden.

Die südliche Grenze der inneren Stadt bildet die „Flinderstreet" mit dem neuen Zentralbahnhof für die Stadtlinien; ihre westliche die „Spencerstreet" mit dem Hauptbahnhof für die Landlinien.

Der Uebergang von der City in die zahlreichen Vorstädte ist ein ziemlich direkter, aber genau abgegrenzter. Die Vorstädte bilden selbständige Kommunen, welche ihre eigene Verwaltung und eigenes Rathhaus (Town Hall) besitzen, das sich durch imposante Bauart und bequeme innere Einrichtung auszuzeichnen pflegt.

Zu den mehr bevölkerten, aber weniger eleganten Vororten gehören außer den bereits erwähnten „Williamstown", „Carlton", „Fitzroy", „Collingwood", „Richmond", „South Melbourne", während zu den weniger bewohnten, aber vornehmeren Stadtvierteln „Kew", „Hawthorn", „St. Kilda", „Brighton", „Elsternwick", „Caulfield", „Malvern" und „Toorak" zählen. Speziell in „Toorak" haben viele der Meistbegüterten des Landes, besonders aber auch Victorias „Wollkönige" (squatters) ihren Wohnsitz aufgeschlagen und mit allen von Wohlhabenheit und Geschmack zeugenden Gegenständen des Komforts, der Eleganz und des Luxus ausgestattet. Palastähnliche, in den verschiedensten architektonischen Stilen ausgeführte Bauten sind umgeben von grünen Rasenplätzen, plätschernden Fontänen, farbenprächtigen Blumenbeeten, reinlich gehaltenen Spazierwegen und schönem Baumschlage. In der That giebt es nur wenige Städte auf dem Globus, welche ein so vornehm abgeschlossenes und elegantes Stadtviertel aufweisen können, wie der bessere Theil von „Toorak" ist.

Ein weiterer Schmuck Melbournes sind seine öffentlichen Park- und Gartenanlagen. Unter letzteren steht der „Botanische Garten" obenan. Er gewährt eine prächtige Aussicht über die Stadt, hat üppige Rasenplätze, auf denen besonders an Sonn- und Feiertagen die bunte Menge sich herumtummelt, und eine Unzahl semitropischer und tropischer Pflanzen und Gewächse, denen eine ganz besondere Sorgfalt gewidmet wird. Ein Anhängsel zum „Botanischen Garten" bildet der Grund, auf dem die Residenz des zeitweiligen Gouverneurs steht, ein stilvolles, imposantes und weithin sichtbares Gebäude mit großen Empfangs- und Balkonräumen.

Andere nennenswerthe Anlagen Melbournes sind der „Fitzroy"-Garten, der „Carlton"-Garten und der „Fawkner"-Park.

Der Verkehr zwischen der City und den Vorstädten wird hauptsächlich vermittelst eines weitverzweigten Netzes von lokalen Bahnlinien, theilweise aber auch vermittelst eines Kabelbahnsystems hergestellt. Die Melbourner Kabelbahn ist zweifellos die erste der Welt und bietet, da Störungen im Maschinenbetriebe verhältnißmäßig nur selten, Entgleisungen von Wagen aber gar nicht vorkommen, ein bequemes, sicheres und angenehmes Mittel zur Beförderung von Passagieren auf eine Entfernung von nicht über 5 bis 6 Kilometer.

Auch der lokale Bahnverkehr ist ein musterhafter. Auf dem Zentral-Stadtbahnhofe (Flindersstreet) allein werden täglich nicht weniger als nahezu 400 Züge abgesandt resp. empfangen, und die Anzahl der Stationen, welche sich innerhalb des Radius von „Greater Melbourne" befinden, dürfte die Zahl Hundert weit übersteigen, ein Umstand, der in der ungeheuren Ausdehnung der Vororte seinen Grund hat. Von der letzteren bekommt der Leser den besten Begriff, wenn er erfährt, daß z. B. die Entfernung vom Zentrum der Stadt nach dem äußersten Vororte (Mordialloc) nicht weniger wie 14 englische Meilen (ca. 20 Kilometer) beträgt.

Die Beleuchtung der Kapitale entspricht gleichfalls den modernen Anforderungen, und die mit dem Aufwande von einigen Millionen Pfund Sterling durchgeführte Drainirung verzeichnet einen wesentlichen Fortschritt derselben in sanitärer Beziehung.

Ein weiteres bedeutendes öffentliches Werk ist die Versorgung Melbournes mit Trinkwasser, welches aus einem durch Abdämmung gebildeten, etwa 30 Meilen entfernten großen See, dem sogenannten „Yan Yean"-Reservoir, vermittelst Kanal- und Röhrenleitung in die Stadt geleitet wird. Auf vielen Straßen, freien Plätzen und in den öffentlichen Parks sind Trinkbrunnen angebracht, welche es dem schmachtenden Passanten ermöglichen, seinen Durst zu stillen, auch ohne seine Zuflucht zur nächstgelegenen Giftbude nehmen zu müssen.

Die fehlende oder doch mangelhafte Versorgung von öffentlichen Plätzen und Gärten ꝛc. mit gutem Trinkwasser ist auf dem europäischen Kontinent ein wunder Punkt, den zu berühren ich nicht unterlassen kann. Dieser Mangel macht sich für den Wassertrinker, der, von England, seinen Kolonien oder auch von Amerika kommend, seinen Fuß auf das europäische Festland setzt, sofort in unangenehmer Weise bemerk- und fühlbar. Man ist jetzt allerdings in Deutschland so weit vorgeschritten, auf den Eisenbahnstationen für trinkbares Wasser zu sorgen, aber auch öffentliche Anlagen ꝛc. damit zu bereichern, daran hat man in unserem Vaterlande noch nicht gedacht. Auch unser liebes, nach verschiedenen Richtungen hin so vorgeschrittenes Dresden kann sich in genannter Beziehung von einer Unterlassungssünde nicht freisprechen. Als ich vor ca. $1^1/_2$ Jahren hier ankam, dauerte es nicht lange, wie ich offen bekennen muß, daß ich mich in die Stadt verliebte. Und ich konstatire mit Vergnügen, daß mein nunmehr längere Zeit fortgesetzter Aufenthalt hierselbst den günstigen Eindruck meines ersten Besuches nicht abzuschwächen vermochte. In der That kenne ich keinen größeren Ort in den verschiedenen Welttheilen, welcher so viel Angenehmes in sich vereinigt, als Sachsens Hauptstadt und Residenz. Sie hat zwar weder besonders imposante Bauten aufzuweisen, noch zeichnet sie sich durch Regelmäßigkeit ihrer Straßen aus; aber diese sind im Allgemeinen gut gepflastert, reinlich gehalten, und, wo es angeht, mit schönen, breiten Trottoirs versehen. Die Bezeichnung der Straßen vermittelst der blauen, deutlich in die Augen fallenden Täfelchen ist eine nahezu vollkommene, und auch in Bezug auf Beleuchtung wird Dresden kaum von einer europäischen Stadt übertroffen. Ebenso kann es auf sein elektrisches

Trambahnsystem mit Recht stolz sein, während sein „Großer Garten“ mit den vielen bequemen und gut gehaltenen Fahr-, Reit- und Fußwegen für jede Großstadt eine Zierde sein würde. Was soll ich gar erst noch über seine direkte Umgebung sagen, welche dem Einwohner geradezu zahllose Gelegenheiten für schöne Ausflüge zu Fuß und zu Wagen bietet! Welche Pflegestätte findet nicht die Kunst in diesem „deutschen Florenz“, und welche Fülle von Unterhaltung in Form von Theatern, Konzerten und ähnlichen Vergnügungen ist nicht hier geboten! Bald fürchte ich zu weit zu gehen und den Anschein zu erregen, schmeicheln zu wollen, wenn ich auch noch die ohnehin schon sattsam bekannte Thatsache erwähne, daß Gutmüthigkeit, Höflichkeit und Zuvorkommenheit zu den markantesten Charaktereigenschaften des Dresdner Bürgers gehören. Kurzum, ich wüßte keine andere Stadt auf dem Erdball zu nennen, in welcher der Deutsche, der gleichzeitig Freund der Natur ist, und der eine mäßige Bewegtheit des Stadtlebens allzu großer Lebhaftigkeit und geräuschvollem Treiben vorzieht, ein angenehmeres und gemüthlicheres Leben führen könnte, als hier. Aber einen wesentlichen Mangel habe ich hier, wie schon oben erwähnt, doch empfunden; und das ist die fehlende Versorgung der öffentlichen Plätze, Boulevards und Parks mit gutem Trinkwasser; — doch, ich bitte um Verzeihung, im Großen Garten steht „einsam und allein“ ein Brunnen, aus dem klares und einladendes Naß hervorsprudelt; leider scheint derselbe, da kein Trinkbecher angebracht ist, mehr für das liebe Vieh oder doch nur für solche Durstige bestimmt zu sein, welche sich nicht scheuen, aus ihrer Hand oder ihrem Hut zu trinken, deren es allerdings nur wenige geben dürfte. Man eifert — und mit Recht — von vielen Seiten so sehr gegen den übermäßigen Genuß alkoholhaltiger Getränke; man zetert von der Kanzel herab, hält Vorträge über die Schädlichkeit seiner Wirkungen, schreibt Aufsätze und Broschüren gegen diesen Menschenfeind u. s. f.; aber man erzielt nichts oder nur wenig. Und warum? Weil man damit das Uebel nicht an seiner Wurzel anfaßt. Anstatt das Verlangen nach geistigen Getränken mit theoretischen Gründen und Auseinandersetzungen, welche der trockenen Kehle nicht ein Atom von Feuchtigkeit zuführen, bekämpfen zu wollen, sollte man vor Allem mehr praktisch vorgehen

und darauf bedacht sein, jedermann Gelegenheit zu geben, seinen Durst womöglich überall und zu jeder Zeit (also auch im Freien innerhalb gewisser Grenzen der Stadt) mit dem natürlichen Naß befriedigen zu können. Das würde gewiß bei vielen das Bedürfniß nach künstlichen Getränken zurückdrängen und so den Gang nach den Hallen des Gambrinus oder dem Tempel des Bacchus weniger einladend erscheinen lassen, also sich im Großen und Ganzen höchstwahrscheinlich wirksamer erweisen, als alle Feld- und Kreuzzüge gegen den Trinkteufel in Form von Belehrungen, Mahnungen, Androhungen und Strafen!

Ich überlasse dem Leser, zu vermuthen, welche Ersparniß an Zeit und Geld dadurch für den Betreffenden gewonnen und welche Summe von physischer, geistiger und moralischer Kraft der Menschheit erhalten würde!

Ich gebe mich der angenehmen Hoffnung und Erwartung hin, daß die weise Fürsorge unserer Herren Stadtväter künftighin auch nach dieser Richtung hin sich bethätigen wird.

XVI.

Engliſche Sitten — Der Deutſche in Auſtralien — Der Melbourner Bürger — Der auſtraliſche Arbeiter.

„Die Sitten eines Volkes hängen von denen ab, die es regieren."

In der Kolonie Victoria, wie in ganz Auſtralien überhaupt, ſind Sprache, Sitten und Gebräuche faſt ausſchließlich engliſch. Auſtralien hat ſonach manche Tugend, aber auch manche Untugend vom Mutterlande übernommen. Es befinden ſich zwar ca. 10 000 Deutſche in der Kolonie, wovon etwa die Hälfte in Melbourne ſich aufhält; dieſe Zahl iſt jedoch der erdrückenden Majorität der engliſchen und kolonialen Bevölkerung gegenüber zu klein, um dieſelben als Vertreter des Deutſchthums eine größere Rolle ſpielen zu laſſen.

Der Deutſche im Auslande, der im Allgemeinen das Prinzip verfolgt „do at Rome as Romans do", d. h. „Richte dich nach den Sitten des Landes", iſt nicht ſo zäh und an althergebrachten Gewohnheiten und Gebräuchen feſthaltend, wie der Engländer. Er iſt biegſamer, geſchmeidiger und gefügiger, paßt ſich in Folge deſſen auch leichter neuen Verhältniſſen an, was ihm häufig nicht nur die natürliche Lage der Dinge, ſondern auch ſein Geſchäftsintereſſe gebietet. Die Folge davon iſt, daß er mehr wie der Angelſachſe geneigt iſt, ſein nationales Gepräge zu verlieren; und wenn das auch bei ihm ſelbſt vielleicht noch nicht wahrgenommen werden kann, ſo zeigt es ſich doch ſchon bei ſeiner nächſten Nachkommenſchaft. Nur wenige Kinder, welche in den auſtraliſchen Kolonien von deutſchen Eltern geboren wurden, vermögen oder geben ſich die Mühe, ein gutes Deutſch zu ſprechen. Die Kinder werden in der Schule, woſelbſt ſie engliſch ſprechen, angliſirt und bleiben es. Denn die Schule iſt

der ausschlaggebende Faktor in der Annahme einer Sprache und des nationalen Empfindens, nicht die Sprache der Eltern, welche überdies, wenn die Mutter angelsächsischer Herkunft sein sollte, gleichfalls englisch ist. Es giebt allerdings auch einige kleine Ortschaften — es ist dies besonders in Südaustralien der Fall — wo die deutsche Sprache der englischen gegenüber vorherrschend ist; aber das deutsche nationale Gefühl ist doch bei den meisten unserer auf dem platten Lande wohnenden Landsleute mehr oder minder verloren gegangen oder hat doch schwere Einbuße erlitten. Der deutsche Bauer im Auslande ist bekannt als ein genügsamer und fleißiger, ja harter Arbeiter. Ihm ist vor Allem darum zu thun, sich ein eigenes gemüthliches Heim, das seine Heimath ihm vielleicht versagte, zu gründen. Er kümmert sich nicht oder doch nur wenig um Politik, und wenn er erfolgreich ist und sein gutes Fortkommen findet, so ist es ihm ziemlich einerlei, ob das nun, anstatt unter den Schwingen des „Deutschen Aar", unter dem Sternenbanner der „Nordamerikanischen Union", oder unter dem Emblem des „Britischen Löwen" oder des „Australischen Känguru und Emu"*) der Fall ist.

Es existiren zwei deutsche Klubs in Melbourne. Der „Deutsche Verein" mit, meines Wissens, ca. 70 Mitgliedern und der „Deutsche Turnverein", welcher über eine Mitgliederzahl von einigen hundert Personen verfügt, von denen jedoch viele Abkömmlinge der angelsächsischen Rasse sind.

Neben den Deutschen findet man vielfach in Victoria wie in den australischen Kolonien überhaupt Franzosen als Kaufleute oder Köche, Spanier als Hotelbesitzer, Italiener und Griechen als Frucht-, Austern- oder Weinhändler, sowie Dänen und Schweden als Arbeiter auf dem Lande.

Melbourne ist, wie schon erwähnt, in Bezug auf Anlage seiner Straßen und in Verkehrs- und geschäftlicher Hinsicht im Wesentlichen eine amerikanische Stadt. Zu gewissen Stunden des Tages herrscht auf den Bahnhöfen und in den angrenzenden Stadtvierteln ein außergewöhnlich reger Verkehr. Es sind dies besonders die Vormittagsstunden zwischen 9 und 10 Uhr, in denen die in rascher Aufeinanderfolge von den Vororten an-

*) Australischer Strauß.

kommenden Züge ihren Inhalt in die City entleeren, sowie die Abendstunde gegen 6 Uhr, wenn die meisten größeren Geschäfte ihre Thore schließen. Der Menschenschwarm, der sich um diese Zeit in der Nähe der Bahnhöfe hin- resp. herbewegt, ist ein beträchtlicher und erinnert sehr an die Verhältnisse der City von London. Der von den Vororten eintreffende Zug ist noch nicht zum Stillstand gekommen, wenn bereits die sämmtlichen Wagenthüren sich öffnen, um einen Strom von Menschen über den Perron zu ergießen, die im Begriffe sind, sich an den Ort ihrer Thätigkeit zu begeben.

Betrachten wir uns den typischen Melbourner Bürger, der soeben aus dem Innern eines Koupés erster Klasse hervorgetaucht ist, etwas genauer — so lange er uns eben Zeit dazu läßt —, so wird uns manches auffallen, was man bei ihm mehr oder minder als charakteristisch bezeichnen könnte. Vor Allem fällt uns die Sorgfalt, mit der er sich zu kleiden pflegt, in die Augen; denn der Melbourner giebt im Allgemeinen viel auf das Aeußere, vielleicht noch mehr wie der Londoner, gewiß aber mehr wie der Amerikaner. Sein Anzug — ganz gleich, ob er ein Kaufmann oder ein sogenannter „Professioneller", d. h. ein Richter, ein Anwalt, ein Arzt oder ein Musiker ꝛc. ist — besteht meist aus einem langen dunklen Gehrock und buntfarbiger Weste und einer unten häufig — auch bei schönem Wetter — umgestülpten dunkelgrauen oder braunen Hose, unter welcher ein paar kräftige, gut gearbeitete Schnürstiefeletten in ziemlich auffallender Weise zum Vorschein kommen.

Die häufig übermittelgroße und schlanke, dabei aber kräftige Figur ruht auf einem starken Piedestal, breit genug, um zu verhüten, daß sein Aufsatz aus dem Gleichgewichte fällt. Das Hemd und die hohen Stehkragen dieser Persönlichkeit erfreuen sich eines tadellosen weißen Glanzes und bekunden einen Triumph der Wasch- und Plättkunst der so verachteten, dort ansässigen Chinesen, bei denen manche unserer hiesigen Wäscherinnen mit Erfolg in die Lehre gehen könnten. Weite, mit Goldknöpfen versehene Manschetten von gleich makelloser Reinheit senken sich über schwere Hände von beiläufig Nr. 10, die wohl geeignet sind, ihrem Eigenthümer im Ruder- oder Faustkampfe Lorbeeren einzubringen. Eine weiße, seidene Halsbinde, in dem üblichen

Matrosenknoten geschlungen und mit einer Brillant- oder Opalnadel geschmückt, fällt über die Brust herab. Glacéhandschuhe werden verschmäht. Dagegen zieren große, goldene, mit Brillanten besetzte Ringe die starkknochigen Finger. Das Gesicht ist entweder (seltener) glatt rasirt, oder es trägt einen ziemlich kurz gehaltenen, meist kümmerlich aussehenden Schnurr- und Backenbart von dem bekannten Kotelett-Typus. — Seltsam, daß bei der angelsächsischen Rasse fast alles in die Knochen und Zähne zu gehen scheint und nichts oder nur wenig (ich spreche hier von den Männern) in die Haare und das Unterhautzellgewebe, um Fett anzusetzen! — Quer über die Weste zieht sich in etwas protzenhafter Weise eine lange goldene Kette, deren beide Enden sich in den entsprechenden Westentaschen verlieren. Die eine Hand trägt das unentbehrliche „Bag" (Handtasche), während die andere den „Argus" oder die „Age"*) umfaßt hält. Auf Spazierstock und Regenschirm giebt der Melbourner, wie der Australier überhaupt, wenig. Ist er aber doch genöthigt, ein „umbrella" (Regenschirm) zu tragen, so zeigt letzteres oft Spuren der Vernachlässigung. Die ganze, nicht selten etwas burenhafte Erscheinung krönt ein „Belltopper" (Cylinderhut), den sich ein jeder leistet, der etwas ist oder doch für etwas gehalten sein will. Er ist, gleich dem „Bag" das unerläßliche Ausstattungsstück des typischen Melbourner Bürgers, und seiner tyrannischen Herrschaft wagen sich nur wenige zu entziehen.

Der Ankömmling schreitet nun, nachdem er den Zug verlassen, mit titanenhaften Schritten — sich mit gelegentlichem Gebrauche seiner Ellenbogen rücksichtslos den Weg durch die stauende Menschenmenge bahnend und zuweilen Schrecken unter den Hühneräugigen verbreitend — den Perron entlang in der Richtung nach der Ausgangspforte, würdigt im Vorbeigehen den diensthuenden Portier als alten Bekannten eines Blickes und eilt, nachdem er die Straße gewonnen, mehr im Tempo eines trabenden Pferdes als eines zu Fuß gehenden Menschen nach seiner „office", um sich mit ganzer Hingebung seinem Geschäfte zu widmen.

Die großen Engrosgeschäfte in Melbourne sind gewöhnlich von Morgens 10 Uhr bis Abends 6 Uhr ohne Unterbrechung

---

*) Beides sind Melbourner Morgenblätter.

399343A

geöffnet. Die Banken werden jedoch schon um 3 Uhr für das Publikum geschlossen. Detailgeschäfte öffnen natürlich früher und schließen später. Die Mittagsmahlzeit (lunch), welche, der englischen Sitte gemäß, klein und kurz auszufallen pflegt und häufig nur aus einigen Sandwiches (Fleischbutterbrötchen) besteht, wird von den Clerks (Commis) meist auf dem Bureau eingenommen, während der „Boss" (Arbeitgeber) sich gewöhnlich einen kleinen Imbiß im Restaurant erlaubt.

Die Durchschnittsarbeitszeit für Fabrikarbeiter, Handwerker und Bedienstete ꝛc. beträgt 8 Stunden. Die verschiedenen Innungen der Schreiner, Maurer, Schuhmacher, Schneider ꝛc. haben im Verein mit anderen Arbeitsverbänden durch wiederholtes einmüthiges und energisches Vorgehen die Zeit ihrer Thätigkeit allmählich auf diese Stundenzahl herabgedrückt, eine Errungenschaft, welche sie alljährlich durch eine mit großem Pomp ausgestattete Prozession am 1. Mai, dem sogenannten „eight hours day" (Achtstundentag) zu feiern pflegen. Die offizielle Arbeitszeit in den australischen Kolonien ist sonach nach unseren festländischen Verhältnissen eine ziemlich kurze. Wenn wir aber berücksichtigen, daß innerhalb dieser Zeit der australische Arbeiter durchschnittlich ebensoviel leistet, wie sein deutscher, österreichischer, spanischer Genosse ꝛc. in seiner Heimath innerhalb 10 oder auch mehr Stunden, so werden wir einsehen, daß die australischen Arbeitgeber sich im Allgemeinen nicht schlechter dabei stellen, als ihre europäischen Kollegen. Der australische Arbeiter ist, wie der Australier im Allgemeinen, kein Frühaufsteher. Sein Sinn ist auch sehr darauf gerichtet, Feiertage zu machen, deren ihm während des Jahres mehr als nothwendig sind zu Gebote stehen. Andererseits muß man ihm aber auch zu seinem Ruhme nachsagen, daß er, wenn die Zeit für Arbeit gekommen ist, mit Ernst an dieselbe herantritt und sich während derselben keine Allotria erlaubt. Es fällt ihm nicht ein, auch nur einige Minuten mit dem Stopfen oder Rauchen seiner sonst so geschätzten Pfeife zu vertrödeln, noch glaubt er, seine während der Thätigkeit verbrauchten Kräfte jede Stunde oder doch mindestens jede zweite oder dritte Stunde durch einen Gang nach der nächsten Kneipe oder durch einen herzstärkenden Trunk wieder ersetzen zu müssen. Sein Auftraggeber oder auch sein Brotherr kann sich deshalb auch auf

ihn ſo ziemlich verlaſſen, und die etwaigen Beſtellungen der Kunden pflegen in Folge deſſen innerhalb der vereinbarten Friſt prompt und meiſt auch zur Zufriedenheit ausgeführt zu werden, eine Thatſache, die einen Gegenſatz bildet zu der nicht ſelten etwas laxen Weiſe, in der zuweilen geſchäftliche Aufträge bei uns in Deutſchland ihre Erledigung finden.

XVII.

Das australische Mädchen.

„Ein Mädchen mit schönem Gesicht,
Hat eine Aussteuer von Gewicht."
Wander.

Ein witziger französischer Schriftsteller, der über England und seine Bewohner schrieb, drückte sich betreffs der äußeren Erscheinung der dortigen Frauen etwa folgendermaßen aus: „Die Engländerin hat Füße wie ein Elephant, Hände wie Bärentatzen, und wenn sie lacht, zeigt sie ihre Kiefer wie ein Rhinoceros". Dieses offene und ungeschminkte, jedenfalls aber allzu grausame Urtheil — „shocking" werden es meine englischen Leserinnen nennen — über die physischen Eigenschaften der Bewohnerinnen des Inselreiches, welches übrigens — ich kann es zur Beruhigung derselben sagen — nicht böse gemeint war, kann auch auf die große Mehrzahl der Töchter Australiens bezogen werden, da die meisten derselben englischer Abkunft sind und in Bezug auf körperliche Entwickelung ihren europäischen Schwestern annähernd gleich und ebenbürtig zur Seite stehen, wenn nicht in den erwähnten Eigenschaften ihnen vorangehen. Im Uebrigen berechtigt die obige Aeußerung durchaus noch nicht zu der Schlußfolgerung, daß die Engländerinnen, resp. Australierinnen mit zu großen und deshalb häßlichen Armen und Beinen ausgestattet seien; denn wenn wir vom anatomischen Standpunkte aus berücksichtigen, daß bei ihnen die an Hände und Füße anstoßenden Körpertheile gewöhnlich auch eine entsprechende Länge und Breite aufweisen, so daß also kein auffallendes Mißverhältniß zwischen den einzelnen Theilen besteht, so können wir ihnen auch nicht den Vorwurf der Unschönheit oder Häßlichkeit machen.

Zudem ſcheinen mir auch die meiſten Männer etwas Reales dem allzu Niedlichen vorzuziehen. Nur wenige unter ihnen werden ſich für Puppenhände begeiſtern können; und was die Pygmäenfüße anbelangt, ſo mögen dieſelben allerdings nach dem Geſchmacke der Chineſen ſein, ſind aber kaum im Stande, auch das allgemeine Entzücken der europäiſchen männlichen Bevölkerung hervorzurufen.

Die Auſtralierin hat, gleich ihrer europäiſchen Schweſter, im Allgemeinen eine ziemlich hohe und ſchlanke Figur, die nur ſelten Neigung zur Korpulenz zeigt. Ihr Becken iſt im Durchſchnitt ſchmäler und weniger geneigt, wie bei kontinentalen Mädchen, und in Folge deſſen iſt auch ihre Haltung aufrechter. Die Bruſt iſt im Verhältniß zu den Extremitäten weniger gut entwickelt, die Schultern ſind weniger breit und die Büſte ermangelt nicht ſelten jener üppigen Fülle, auf welcher mit Wohlgefallen die neugierigen und forſchenden Blicke der männlichen Mitglieder der auſtraliſchen „jeunesse dorée“ zu verweilen trachten.

Das Geſicht der Auſtralierin iſt durchſchnittlich ebenmäßig gebildet und häufig geradezu hübſch zu nennen; doch ſind mitunter die Backenknochen und Zähne etwas hervorſtehend, was ja bekanntlich das „beſondere Kennzeichen“ der angelſächſiſchen Raſſe iſt. Die Zähne ſind nicht ſelten groß und werden leicht defekt. Es giebt wohl ſehr wenige Mädchen in Auſtralien, deren Kauwerkzeuge bei einem Alter von 18 bis 20 Jahren noch intakt ſind. In genannter Beziehung vermag übrigens die moderne Zahnheilkunde und Technik viel zu thun und Leute, welche ſich mit dieſer Kunſt beſaſſen, ſind dort ſehr geſucht.

Obwohl dort Blondinen durchaus nicht ſelten ſind, ſo herrſcht doch im Allgemeinen der dunklere Teint vor, und hinter den Augenwimpern lugt oft ein verſchmitzter und verführeriſcher, ſchwarzer Dämon hervor, der wohl im Stande iſt, den zu faſziniren, der ihn zu ergründen ſucht.

„Süß iſt der Weiber Blick,
Doch ihre Seel' iſt voller Tück'.“

Die Auſtralierin hat meiſt einen vollen und oft geradezu üppigen Haarwuchs. Ihre Friſur iſt einfach, indem das Haar entweder nach oben aufgewunden wird, oder, wie es bei jüngeren

Mädchen der Fall zu sein pflegt, lose und nur in seiner Mitte mit einem Bande zusammengeknüpft, über den Nacken herabfällt.

Auswuchsähnliche Hervorragungen nach hinten, seitliche Propfreiser oder Ausbauschungen und schloßartige oder pyramidenförmige Bauten auf dem Scheitel des Kopfes, welche unter der Einwirkung eines heftigen Windstoßes oder einer energischeren Berührung durch eine unbefugte männliche Hand leicht zusammenstürzen könnten, sind nicht beliebt. In dieser Beziehung theilen die Frauen die Einfachheit der Männer, welche es verschmähen, den Haarboden, wenn er verödet ist, mit künstlichen Produkten zu bedecken und sich so mit fremden Federn zu schmücken. Weder die Frauen noch die Männer huldigen dieser Mode- und Geschmacksverirrung.

Die Australierin, speziell die in der Kolonie Victoria geborene, hat im Allgemeinen ein gesünderes und blühenderes Aussehen, wie unsere kontinentalen Mädchen. Ihre Haut ist reiner und zarter; ihr Auge ist nicht von halonirten Rändern umgeben und zeigt nicht den matten und erloschenen Glanz, wie man ihn bei unseren Stadtschönen so häufig wahrnimmt, der von ungesunder Lebensweise und Stubenhocken, von unerfüllt gebliebenen Wünschen und Gemüthsaufregungen, oder auch von Abhärmung und Gram Zeugniß ablegt. Ohne Zweifel verdankt sie diese Vortheile zum großen Theile ihrem häufigen Aufenthalt in frischer Luft, sowie ihren täglichen kalten Abwaschungen und Bädern. Sie macht sich nichts aus Schminke, die bei ihr überflüssig ist, sondern überläßt deren Gebrauch den Bühnensternen; dagegen liebt sie es, sich mit dem glänzenden, gelben Metalle und mit kostbaren und funkelnden Steinen zu bedecken, was ja eine bekannte Schwäche aller Töchter Evas ist. Zuweilen wird auch etwas Cold-cream auf die aufgesprungenen Lippen aufgetragen, um dieselben für einen gewissen Zweck etwas zarter und angenehmer zu machen. Auch Puder wird nicht selten in Gebrauch gezogen, um die rothe Gesichtsfarbe, welche mitunter etwas allzu auffallend hervortritt, zu dämpfen und herabzustimmen. Denn eine leichte Röthe auf den Wangen ist gewiß eine angenehme und wünschenswerthe Beigabe; zu viel Rosenfarbe aber auf diesen Stellen, oder gar die intensive dunkle Röthe eines überreifen Borsdorfer Apfels im Verein mit etwas Purpur auf der Nasenspitze, überschreitet die Grenzen des Aesthetischen und Schönen.

Das australische Mädchen liebt es ferner noch, die Atmosphäre, in der es sich bewegt, mit duftenden Wohlgerüchen zu schwängern. Du räthst vielleicht auf Eau de Cologne, Moschus, oder Patchouli, theure Leserin? Bah! Zu profan! — „Jockey Club", „Reseda", „Veilchen" und „Rosenöl"!

Entsprechend ihrem gesunden Aussehen und körperlichen Wohlbefinden hat die Bewohnerin Australiens auch ein fröhliches Temperament.

„Leicht wie eine Feder und fröhlich wie eine Lerche."

Den Ausdruck mürrischen Wesens oder innerer Unzufriedenheit findest du auf ihrer Stirne nie. Beim Sprechen sieht sie dich offen und frei an, indem sie ihre Augen in die deinigen taucht. Schüchternheit und Zimperlichkeit oder gar Furchtsamkeit im Verkehr mit dem männlichen Geschlecht kennt die Australierin nicht, und ihr Benehmen zeigt durchaus nicht etwa große Zurückhaltung oder Bescheidenheit; im Gegentheil, es liegt eher etwas Anspruchsvolles, wenn nicht Herausforderndes darin, und ihr ganzes Wesen und Benehmen spiegelt offenbar das sie beherrschende Gefühl der Selbständigkeit, Unabhängigkeit und Freiheit wieder.

Schon ihre hoheitsvolle Haltung zeugt von Selbstbewußtsein und einem Stolze, wie er Fürstinnen innezuwohnen pflegt. Auch ein gewisser Chic, der an den der Französinnen erinnert, ist ihr nicht abzusprechen, wenn ihr auch die höheren Grade der Verfeinerung und Grazie nur selten zukommen. Dieser äußere Schliff ist fast allen australischen Mädchen eigen, selbst denen, welche an Wochentagen die Kühe melken, eine Beschäftigung, welche sie übrigens gerne ihren Herren Brüdern und Eltern überlassen.

Die Konversation, welche die Damen unter sich oder auch mit den Herren führen, erhebt sich zwar in der Regel nicht über das Niveau von Platitüden, doch besitzen sie fast alle einen nicht unbedeutenden Grad von „common sense"*), der ihnen in den verschiedenen Lebenslagen sehr zu statten kommt.

Der Gesammteindruck des australischen Mädchens ist sonach im Großen und Ganzen kein ungünstiger. Die meisten dort ankommenden Fremden wundern sich über die große Anzahl von

*) Gesunder Menschenverstand.

schönen Frauen, welche sie in den Kolonien zu sehen bekommen. Insbesondere ist Melbourne ein wahres Stelldichein von hübschen Figuren und Gesichtern, welche zahlreich genug wären, um einige Regimenter deutscher Soldaten zu beglücken. Ich will damit nicht so weit gehen, zu sagen, daß viele Mädchen mit Venus Aphrodite selbst wetteifern könnten, noch behaupte ich, daß sie die klassischen Formen und skulpturellen Linien einer Mrs. Langhtry, oder die unbeschreibliche Anmuth und Grazie einer Miß Anderson besäßen, jedoch sind nicht wenige von ihnen mit hinreichenden Reizen ausgestattet, um für einen modernen Apelles oder Praxiteles ein würdiges Modell abgeben zu können.

Es kann deshalb auch nicht Wunder nehmen, wenn die australische männliche Jugend die guten physischen Eigenschaften ihrer unverheiratheten jungen Mitbürgerinnen gebührend zu schätzen bemüht ist; ja sogar, viele unserer eigenen Landsleute nehmen keinen Anstand, ihrem großen Enthusiasmus für die australischen Schönen öffentlichen und lebhaften Ausdruck zu verleihen, indem sie trotz ihrer patriotischen Bedenken sich nicht abhalten lassen, ihre Zuneigung und Liebe zu ihnen durch den Schwur ewiger Treue vor dem Altar zu besiegeln.

„Die Blumen muß man pflücken, wenn sie blühen."

XVIII.

Flirtation in Auſtralien.

„Die Weiber, Freunde, glaubt es mir,
Die Weiber ſind der Sonne gleich;
Zu weit davon erſtarret Ihr,
Zu nah dabei verbrennt Ihr Euch!“
Witzfunken.

Ein recht netter Zeitvertreib, dem ſich das auſtraliſche Mädchen mit Vorliebe hingiebt, iſt „Flirtation“. Was iſt „Flirtation“? Nun, „Flirtation“ (ſprich „flörteſchön“) oder „Spooning“ (ſpuhning) iſt eine Art zarten Sportes zweier junger geſchlechtlich entgegengeſetzter Leute, welcher ſeinen Ausdruck in liebenswürdigen Auseinanderſetzungen oder in der Erweiſung gewiſſer gegenſeitiger Aufmerkſamkeiten findet, wobei jedoch — und dieſer Punkt unterſcheidet Flirtation weſentlich von „court“ oder „love making“*) — wirklich ernſte, reelle Abſichten auf eine ſpätere eheliche Verbindung bei keiner der beiden Parteien vorhanden ſind. Flirtation iſt alſo gleichſam ein „Spiel um des Spielens willen“, eine Art „Liebeständelei“, wobei Eros, der „Gott der Begierde“, eine größere Rolle ſpielt als ſein Zwillingsbruder Amor, der „Gott der Liebe“.

Wie ſie dabei ſchmunzelt, und wie ſich ihr Zünglein gleich einem Spinnrädchen im Munde dreht! Und wie ſie ihre roſigen Lippen ſpitzt und . . . klatſch! . . .

Bei dieſer zärtlichen Unterhaltung naſcht man allerdings von der Liebe und nimmt von ihr etwas zu ſich, wie man Konfekt nimmt, aber man genießt ſie niemals bis zur Ueberſättigung.

„Vincere vult animos, non satiare Venus.“

Ein derartiger Zeitvertreib zweier jüngerer Leute würde bei

*) Den Hof machen.

uns in Deutschland, wo die Gemüther sich ziemlich leicht erhitzen, ohne Zweifel ein gefährliches Spiel, eine Art „Spielen mit dem Feuer" sein. Ja, es wäre gar nicht zu verwundern, wenn bei solchen Gelegenheiten die Betheiligten bald in Flammen auflohderten und so förmlich von einem verzehrenden Liebesbrande heimgesucht würden, der nicht eher erlischt, bis die kräftigen kalten Wasserstrahlen der Ehe darauf fallen, das Feuer dämpfen und mehr oder minder rasch ersticken. Das Ausbrechen eines solchen Liebesbrandes ist jedoch bei den Abkömmlingen der angelsächsischen Rasse, bei denen das Blut in den Adern langsamer rollt wie bei den Söhnen und Töchtern unseres Heimathlandes, nicht so leicht zu befürchten und kommt jedenfalls nur ausnahmsweise vor. Selbst das weibliche Geschlecht, das doch in der ganzen Welt in Liebessachen als ziemlich empfänglich betrachtet wird, pflegt, wenn es auf englischem Boden erwachsen ist, nicht so leicht Feuer zu fangen, wie das auf deutschem Gebiete oder sonstwo auf dem Kontinent der Fall ist. Gewiß! Die Mitglieder der angelsächsischen Rasse, besonders auch die weiblichen, verstehen ihre Gefühle besser zu beherrschen, wie die Nachkommen der Romanen, Slaven und Teutonen. Weder eine Engländerin, noch Amerikanerin oder Australierin wird sich einem Manne gegenüber leicht vergessen, oder gar sich von ihm überrumpeln lassen. Ihre fünf Sinne und ihre Vernunft dienen ihr als Vorposten, und ihre Selbstbeherrschung bildet für sie ein Bollwerk, das nicht so leicht zu erstürmen ist. Und sollte auch einmal ihr Gegner einen Erfolg erzielen, so geschieht dies gewiß meist erst mit ihrer stillen Einwilligung und Zustimmung. Campbell sagt irgendwo: „Cold as the rocks on Torneo's hoary brow"*). Auf deutsch: „Kalt wie eine Engländerin."

„Die Frauen der Deutschen lieben mit dem Herzen, die der Franzosen mit dem Verstande, die der Engländer mit dem Geiste, die der Italiener mit dem Leibe, die der Spanier mit Leib und Seel' und die der Russen zum Vergnügen." Reinsberg.

*) „Kalt wie die Felsen auf Torneos bereiftem Hügel."

XIX.

Die Stellung der Frau in Australien — Australische Liebeswerbungen — „Breach of promise“ (Bruch des Eheversprechens).

„Andere Völker, andere Sitten.“

In Australien nimmt, in den besseren und mittleren Ständen wenigstens, die Frau in sozialer Beziehung eine Stellung ein, wie sie ihr wohl in keinem anderen Lande der Welt, mit Ausnahme Amerikas, eingeräumt wird. Diese bevorzugte Position der dortigen Frauen, welche der Ausdruck ihrer höheren Werthschätzung ist, ist ohne Zweifel größtentheils auf das nummerische Ueberwiegen der männlichen Bevölkerung über die weibliche zurückzuführen. Es herrschen eben dort in dieser Beziehung gerade die umgekehrten Verhältnisse wie bei uns in Europa, wo die Zahl der Weiber jene der Männer überwiegt. Nun pflegt ein Artikel, der seltener ist, mehr gesucht zu werden und in der Werthschätzung der Menschen zu steigen, selbst wenn er nicht viel inneren Werth besitzt, — womit ich natürlich nicht gesagt haben will, daß letzteres sich speziell auch auf die australischen Frauen bezöge. Die Folge davon ist, daß in Australien ein etwaiger Standesunterschied zwischen den Angehörigen beiderlei Geschlechtes sich nicht so geltend macht, wie bei uns, vorausgesetzt natürlich, daß der Mann den höheren Rang einnimmt. Es kommt deshalb dort auch gar nicht selten vor, daß Dienst- oder Schenkmädchen von angesehenen Männern geheirathet werden, die nach unseren Begriffen zu den Millionären gehören oder sonst eine hervorragende Stellung im Lande einnehmen.

„Ein Mädchen, das sich schmückt, trifft bald auf einen, der sich bückt.“
Wander.

Die bevorzugtere Stellung der Frau dem Manne gegenüber übt dort auch auf den gegenseitigen Umgang zwischen beiden Ge-

schlechtern einen deutlich erkennbaren Einfluß aus. In der That finden wir bei Vergleichung der dortigen Verhältnisse mit den unserigen, daß in Australien die Rollen, welche nach unseren Begriffen dem Manne resp. der Frau zufallen, wesentlich verschoben, wenn nicht umgekehrt sind. Ja, ich möchte geradezu heraussagen: „In Australien spielen in vieler Beziehung die Männer die Frauen, (übernehmen nach unserer Auffassung die weibliche Rolle) und die Frauen spielen die Männer." Nur einige Beispiele: Bei jungen Leuten können wir beobachten, daß *sie* es ist, welche zuerst den Mann auf der Straße begrüßt, indem sie sich vor ihm verneigt; es ist *sie*, welche ihre Hand zuerst ausstreckt, die seinige erfaßt und drückt; — und wie sie zuweilen drückt! Daß man in die Luft springen möchte! Je stärker ihr Druck ist, desto größer ist ihre Zuneigung und desto größer sollte der Gegendruck sein, mit dem du als Junggeselle antwortest. Es wäre die größte Beleidigung, die du einer victorianischen Dame anthun könntest, wolltest du ihre Hand nur leicht berühren, während sie einen stärkeren Ausdruck deines männlichen Wohlwollens und Empfindens verlangt. Es ist ferner *sie*, welche ihm zuerst ihre Gefühle verräth, indem sie das entscheidende Wort ausspricht: „Ich liebe dich" . . . Ich sage das Alles natürlich nur unter einer gewissen Reserve und will damit nur ausdrücken, daß das australische Durchschnittsmädchen nicht so spröde ist, um seine Gefühle, die es für einen jungen Mann hegt, lange zu verbergen; daß es also, im Allgemeinen gesprochen, dem letzteren gegenüber ein entgegenkommenderes Verhalten einzuschlagen pflegt, wie das unsere jungen Damen zu thun gewohnt sind. Dabei spreche ich auch beileibe nicht von jener Klasse von freigebigen Mädchen, welche die jungen Männer bei Begegnung des Abends an verkehrsreichen Plätzen mit allen möglichen Liebeshuldigungen, wie „My Dear", „My Sweetheart", „My Love", „My Darling" ꝛc. förmlich überschütten und in ihren Netzen zu fangen suchen.

„Wenn ‚Liebe' schreit die Welt, dann meint sie ‚Geld'."

Umgekehrt nun ist das Verhalten des jungen Mannes dem Mädchen gegenüber, im gewöhnlichen Umgange sowohl, wie auch bei intimeren Zusammenkünften, meist ein ziemlich passives, indifferentes, ja oft geradezu reservirtes. Welches die Ursachen seiner

Zurückhaltung bei solchen Gelegenheiten sind, kann ich nicht mit Sicherheit bestimmen. Angeborene Bescheidenheit auf seiner Seite ist es jedenfalls nicht. Möglicherweise befürchtet er, durch Zuhilfenahme von schönen Redensarten und falsch angebrachten Schmeicheleien seiner männlichen Würde etwas zu vergeben; vielleicht aber ist es das Bewußtsein seiner Ungeschicklichkeit und Unbehilflichkeit in Liebesbezeugungen, das ihn vor ernsteren Angriffen zurückhält. Der Angelsachse mag wohl ein geborener Kolonist sein, aber er ist sicher kein geborener Liebhaber; auch zeigt er wenig Fähigkeit, sich die zahlreichen diplomatischen Kniffe anzueignen oder die vielgestaltigen Schachzüge zu erlernen, welche nöthig sind, um auf dem Felde der Liebe mit Erfolg zu operiren. Ninon de Linclos behauptet daher auch mit Recht: „Es gehört mehr Geist dazu, um einer Dame erfolgreich die Cour zu machen, als um eine Armee zu führen".

Uebrigens ist in Australien bei Liebeswerbungen stets große Vorsicht geboten. In der That scheint es dort kaum schwerer zu sein, sich von seiner Frau wieder trennen zu lassen, als sein gegebenes Heirathsversprechen zurückzunehmen. Das dortige Gesetz, welches in dieser Beziehung dasselbe ist wie in England, gesteht nämlich dem Mädchen das Recht zu, den Mann auf Schadenersatz zu verklagen, wenn er es nach bereits gegebenem Heirathsversprechen wieder verläßt. Die Klägerin hat natürlich Beweise vorzubringen, um den Gerichtshof von der Schuld des Angeklagten zu überzeugen. Bei diesen Gelegenheiten pflegen dann demselben der vertrauliche Briefwechsel, welcher zwischen beiden Geliebten stattgefunden hatte, sowie alle Eides- und Liebesschwüre des Treulosen vorgelegt resp. vorgelesen zu werden. Daß es dabei an ergötzlichen Scenen nicht fehlt, kann sich der Leser lebhaft vorstellen. Die Zeitungen, welche die Verhandlungen ausführlich wiedergeben, werden verschlungen, und die Verhandlungen werden besonders von dem weiblichen Geschlechte mit großem Interesse verfolgt. Die Verhandlungen finden, wie schon angedeutet, vor Geschworenen statt, und da die schönen Augen einer jungen Klägerin sich gewöhnlich überzeugender und wirksamer erweisen als die beste Vertheidigungsrede des renommirtesten Advokaten, so tragen die Richter, die genau nach dem Gesetze handeln, im Falle des gelieferten Nachweises der Schuld des Angeklagten auch gar kein Bedenken, der gekränkten Unschuld beizuspringen und die Wunde der Verletzten je nach ihrer Aus-

dehnung mit einem kleineren oder größeren Beruhigungspflaster in der Form einiger hundert oder tausend Pfund Sterling zu verkleben, um sie so zur Verheilung zu bringen. Sollte man das den Herren auch verargen? Konnten doch schon die gestrengen Richter des Alterthums dem Zauber der Reize einer Hetäre „Phryne" nicht widerstehen, und vergaß selbst Demosthenes darüber die Rednerbühne! Wie könnte man also verlangen, daß die australischen Richter und Geschworenen*) den Reizen einer dortigen Schönen gegenüber sich ganz indifferent oder gar ablehnend verhalten! Haben sie, neben ihrem Gerechtigkeitssinn, nicht auch Augen und Herz und Sinn für das ewig Weibliche und Schöne, dieses Meisterwerk der Schöpfung?

Schon manch' einer der Ungetreuen, die zur Verantwortung gezogen wurden, hat sich dadurch veranlaßt gesehen, „pater peccavi" zu sagen und sein früher gegebenes Versprechen noch vor dem zu erwartenden Richterspruche einzulösen, um auf diese Weise sein Geld zu retten, während andere wiederum noch nachträglich, d. h. nach dem Richterspruche sich zur Eingehung der Ehe mit ihrer früheren Braut entschlossen, in der Hoffnung, ihr Geld wenigstens theilweise wieder . . . zurückzuheirathen.

„Was man verspricht in Eil, bereut man mit Weil."

Mitunter kommt es freilich auch vor, daß Männer, die nur mit wenig Artigkeitssinn dem weiblichen Geschlecht gegenüber begabt sind, in der Eigenschaft als Kläger gegen ihre frühere Geliebte wegen angeblichen Treubruches derselben auftreten, und als Trost ein Heilpflaster für ihr gebrochenes Herz oder für ihre verletzte Unschuld und betrogene Liebe verlangen. In solchen Fällen pflegt jedoch dasselbe, wenn man ihnen überhaupt eines gewährt, ziemlich klein und in Folge dessen auch mehr oder minder unwirksam auszufallen**).

*) Die Geschworenen urtheilen über die Schuld oder Unschuld des Angeklagten; die Richter bestimmen nur die Höhe des Strafmaßes.

**) Erst ganz vor Kurzem ereignete sich ein derartiger Fall in Sydney, in dem nicht weniger als 5000 £. (100000 Mk.) Schmerzensgeld beansprucht, aber nur 150 £. zugesprochen wurden.

XX.

Australische Ehen und die deutsche Hausfrau.

„Der Eine werbet, der Andere erbet, der Dritte sterbet."
Henisch.

Wie es schwer wäre, eine wahrheitsgetreue Beschreibung von einem Lande zu geben, das man nicht besucht und durch eigene Anschauung kennen gelernt hat, so ist es ohne Zweifel auch ein schwieriges, wenn nicht riskantes Unternehmen, über Verhältnisse im menschlichen Leben ein Urtheil abzugeben, in denen man sich nicht selbst befunden, d. h. die man nicht selbst durchlebt hat. Wenn ich nun als Junggeselle es trotzdem wage, über die Ehen unserer australischen Antipoden hier einige kurze Bemerkungen zu machen und dabei auch etwas über deutsche Verhältnisse einflechte, so beabsichtige ich damit nur, meine Eindrücke im Allgemeinen wiederzugeben, die ich am heimischen Herde und während meines langjährigen Aufenthaltes im Auslande empfangen habe, ohne damit den Anspruch zu erheben, in all' meinen Ansichten und Urtheilen unfehlbar zu sein. Denn bei der Beurtheilung der Verhältnisse eines Landes im Allgemeinen und der Charaktereigenschaften seiner Bewohner im Besonderen ist nicht nur in Berücksichtigung zu ziehen, daß fast überall Ausnahmen existiren, sondern daß auch die Eindrücke, welche die einzelnen Beobachter empfangen, verschieden sind, so daß ihre Ansichten oft wesentlich auseinandergehen, manchmal sich sogar diametral gegenüberstehen. Ich bin deshalb auch gern bereit, mich jederzeit von denen, welche meine Ansichten nicht theilen und aus persönlicher Erfahrung sprechen können, verbessern oder belehren zu lassen.

Das australische Mädchen, welches im Begriff ist, in den

Eheſtand zu treten, hat ohne Zweifel manches vor ſeiner europäiſchen, kontinentalen Schweſter voraus. In erſter Linie braucht es — reſp. ſeine Eltern — ſich um keine Ausſteuer zu kümmern, da es in Auſtralien, wie auch in England, Sitte iſt, daß der Bräutigam für die ganze Einrichtung des künftigen Hausſtandes Sorge trägt. Der Bräutigam kauft das Haus oder miethet die Wohnung, in welche er mit ſeiner Frau zu ziehen gedenkt, und übernimmt die Anſchaffung des Hausgeräthes und der Möbel. Man ſetzt nämlich dort voraus, wie das ja auch bei unſeren Vettern jenſeits des Kanals der Fall iſt, daß derjenige, welcher heirathet, auch im Stande iſt, ſich und ſeine ganze Familie zu ernähren. Die Braut bringt alſo, falls ſie nicht eigenes Vermögen beſitzt, weder eine Ausſteuer noch eine ſonſtige Mitgift mit in die Ehe, ſelbſt wenn ſie die Tochter wohlhabender Eltern iſt, welche, wie man trivialer Weiſe ſich auszudrücken pflegt, „ſich nicht eher ausziehen, bis ſie zu Bette gehen". Ein junger Mann, der dort zu ſeinem Schwiegervater in spe gehen würde, um mit ihm betreffs der Mitgift ſeiner Tochter zu ſprechen, müßte riskiren, kurzer Hand vor die Thüre geſetzt zu werden. Unter ſolchen Umſtänden kommt es natürlich auch zuweilen vor, daß der Bräutigam, nachdem er alle Einrichtungen für die würdige Einführung ſeiner vermeintlichen Zukünftigen in ſein Haus getroffen, ſich, wenn die Verlobung aufgelöſt wird, in die wenig beneidenswerthe Lage verſetzt findet, keine entſprechende Verwendung für ſeine Anſchaffungen zu haben. Ich erinnere mich noch ſehr wohl eines guten Bekannten von mir, dem dieſes Mißgeſchick paſſirte. Aber ſelbſt dann, wenn die Frau eine Mitgift oder ſonſtiges Vermögen in die Ehe mitgebracht haben ſollte, bleibt ihr die ausſchließliche Verfügung darüber, da dort keine Gütergemeinſchaft beſteht.

Das neuvermählte Paar bezieht direkt nach der Trauung die vom Bräutigam eingerichtete Wohnung. Hochzeitsreiſen werden dort nicht gemacht, und der ſogenannte „Honeymoon"*) (Flitterwochen) wird im neuen Heim verbracht, eine Sitte, welche Zweckmäßigkeit mit Zeit- und Gelderſparniß verbindet. Es ſind nur wenig junge Paare, welche ſich den Luxus erlauben, ihre Flitterwochen auf Reiſen in andere Kolonien zu verbringen.

*) Wörtlich „Honigmonat".

Mit dem Eintritt in die Ehe büßt das australische Mädchen nicht so viel von seiner Freiheit ein, wie die Töchter der meisten anderen zivilisirten Nationen, noch bürdet es sich, abgesehen von seinen Pflichten, die es als Gattin und zukünftige Mutter ihrem Gefährten gegenüber einnimmt, eine solche Unzahl von häuslichen Arbeiten und persönlichen Dienstleistungen auf, wie das deutsche Frauen im Allgemeinen zu thun pflegen. Die Lebensgefährtin eines deutschen Mannes ist nicht nur Gattin und Mutter, sie ist in der Regel auch zu gleicher Zeit Wirthschafterin, Köchin, Wäscherin, Schneiderin und Gott weiß, was noch, Alles in einer Person; ja, sie ist oft genug, auch wenn sie es nicht nöthig hat, gerne bereit, im Hause auch die Dienstmagd und ihrem verwöhnten Manne gegenüber sogar den Bedienten zu spielen, indem sie ihm eine Masse kleinerer Hilfeleistungen gewährt, welche derselbe recht gut allein besorgen könnte, aber aus purer Bequemlichkeit seiner liebenswürdigen Frau überträgt. Es würde einem verheiratheten Manne gewiß nicht anstehen, seine zerrissenen Socken zu stopfen, sich die Hosenknöpfe anzunähen oder gar seine schmutzigen, von einem ekelhaften braunen Safte durchtränkten Taschentücher, denen der widerliche Duft des Schnupftabaks entströmt, zu waschen; er würde sich aber gewiß nichts vergeben, wenn er die vielen kleinen Dienstleistungen, welche er seiner Frau aufzubürden gewohnt ist, etwas reduziren wollte. Es giebt viele Männer, welche ihrer Ehehälfte zumuthen, ihnen die Kleider abzubürsten und beim Anziehen derselben behilflich zu sein, den Kragen umzulegen, die Halsbinde zurechtzuzupfen und festzustecken, beim Fortgehen ihnen Stock und Hut zu reichen, beim Nachhausekommen die Pantoffeln unter dem Bette und den Schlafrock aus dem Schranke hervorzuholen ꝛc. ꝛc. Nun, eine Australiengeborene würde sich gewiß nicht zu der Verrichtung all' dieser kleineren und größeren Liebesdienste hergeben; jedenfalls würde sie unter denselben eine sorgfältige Auswahl treffen. Sollte sich aber doch ihr Lebensgefährte beikommen lassen, mehr zu verlangen, als sie gerne zu gewähren geneigt ist, so würde ihm gewiß manche Enttäuschung nicht erspart bleiben.

Das australische Mädchen wird nicht so häuslich erzogen wie das deutsche. Seine Eltern sind bei seiner Erziehung im Allgemeinen mehr darauf bedacht, daß es lerne, nach außen hin gut zu repräsentiren, als daß es in die Wissenschaft der Kochkunst, des

Häkelns und in die Kenntniß des Strickstrumpfes eingeweiht werde. Man sucht ihm Musik einzupauken, wozu es übrigens gewöhnlich wenig Veranlagung zeigt, und fremde Sprachen einzutrichtern; man schickt es auf „High Schools“ (Hochschulen) und „Schools of Arts“ (Kunstschulen), ja nicht selten sogar auf die Universität, um ihm eine vollkommene wissenschaftliche Ausbildung zu geben, eventuell auch einen Beruf erlernen zu lassen; aber man vernachlässigt dabei die Pflicht, ihnen gleichzeitig den Sinn für Häuslichkeit, der unsere deutschen Mädchen und Frauen so ziert, einzuprägen. Uebrigens wächst das australische Mädchen, wie schon früher angedeutet, in einer Atmosphäre von Selbständigkeit und Freiheit auf, welche wiederum, ich darf wohl sagen, eine gewisse Leichtlebigkeit und Bequemlichkeit gebiert. Indem es sich ferner seiner Bedeutung und Stellung im sozialen Leben bewußt ist, so bezeugt es, gleich seinen Brüdern, seinem Vater und seiner Mutter gegenüber nicht jene Reverenz und Hochachtung, welche die Kinder deutscher Eltern den letzteren entgegenbringen. Umgekehrt scheinen freilich auch dort die Eltern ihren Kindern gegenüber nicht jene zärtliche Fürsorge und Liebe an den Tag zu legen, wie deutsche Eltern zu thun pflegen.

Ein großer Theil des freiheitlichen Empfindens und des Unabhängigkeits- und Selbständigkeitsgefühls wird natürlich von dem Mädchen mit in die Ehe hinübergenommen und sichert der zukünftigen Gattin nicht nur ein gewisses moralisches Uebergewicht über ihren Lebensgefährten, der gewohnt ist, Frauen gegenüber zurückhaltend und bescheiden aufzutreten, sondern läßt auch häufig bei ihr jene Hingabe an den Gatten vermissen, welche vor Allem das deutsche Weib vor dem anderer Nationen auszeichnet. Man sagt bei uns: „Der Mann ist das Haupt des Weibes und das Weib ist die Krone des Hauses“. Ohne nun den zweiten Punkt in Abrede stellen zu wollen — den Sinnspruch auf die australischen Verhältnisse übertragen — so möchte ich doch die Wahrheit des ersteren direkt bezweifeln, da man dort häufig beobachten kann, daß, umgekehrt wie bei uns, die Frau ihrem Gatten Dienstleistungen anheim giebt, die gewiß nicht in die Wirkungssphäre eines gesetzten Mannes, sondern in die einer Dienstmagd oder des Kindermädchens gehören. Ich habe mir zwar nie angelegen sein lassen, in das Geheimniß australischer Küchen einzudringen, und bin deshalb auch

außer Stande zu ſagen, ob der würdige Ehegatte zu Hauſe die Kaffeemühle dreht und den Kochlöffel oder Beſen ſchwingt, noch war es mir je vergönnt, hinter die Kuliſſen eines auſtraliſchen Tempels der Liebe zu blicken, doch glaube ich nicht zu weit zu gehen, wenn ich behaupte, daß bei unſeren auſtraliſchen Antipoden die Frau ſowohl in wie außer dem Hauſe dem Manne gegenüber eine dominirende Stellung einnimmt.

„Adam und Sampſon und David und Salomon,
Die hatten Weisheit und Kraft;
Doch bezwang ſie des Weibes Meiſterſchaft."

Freidank.

Man braucht nur das gegenſeitige Verhalten beider Eheleute vor den Augen der Oeffentlichkeit etwas näher zu beobachten, und dann einen Rückſchluß auf deren Verhalten im intimeren häuslichen Kreiſe zu ziehen, um ſich davon zu überzeugen. Ein Sonntag Nachmittag in einer größeren auſtraliſchen Stadt läßt uns Dutzende von Männern ſehen, welche, wie ein Mauleſel bepackt, mit freudiger, aber demüthiger Miene ihren jüngſten Sprößling auf dem einen, und Stock nebſt Ueberwurf und Sonnen- oder Regenſchirm ihrer beſſeren Hälfte auf dem anderen Arme tragen; andere wiederum ſieht man mit gekrümmtem Rücken, und nahe daran, ſich die Wirbelſäule zu verrenken, den Kinderwagen ſchieben, während die würdige Ehehälfte in aufrechter Haltung und ſtolz wie eine Prinzeſſin entweder allein oder in gemüthlicher Unterhaltung mit einer Freundin begriffen, voran- oder nachſchreitet, als wollte ſie ſagen:

„Das Schickſal hat mir den Mann gegeben, um ihm Kinder zu erzeugen und ſo zu dem wichtigen Geſchäfte der Fortpflanzung und Vermehrung des Menſchengeſchlechtes mit beizutragen. Ich war ſtets beſtrebt, der Erfüllung meiner Pflichten nach beſtem Vermögen nachzukommen, habe meinen Gatten mit einem neuen Nachkommen beglückt und ſo gleichzeitig den großen auſtraliſchen Bundesſtaat um einen Staatsbürger, aus dem derſelbe ſpäter einmal Kapital ſchlagen kann, bereichert. Damit habe ich mich alſo meiner hohen und ehrenvollen Funktion gewiſſenhaft entledigt und bin ſtolz darauf. Mein Gatte iſt zwar nicht mein Gebieter, wohl aber ermöglichte er mir, meine Beſtimmung zu erfüllen!"

In Rußland, Italien, Spanien und Deutschland steht die Frau — in den unteren, zum großen Theil aber auch in den mittleren Klassen — unter dem Manne; in Frankreich und Oesterreich stehen beide sich ziemlich gleich; in England dagegen, noch mehr aber in seinen Kolonien und in Amerika steht die Frau über dem Manne!

XXI.

Melbourner Typen: Larrikins und Larrikinesses — Polizisten und Salutisten — Quäkers und Loafers — der Sohn des Reiches der Mitte und die ureingeborenen Söhne des Landes.

„Andres Land, andre Leut'."

Schauen wir uns nun etwas genauer in den Straßen Melbournes um:

Eine ganz gewöhnliche und charakteristische Erscheinung in den Straßen Melbournes bilden die sogenannten „Larrikins". Es ist mir nicht möglich, dieses Wort zu übersetzen oder zu umschreiben, da es nicht in die englischen Wörterbücher aufgenommen und sein Ursprung unbekannt ist. Das deutsche Wort „Range" oder „Straßenjunge", sowie das französische „gamin" oder „voyou des rues" und das englische „Hoologan (?)" decken und erklären den Begriff und das Wesen eines „Larrikins" nicht. Der „Larrikin" ist also eine undefinirbare Größe, welche eine nicht minder typische Persönlichkeit darstellt, wie sein größter Antagonist, der „Melbourner Polizist". Seine wesentlichen äußeren Eigenschaften bestehen in der Bedeckung mit einem breiten, dunklen Schlapphut (Art Rembrandt), und in der Bekleidung mit einer dunkelgrauen oder braunen Joppe. Seine Hose, welche die Kniee eng umschließt, erweitert sich bedeutend nach unten zu und bedeckt, indem sie über die spitz zulaufenden Stiefeletten, die mit hohen Absätzen versehen sind, nach vorne fällt, die Füße fast ganz. Die Zipfel seiner ziemlich verwahrlost aussehenden Halsbinde, welche vorne in einen Knoten geschlungen ist, fallen in anscheinender Vernachlässigung oder Unordnung über die Brust herab. Beide Hände befinden sich — und das drückt seiner äußeren Erscheinung einen besonderen Stempel auf — stets in der Hosentasche. Seine Heimath ist das schon oben erwähnte „Collingwood", eine der bevölkertsten, aber

auch berüchtigtsten Vorstädte Melbournes. Er treibt sich aber auch mit Vorliebe im Centrum der Stadt an den Ecken der verkehrsreichen Bourkestreet herum, woselbst er, auf allen möglichen Unfug bedacht, den Passanten aus besseren Ständen ein Greuel und Dorn im Auge ist.

Uebrigens erfreut er sich seines Aufenthaltes an diesen Plätzen gewöhnlich nicht lange. Bald macht sich ein Diener der Ordnung an ihn heran, und gebietet ihm mit einem in einem ruhigen, aber bestimmten Tone ausgesprochenen „Move on" „Gehen Sie weiter", sich zu entfernen. Stehenbleiben auf dem Trottoir ist mit Rücksicht auf den starken Verkehr in den Straßen Melbournes nicht erlaubt. Halb widerstrebend entfernt sich der lästige Straßengast in schlürfendem Gange mit seinen Kommilitonen, um an der nächsten Ecke wieder Posto zu fassen und das alte Spiel zu wiederholen.

Der Larrikin gehört gewöhnlich dem Stande der Fabrikarbeiter an, verdient sich also seinen Lebensunterhalt meist auf ehrliche Weise und hat verhältnißmäßig nur selten schon intimere Bekanntschaft mit der Polizei gemacht. Aber aus dieser Klasse von Leuten geht nicht selten die schlimmste Sorte von Verbrechern hervor, nämlich die waghalsigen Bankräuber und Einbrecher, welche häufig genug in der raffinirtesten und verwegensten Weise die dortigen Geldinstitute plündern.

Dem Larrikin in moralischer Beziehung und im sonstigen äußeren Auftreten ziemlich gleichwerthig, aber weniger gefährlich ist die „Larrikineß", die Schwester oder Freundin des Larrikins, welche eine ebenso typische Persönlichkeit darstellt, wie der letztere. Sie zeichnet sich durch keckes, um nicht zu sagen, freches Benehmen auf der Straße und oft auch durch ihre auffallende Kleidung aus. Ihr Anzug besteht meist aus einem Sammtjäckchen von himmelblauer oder hellrother Farbe, aus ziemlich kurzen Röcken und einem breiträndrigen, mit einer mächtigen Straußfeder geschmückten Hut, der groß genug ist, um den ganzen Körper zu beschatten. Denn die Larrikineß ist durchschnittlich von wesentlich kleinerer und schmächtigerer Figur, wie ihre Landsmännin aus dem Mittelstand oder der Haute Volée. Nirgends kann man den degenerirenden Einfluß, den die Fabrikarbeit auf die Körperkonstitution ausübt — die Larrikinesses sind nämlich, gleich ihren Brüdern, meist in Fabriken beschäftigt —, besser studiren als in Melbourne.

Während nun des Tags über die Larrikineß in Schuhfabriken ꝛc. sich nützlich macht, treibt sie sich des Abends und einen großen Theil der Nacht mit ihren Freunden und Freundinnen auf der Straße herum, — ein richtiger Wildfang oder Wildpart, wie er in keiner anderen Großstadt zu finden ist. Das Ideal der Larrikineß ist wiederum der Larrikin, dem sie gern ihr Herz schenkt, während sie den Pfeilen des Cupido, die mitunter von Adamssprossen aus besseren Ständen auf sie abgeschossen werden, geschickt auszuweichen versteht. Ja, es ist mitunter geradezu gefährlich, mit solchen Waffen gegen sie vorzugehen, oder auch nur auf sie zu zielen. Nicht etwa, daß ihr Verfolger, wie aus eben Gesagtem hervorgeht, befürchten müßte, mit den gleichen Geschossen bedient zu werden, sondern weil sie geneigt ist, mit den Worten „I shall give you in charge“*) die Polizei zu Hilfe zu rufen, um ihre „Unschuld“ zu beschützen. Und wenn es sich um den Schutz von Frauentugend handelt, so verstehen die Organe der heiligen Hermandad in der That keinen Spaß. Diese Tugendwächter sind meist große und baumstarke Kerle aus der Kolonie oder aus Irland, in deren Uniform man mit Leichtigkeit zwei sächsische Polizisten oder auch 3 bis 4 Melbourner Larrikins stecken könnte, und von deren eisernem Griffe, wenn er einmal eingesetzt hat, nicht mehr los zu kommen ist. Die Körperkraft und Leistungsfähigkeit, welche diesen kolonialen und irischen Riesen schon von Natur aus angeboren ist, wird noch erhöht durch sorgfältiges Trainiren, das in gymnastischen Körperübungen, Ringen und Erlernung gewisser Tricks besteht, die ihnen bei der Ausübung ihres schweren Berufes sehr zu Statten kommen. Auch im Schnellauf zeichnen sie sich aus, so daß sie fähig sind, ihr flüchtendes Opfer rasch wieder einzuholen.

Der australische Polizist trägt, wie der englische, keinen Säbel. Ein einfacher „baton“ (Stab) und „handcuffs“ (Handschelle) sind seine einzigen Waffen. Bei Nacht ist ihm jedoch gewöhnlich das Mitführen einer bleiernen Handkugel oder selbst das Tragen eines Revolvers erlaubt.

Eine andere gewöhnliche Erscheinung in den Straßen Melbournes ist die „Salvation“- oder „Heilsarmee“. Sie rekrutirt

*) Ich werde Sie verhaften lassen.

sich theilweise aus den Bewohnern der „slums", d. h. der niedrigsten und verrufensten Häuser der Kapitale, theilweise auch aus von Gefängnissen entlassenen Sträflingen, für welche speziell in neuerer Zeit inmitten der Stadt ein festungähnliches Gebäude mit Thürmen und Luken errichtet worden ist. Sie nimmt auch weibliche Krieger, die man scherzhafter Weise als „Hallelujah Lasses" bezeichnet, in ihre Reihen auf.

Diese „seelenrettende" Armee, welche im Jahre 1865 von William Booth in England gegründet wurde, ist militärisch organisirt wie jede gewöhnliche Armee von Soldaten, und zählt jetzt, da sie fast über den ganzen Erdkreis verbreitet ist, beiläufig zwei Millionen Mitglieder. Sie ist eingetheilt in Armeekorps, Divisionen und Regimenter, und diese wiederum in Bataillone ꝛc. Sie hat auch einen kommandirenden General, der von einem Generalstab umgeben ist, ferner Majore, Kapitäne und andere Offiziere, sowie Unteroffiziere und Gemeine. Die Soldaten, welche meist in Kasernen leben, sind wohldisziplinirt und kriegsgeschult und marschiren mindestens ebenso gut wie das Gros europäischer Trainsoldaten. Bei ihrem Aufmarsche pflegt ihnen eine Musikkapelle, bei welcher Pauken, Cymbals, Hörner und Posaunen die Hauptrolle spielen, voranzugehen. Diese dient jedoch weniger dazu, um die Krieger zu entflammen und mit guter Musik zu unterhalten, sondern mehr, um vermittelst Erzeugung eines möglichst großen Lärmes neue Rekruten anzuwerben. Es ist selbstverständlich, daß auch Zahlmeister, die man richtiger Bankiers nennen könnte, in der Armee angestellt sind, damit neben dem geistigen auch für das leibliche Wohl der Kriegshelden Sorge getragen ist. Gleich den echten Söhnen des Mars tragen auch die Mitglieder der Heilsarmee zweierlei Tuch, bei besonderen Gelegenheiten auch Schärpen und andere Auszeichnungen. Ob aber das erstere denselben faszinirenden Eindruck auf die dortige junge Damenwelt ausübt, wie es bei uns zu thun pflegt, vermag ich nicht zu entscheiden.

Die „Salutisten", wie man die Heilskrieger auch nennt, führen keine Kanonen mit sich, weder Vorder- noch Hinterlader; auch sind sie nicht mit gezogenen Gewehren und Patronentaschen, welche das nöthige Pulver und Blei enthalten, ausgerüstet, noch tragen sie Säbel oder Sporen.

Die größten Feinde, gegen welche die Heilssoldaten zu

Felde ziehen, sind die Trunkenbolde, die Lustdirnen und die ... Ketzer. Ihr Kriegsgeschrei ist „Hallelujah", ihr Losungswort „Save the Sinners", „Errettet die Sünder", und ihre Waffe ist die „Bibel".

Gott behüte mich vor dieser absonderlichen Kriegsfarce und dieser Armee von Clowns, Proselytenmachern und heuchlerischen Weltverbesserern!

Die „Quäker", oder, wie sie sich selbst nennen, die „Freunde und Bekenner des Lichtes", bilden eine religiöse Sekte, welche in England ihren Ursprung hatte und sich von dort nach Nordamerika, dem „Lande der Sekten", ausbreitete. Man begegnet ihnen aber auch nicht selten auf anderen Gebieten des Globus, speziell auch in Melbourne, und zwar in der Vorstadt Fitzroy. Man erkennt sie an ihrer eigenartigen Frisur und an ihrem Hute. Die Männer tragen langes Haar, dessen Ende nach innen und oben umgekrümmt ist, und benutzen als Kopfbedeckung einen steifen und etwas eckig aussehenden grauen Filzhut. Den Bart tragen sie „à la Christus", mit dem sie sich identifiziren, während die Weiber die Rolle der Jungfrau Maria darzustellen bemüht sind. Letztere tragen einen eigenthümlichen, schmalen, die seitlichen Kopftheile und die Ohren bedeckenden Hut, der sehr weit nach vorne reicht und sich da verbreitert, während ihre Kinder eine ähnliche excentrische Kopfbedeckung aufweisen. Kurzum, eine Quäkerfamilie stellt die ganze heilige Familie, mit Ausnahme des Joseph, dar.

Man unterscheidet „fechtende" oder „freie" und „nasse" oder „trockene" Quäker. Die ersteren sind jene, welche Kriegsdienste thun; die nassen Quäker gehören gleichfalls zu den Nachgiebigen, während die trockenen streng orthodox sind. Theater und Konzerte, Jagd- und Tanzvergnügungen, Schmaus- und Trinkgelage und ähnliche Unterhaltungen sind bei ihnen verpönt. Dagegen huldigt man sehr — im Gegensatz zu der in Folgendem zu erwähnenden Sekte — dem „Zeugungsvergnügen". In ihren Bethäusern verhalten sich die Quäker ruhig und schweigsam, bis sich in einem von ihnen das „innere Licht", d. h. der heilige Geist, offenbart, welcher den Begnadeten zu seinem Wortführer macht. Freilich kommt es nicht selten vor, daß die ganze Versammlung, welche mit Spannung auf die Ankunft des heiligen Geistes wartet, von demselben in Stich gelassen wird, worauf man dann ruhig wieder auseinander geht.

Hier möge noch eine kleine Anekdote über das Quäkerthum und sein Wesen Platz finden.

„Johann, bist du fertig, um in die Kirche zu gehen?", fragte einst ein Spezereiwaarenhändler, welcher der Quäkersekte angehörte, seinen Gehilfen an einem Sonntag Morgen. „Nein, Herr", war die Antwort, „ich habe noch keinen Sand in den Zucker, der für unsere Kunden bestimmt ist, geschüttet". „Wohlan, thue das zuerst", gebot der Prinzipal, „mische beides ordentlich, und wenn du damit zu Ende bist, dann laß uns in die Kirche gehen!"

Mit den Quäkers sind die „Shakers" (Schüttler) und die „Jumpers" (Springer) verwandt. Die Shakers zweigten sich von den Methodisten ab und pflegen sich durch systematische ins Werk gesetzte Erregungen des Gemüthes, durch Seufzen, Schluchzen und Heulen in einen derartig exaltirten Zustand zu versetzen, daß der Körper mit konvulsivischem Zittern der Gliedmaßen und krampfhaften, der „Chorea major" (Germanentanz) oder „minor" (Veitstanz) ähnlichen Bewegungen antwortet. Zuweilen thun sich auch Bruder mit Bruder (der Gemeinde) und Schwester mit Schwester bei gesteigerter Andacht zu einem Rundtanze zusammen, den Schopenhauer als den einzig ästhetischen anerkennt. Als ich während meines ersten Aufenthaltes in London auch der Exeter Hall einen Besuch abstattete, hielt gerade eine der eben genannten Sekten — ich weiß nicht mehr genau, welche — ihren Gottesdienst ab. Während dessen fand ein solches Seufzen und Wehklagen, Weinen, Wimmern und Heulen statt, daß im Vergleich mit dieser Versammlung das Innere eines Tollhauses als ein Platz der Ruhe und Erbauung hätte bezeichnet werden können. Befürchtend, ich möchte bei längerem Verweilen gleich meiner Umgebung ebenfalls von einem Paroxysmus von religiösem Wahnsinn ergriffen und dadurch veranlaßt werden, an dem allgemeinen Geschrei mit theilzunehmen, hielt ich es für angezeigt, die Flucht zu ergreifen und der Thüre zuzueilen. Diese fand ich jedoch verschlossen, während mir gleichzeitig der diensthuende Portier erklärte, die Oeffnung derselben verweigern zu müssen. Ich war also gezwungen, den ohrenzerreißenden und sinneverwirrenden Lärm bis zum Schlusse der Sitzung mit anzuhören; und ich sage gewiß keine Unwahrheit, wenn ich versichere, daß mir derselbe noch heute in den Ohren nachklingt, obwohl es schon über 18 Jahre her ist, daß ich die

Ehre hatte, den Andachtsübungen jener verrückten und, wie es schien, von Beelzebub und allen Dämonen besessenen Gesellschaft beizuwohnen.

Die anwiderndste Erscheinung auf den Straßen Melbournes bilden aber unstreitig die „Loafers", auf deutsch „Faullenzer", „Bummler", „Tagediebe", „Eckensteher" oder „Braunköpfe" ꝛc., die „Parasiten des Menschengeschlechtes". Ich liebe nicht, zu meinen Lesern von Schmutzwaare zu sprechen. Aber diese Art von Unrath ist in einigen Straßen Melbournes so angehäuft, daß es nicht nur unmöglich wäre, bei der Durchwanderung derselben mit ihm nicht in Berührung zu kommen, sondern daß auch meine Leser ein nur unvollständiges Bild von der Kapitale Victorias erhalten würden, wenn ich dessen keine Erwähnung thäte. Es sei mir deshalb gestattet, meine Eindrücke kurz wiederzugeben, die ich von demselben en passant erhalten habe.

Mit abgetragenen, von Schmutz glänzenden Kleidern, durchlöchertem Hute und abgelaufenem Schuhwerk — eine Art Vogelscheuche — steht der Loafer, dieses Mitglied des Auswurfes der menschlichen Gesellschaft, dessen aufgedunsenes, geröthetes Gesicht, blutunterlaufene Augen und stierer, thierischer Blick das Laster verrathen, dem er zum Opfer gefallen, mit Bevorzugung gewisser Stadttheile und Straßen vor den Thüren der niedrigsten Schänken, das diabolische Feuerwasser, das er soeben „hinter die Binde gegossen", theilweise wieder regurgitirend, und gleichzeitig im Innern Rath haltend, wann der Augenblick gekommen sei, um neues Oel auf die Flamme zu gießen, die sein Inneres verzehrt. Bald ist er da; der von unauslöschlichem Durste Gequälte betritt die Gifthütte, greift in die Westentasche, holt einige Pence heraus, wirft sie auf den Counter*), und führt mit zitternder Hand das mit frischem Brandstoff gefüllte Glas zum Munde, leert es auf einen Zug, kehrt den Rücken und wankt zur Thür hinaus, um sich wieder neben derselben zu postiren, bis nach Ablauf von ungefähr einer halben Stunde die Operation wiederholt wird. Die Zwischenzeit wird mit Verlangen und Sehnsucht nach weiterem Brennmaterial ausgefüllt, und der Tag wird auf diese Weise gleichsam ertränkt in geistigen Produkten der Destillation. Und wenn der

*) Schänktisch.

letzte Pfennig auf dem Altare des Gottes „Alkohol" geopfert ist oder mit Einbruch der Mitternacht die Taverne geschlossen wird, dann schleppt sich der Säufer mit schlotternden Beinen, während ihm seine hellroth glänzende Nase als Laterne und seine beiden in der Luft hantirenden Arme als Balancirstange dienen, langsam nach Hause; oder er begiebt sich nach dem „Tempel der Natur" zu „Mutter Grün", in deren Schooß er, von schrecklichen Traumgestalten und Alpdrücken gepeinigt, den Rest der Nacht verbringt, bis die warmen Sonnenstrahlen des Vormittags ihn wecken und sein ausgetrockneter Gaumen und seine halbverbrannte Schlundröhre ihn an seine gewohnte Tränkstätte zurücktreiben.

Das Melbourner resp. australische Publikum hat sich die Existenz dieser Klasse von Leuten, welche eine wahre Landpest darstellen, mehr oder minder selbst zuzuschreiben, indem es durch die Bethätigung allzu großer und häufig an unrechter Stelle angebrachter Mildthätigkeit das Faullenzerthum und Laster nicht nur unterstützt, sondern geradezu heran- und großzieht.

Wie in Südafrika, so ist auch in Australien das Klima durchschnittlich warm und trocken und erzeugt in Folge dessen rascher das Bedürfniß nach Flüssigkeit, wie es in unserer Zone der Fall ist. Und Durst ist, wie die meisten Leser aus eigener Erfahrung wissen, ein fast noch größerer Gebieter, der auf Befriedigung besteht, wie Hunger. Trunksucht ist deshalb auch in Australien ein sehr verbreitetes Uebel, dem nicht nur viele Angehörige der Demokratie, sondern auch zahlreiche Mitglieder der Pluto-, ja sogar Vertreter der sogenannten Aristokratie zum Opfer fallen.

„Mäßig wird alt, zuviel stirbt bald."

Ist man doch dort bereits so weit gekommen, oder glaubt wenigstens so weit gekommen zu sein, die spezifischen, eigenartigen Wirkungen der verschiedenen alkoholischen Gifte voneinander unterscheiden zu können, indem man von einer „Gin liver" (Gin-Leber), einer „Brandy nose" (Brandy- oder Cognaknase) und einem „Whiskeymagen" ꝛc. spricht, ganz ähnlich, wie man bei uns in Deutschland ein „Bierherz" und einen „Biermagen" kennt, und eine „Weinnase" von einer „Schnapsnase" unterscheidet.

„O Herr, führe uns nicht in Versuchung!"

Eine andere Klasse zweifelhafter, nicht selten aber auch recht

nützlicher Mitglieder der menschlichen Gesellschaft, welchen man in der Metropole häufig begegnet, bilden die „Chinesen". Angezogen durch die ersten Goldentdeckungen, welche in Victoria vor ca. 50 Jahren gemacht wurden, begannen die schieläugigen Zopfträger das Land zu überfluthen, bis man durch Erlaß von Gesetzen ihrer weiteren Einwanderung einen Riegel vorschob. Diese Abkömmlinge der mongolischen Rasse sind meist von ziemlich kleiner und schwächlicher Gestalt, welche gewöhnlich mit einer runden seidenen Mütze, mit weiten Hosen und einem luftigen mit breiten Aermeln versehenen Obergewande bedeckt ist; das letztere ist häufig vermittelst eines Gürtels um die Lende zusammengeschnürt. Die Füße sind mit baumwollenen oder seidenen Schuhen, welche Sohlen aus Papier oder Leder haben, bekleidet. Das Haar ist bis auf einen Büschel auf dem Scheitel geschoren, der in Form eines Zopfes über den Nacken und Rücken herabhängt. Zuweilen wird er jedoch auf dem Scheitel aufgebunden. Das Kinn und die Oberlippe sind mit dünnen Barthaaren bedeckt; die Augen sind klein, geschlitzt und häufig schief gestellt. Die Wangen sind blaß und lassen viele Runzeln erkennen, erinnern also an das Gesicht einer ehrwürdigen Matrone. Die ganze Haltung ist schlaff und energielos.

In einer solchen Verfassung schleicht der verschmitzte „Sohn des himmlischen Reiches" fast unhörbar und wie von einem bösen Gewissen verfolgt die Russellstreet entlang, um in einer der kleinen Seitenstraßen, welche sie kreuzen, unbemerkt wieder zu verschwinden.

Ein großer Theil der in der Stadt wohnenden Chinesen verdient sich seinen Lebensunterhalt mit Waschen und Plätten, worin sie exzelliren; diejenigen jedoch, welche auf dem Lande leben, geben sich mit anerkennenswerthem Fleiße dem Gemüsebau hin, der durchschnittlich eine größere Pflege und Sorgfalt erheischt, als die meisten der dortigen Landbewohner, welche anderen Nationalitäten angehören, anzuwenden sich entschließen können.

Des historischen Interesses wegen erwähne ich an dieser Stelle noch die Ureingeborenen Victorias. Die Zahl derselben wurde im Anfange der Besitzergreifung des Landes auf etwa 10—12 000 Seelen geschätzt, hat sich aber jetzt auf ungefähr 400 Personen reduzirt, welche auf den sogenannten Stationen und Depots eine Art Treibhaus-Dasein führen. Die australischen Ureingeborenen sind den Papuas verwandt und zeichnen sich durch eine eigen-

thümliche Schädelbildung, schwarzgelocktes Haar, großen Mund mit dicken Lippen, weiße Zähne, platte Nase, üppigen Bartwuchs und dunkle, schmutzigbraune oder selbst schwarze Hautfarbe aus. Schärfe des Gesichtes und Gehöres, Schwimm- und Kletterfertigkeit sind hervorragende Eigenschaften von ihnen. Ihre Bekleidung besteht meist aus zusammengenähten Fellen, während der Körper und die Haare mit Federn, Knochenstäbchen, Bändern ꝛc. geschmückt sind. Ihre beliebten Waffen sind der Speer, die Keule und der Bumerang, der eine eigenthümliche Flugbahn aufweist. Krankheiten, welche sie sich durch die Berührung mit den Weißen zuzogen, sowie die Leidenschaft für alkoholhaltige Getränke haben ihre Existenz in Victoria allmählich nahezu vernichtet.

XXII.

Theater, Konzerte, Social Evenings ꝛc. — Die ſchwache Seite der Auſtraliengeborenen — Klavierautomaten und beſeelte Phonographen.

„Die Muſik iſt die wahre, allgemeine Sprache, die man überall ſpricht."
Schopenhauer.

Der Auſtralier hat eine große Leidenſchaft für Unterhaltungen und Vergnügungen. Es exiſtirt kaum ein zweites Land in der Welt, wo die Einwohner in ſolcher Anzahl nach den Theatern, Ausſtellungen, Pferderennen, Fauſt- und Ruderkämpfen, Fußball- und Cricketſpielen, nach den Radfahr- und anderen Sportplätzen ſtrömen, wie es in Auſtralien der Fall iſt. Nirgends werden ſo viel Picknicks in großem Maßſtabe abgehalten, nirgends ſo viel offizielle Diners und nirgends ſo viel private Abendunterhaltungen mit folgendem Tanze veranſtaltet wie dort. Dagegen gebricht es dem Lande vollſtändig an populärer, aber guter Muſik, an kleineren öffentlichen Tanzvergnügungen, ſowie an beſſeren Bier- oder Weinreſtaurants und Cafés mit Gartenanlagen nach kontinentalem Stile, welche das Leben in unſerer Heimath ſo gemüthlich und anziehend machen.

Melbourne hat ein Opernhaus, aber es hat keine Oper. Nur ganz ausnahmsweiſe werden für eine Saiſon europäiſche Kräfte, und zwar meiſt Italiener, ſeltener Engländer, engagirt, um eine ſolche in Scene zu ſetzen. Dagegen finden das ganze Jahr hindurch Aufführungen von Operetten, Schauſpielen und Pantomimen ſtatt. Auch die ſogenannten „Minſtrels", welche meiſt aus amerikaniſchen Negern, reſp. ſchwarz angeſtrichenen auſtraliſchen Bänkelſängern beſtehen, erfreuen ſich eines zahlreichen Zuſpruches. Der muſikaliſche Geſchmack unſerer auſtraliſchen Antipoden hatte eben noch nicht

genügend Zeit, sich in der Aufregung und Hast nach Gelderwerb zu einer hohen Stufe der Vervollkommnung zu entwickeln.

In Bezug auf Konzerte ist Melbourne gleichfalls mehr oder minder auf das temporäre Erscheinen europäischer Künstler angewiesen, welche meist von dortigen Unternehmern für gewisse Konzerttouren engagirt werden. Doch besitzt die Stadt seit mehreren Jahren ein Konservatorium, welches unter der Leitung eines fähigen Direktors und Wagnerfreundes steht, der sich alle mögliche Mühe giebt, dem Publikum mehr Sinn für bessere Musik beizubringen.

Zum Besuche der großen Bälle, welche alljährlich vom Gouverneur, vom Bürgermeister, oder bei besonderen Gelegenheiten abgehalten werden, werden spezielle Einladungskarten ausgegeben.

Zahlreiche private Abendunterhaltungen, welche man als „Social Evenings“ oder „Gatherings“ bezeichnet und zu denen die Freunde und besseren Bekannten der Festveranstalter eingeladen werden, bieten einen gewissen Ersatz für den Mangel an öffentlichen Vergnügungs- und Unterhaltungsplätzen, wie wir sie hier in Deutschland so zahlreich besitzen. Gastfreundschaft ist eine hervorragende Tugend der Australier, und wer die Neigung empfindet, davon Gebrauch zu machen, hat Gelegenheit, viele Abende in einer verhältnißmäßig angenehmen Weise auszufüllen, in denen er sonst der Langeweile preisgegeben wäre. Selbstverständlich wird bei solchen Gelegenheiten auch musizirt und jeder Amateur aufgefordert, nach bestem Vermögen etwas zur Unterhaltung der Gesellschaft beizutragen. Und da Bescheidenheit nicht gerade die schönste Zierde des Australiengeborenen ist, so fehlt es nicht an solchen, welche der Aufforderung gerne Folge leisten, um ihr Licht leuchten zu lassen und womöglich die Palme des Abends zu erringen. Es ist freilich nicht immer das Beste, womit aufgewartet wird, und das Gehör und die Geduld der Gäste werden zuweilen auf eine harte Probe gestellt. Die Vorträge sind kalt, ohne Ausdruck einer tieferen Empfindung und Bewegung. Entweder bekommt man, wenn ich mich so ausdrücken darf, animirte, mit Haut und Haaren bedeckte Phonographen zu hören, deren Repertoir jedoch nicht den Werken italienischer, französischer und deutscher Meister, sondern den zweifelhaften Produkten englischer Volks- und Kantinensänger entnommen ist; oder es sind „elektrische Pianos“, eine Art „Klavierautomaten“, welche etwas vorspielen. Unter Anderem

hörte ich auch einmal eine dortige Klavierlehrerin die berühmte Chopin'sche Es-dur-Etude, jenes wunderbare Tonbild, das selbst einen Robert Schumann zu einer begeisterten Lobrede auf ihren Komponisten hinriß, in einer Weise vortragen, daß ich das Stück kaum wieder erkennen konnte, obwohl ich es zuvor selbst schon vielleicht tausendmal heruntergehaspelt hatte. Ich bin überzeugt, Chopin würde sich im Grabe herumgedreht haben, wenn ihm die damalige Interpretation seines unvergleichlichen Tonstückes zu Ohren gekommen wäre.

Welch' geringes Verständniß hervorragenden Komponisten gegenüber selbst von gebildeten Personen mitunter entgegengebracht wird, davon zeugt folgender Fall, wobei ich selbst der ausführende Theil zu sein die Ehre hatte. Einstmals wurde ich von einer verheiratheten, aber noch jungen Dame eingeladen, etwas auf dem Piano vorzutragen. „Please play something for me"*), sagte sie zu mir, indem sie mich gleichzeitig bittend ansah. Sie war eine schöne Erscheinung, eine Frau, die vielleicht manchen leicht hätte veranlassen können, sich nicht nur ihrem Manne gegenüber einer Todsünde, nämlich des Neides, schuldig zu machen, sondern auch einer Uebertretung des neunten Gebotes, das da heißt: „Du sollst nicht begehren deines Nächsten Weib". Da es höchst ungalant gewesen wäre, ihrer Aufforderung nicht Folge zu leisten, so trat ich an den Bechsteinflügel heran und begann, um meiner tiefen Empfindung für sie entsprechenden Ausdruck zu verleihen, Beethovens Mondschein-Sonate, dessen ersten Theil der große Komponist meiner Ansicht nach nur beim Hereinbrechen einer überschwänglichen Fluth von Gefühlen geschrieben haben konnte, zu spielen, in der Hoffnung, damit auch gleichzeitig auf ihren Saiten den richtigen Akkord anzuschlagen. Kaum aber hatte ich einige Takte jener unaussprechlich süßen Weisen beendet, als sie sich ungeduldig von ihrem Sitze erhob und mir unwillig zurief: „Go on, play something nice!"**). Wie, was? Ich sollte etwas Schöneres spielen! War es mein schlechter Vortrag, der ihr Mißfallen erregte, oder war es gar das Stück selbst, das ihr nicht gefiel! Im ersteren Falle war ihr Verlangen eine schwere Beleidigung für mich und

*) „Bitte, spielen Sie etwas für mich!"
**) „Gehen Sie doch, spielen Sie etwas Hübsches!"

im anderen war es eine entsetzliche Blasphemie auf unseren großen Meister, die verruchteste Ketzerei! Ich kochte vor Wuth und hätte vor Entrüstung den ganzen Flügel zusammenschlagen und seine einzelnen Stücke auf die Straße werfen mögen, um mich oder den Komponisten zu rächen. Doch halt! Ich rächte mich auf eine andere Art. Und nachdem ich meine Fassung und mein ruhiges Blut wiedergewonnen hatte, begann ich nach einigen Uebergängen von Cis-moll auf C-dur mit der Intonirung der bekannten Melodie:

„Du bist verrückt, mein Kind
Geh' du nach ....." 2c.

Diese fand ihren vollkommenen Beifall, und selbst auch befriedigt von meinem unerwarteten Erfolge verließ ich das Piano.

Gewiß! Musik ist nicht die starke Seite der Angelsachsen, speziell der Australier. Viele von ihnen sind gute Tischredner und zeigen eine auffallende Fähigkeit, Predigten zu halten, Psalmen und Hymnen zu singen und dieselben auf dem Harmonium oder selbst auf der Orgel zu begleiten; ja, sie verstehen sogar einen ganzen Gottesdienst abzuhalten, und wer weiß, was Alles noch zu thun, aber sie sind nur selten im Stande, die Ohren und das Herz ihrer Zuhörer mit gutem Gesang oder ansprechender Instrumentalmusik zu erfreuen. Australien hat, so sehr man sich auch dort Mühe giebt, es auch in der Tonkunst den alten Kulturstaaten gleichzuthun, auf diesem Gebiete verhältnißmäßig noch wenig geleistet. Es hat weder große Sänger oder Klavierspieler, noch auch irgend welche Komponisten von Bedeutung hervorgebracht. Und doch ist Mrs. Armstrong, alias Madam Melba, die viele Jahre lang ganz London entzückte, eine geborene Victorianerin, welche in Melbourne ihre Erziehung und Ausbildung genossen hat.

„Nulla regula sine exceptione!" *).

*) Keine Regel ohne Ausnahme.

XXIII.

Sport — Australische Ring- und Faustkämpfe und kontinentales Duellunwesen — Pferderennen.

„Wer auf seinen Körper acht', hält auf bestem Posten Wacht."

Australien ist das Land der Athleten. Denn nirgends, England eingeschlossen, findet der Sport soviel Vertreter und begeisterte Anhänger wie dort. Dazu trägt natürlich die gesunde und kräftige Körperentwickelung, welcher sich die australische Jugend im Allgemeinen erfreut, viel bei, vielleicht aber noch mehr die günstigen klimatischen Verhältnisse, welche zu einem häufigen und andauernden Aufenthalt im Freien herausfordern. Auf gewissen Gebieten des Sportes, wie im Ruder- und Faustkampfe, hatte sich Australien sogar, wenigstens für eine gewisse Zeit, den ersten Platz in der Welt gesichert und Männer wie Searl, Kemp, Peter Jackson und Frank Slavin waren im Auslande genau so bekannt wie in ihrer Heimath. Der australische oarsman*) oder boxer, der sich seine Siege und Lorbeeren vom Mutterlande oder Amerika holte, ist denn auch in seiner Heimath der Löwe des Tages und der Abgott der Nation. Er wird mehr gefeiert wie sein Landsmann, der Ministerpräsident ist, und wird dort höher geschätzt, wie bei uns eine Diva, ein Heldentenor, oder ein General, der eine große Schlacht gewonnen. Die Summen, welche auf den Ausgang eines Wettkampfes gesetzt werden, erreichen mitunter eine große Höhe, und die Sieger wären leicht im Stande, sich ein Vermögen zu machen, wenn sie nicht, wie es meist der Fall ist, gleichzeitig mit einer guten Portion Leichtsinn ausgestattet wären, der sie das rasch Erworbene ebenso schnell wieder ausgeben läßt.

*) Ruderer.

Ein ernsthafter Faustkampf wird bei entblößtem Oberkörper durchgeführt. Die Hände sind dabei, um dem Gesetze zu genügen, mit dünnen Handschuhen bedeckt. Meist wird die Zahl der einzelnen Gänge auf 30 festgesetzt. Liegt einer der Kämpfer zu Boden und erhebt sich nicht innerhalb einer gewissen Zeit — ich glaube, sie wird meist auf 10 Sekunden beschränkt —, so wird er als besiegt betrachtet. Bekennt sich einer der Kämpfer freiwillig als geschlagen, so wird dies von seinem Sekundanten durch das Aufwerfen eines Schwammes angezeigt. Da nicht nur der Kopf, sondern auch die Magengegend eine gerne gewählte Zielscheibe des Angreifers ist, so geht es meist ohne schmerzhafte und geradezu betäubende Schläge nicht ab. Wirklich tödtliche Verletzungen kommen jedoch innerhalb des „Ringes" (Arena) nur höchst selten vor. In solchen Ausnahmefällen läßt sich dann gewöhnlich nachträglich eine abnorme Dünne oder Brüchigkeit der Schädelknochen, die nachgegeben haben, konstatiren. Viel häufiger ist ein tödtlicher Ausgang bei jenen Rencontres, welche auf der Straße in Folge eines Streites zum Austrage kommen. In solchen Fällen ist jedoch derselbe nur selten auf eine direkte Verletzung durch den erhaltenen Schlag zurückzuführen, sondern gewöhnlich auf einen unglücklichen Zufall, der sich während des Kampfes ereignete, wie Sturz auf die Kante eines Steines, Laternenpfosten ꝛc.

Auffallend ist, daß bei solchen auf der Straße ausgefochtenen Kämpfen die Polizei meist durch ihre Abwesenheit glänzt oder doch den Kombattanten den Rücken zuwendet. John Bull erlaubt seinen Mitbürgern große Freiheit im Handeln, also auch im Faustkampfe. Und wenn er auch bei öffentlichen Schaustellungen den Gebrauch von Handschuhen gesetzlich vorschreibt, so sind ihm doch die, welche dabei in Verwendung kommen, gewöhnlich nicht dünn genug, besonders wenn er selbst dem Kampfe mit zusieht.

Die Kunst des „Pugilismus"*) wird übrigens in Australien vielfach auch von der besseren Klasse der Bevölkerung, bei der er quasi zum „curriculum vitae" gehört, erlernt und zuweilen sogar praktisch verwerthet. — Unter „Bevölkerung" verstehe ich hier natürlich die Söhne, nicht die Töchter Australiens. Man begegnet zwar dort fast tagtäglich auch weiblichen Freunden und Verehrern

*) Faustkampfes.

dieſes männlichen Sports, welche man leicht an dem „blauen Auge“ erkennt, das ſie mit ſich herumtragen; dieſelben pflegen jedoch ihre Kämpfe unter ſich allein, d. h. mit Ausſchluß der Oeffentlichkeit oder doch wenigſtens mit Ausſchluß der Männer zum Austrag zu bringen —. Vor einigen Jahren fand in Melbourne zwiſchen zwei dortigen wohlbekannten Herren, einem Rechtsanwalte und einem Arzte, ein Fauſtkampf auf offener Straße ſtatt, und zwar während der Mittagsſtunde inmitten der Collinsſtreet, alſo in dem zentralgelegenſten und frequenteſten Theile der City. Der Rechtsanwalt hatte gelegentlich einer Vertheidigungsrede vor dem dortigen Gerichtshofe eine anzügliche Bemerkung gegen den betreffenden Jünger Aeskulaps gemacht. Kurz darauf ſtellte letzterer den vorlauten Advokaten an obengenanntem Orte zur Rede, nöthigte ihn, ſich zu vertheidigen und beförderte ihn vermittelſt eines wohlgezielten Schlages auf das Auge in die Straßenrinne. Das geſtürzte und nach Verdienſt beſtrafte Mitglied der Juſtitia erholte ſich raſch von ſeiner Betäubung und eilte mit einem blutunterlaufenen und geſchwollenen Auge geraden Weges auf das Gericht, aber nicht, um, wie man bei uns erwartet haben würde, die Anzeige zu machen, ſondern um ſein Plaidoyer mit Erfolg zu Ende zu führen, als wenn nichts geſchehen wäre.

Eine derartige Erledigung eines Ehrenhandels mag dem gebildeten Europäer, insbeſondere aber dem Kontinentalen, etwas ſonderbar, wenn nicht roh oder gar barbariſch erſcheinen. Aber iſt es etwa weniger barbariſch, einen Mann, der uns vielleicht nicht einmal beleidigt hat, mit einem Säbel oder Schläger zu maltraitiren oder gar über den Haufen zu ſchießen? Ein Zweikampf mit blanken Waffen mag allerdings einen ritterlicheren Nimbus um ſich haben und romantiſcher ausſehen, aber er iſt deshalb gewiß nicht weniger roh und grauſam wie ein regelrechter Fauſtkampf! Die Vorſchriften, welche unſer konventionelles Leben mit ſich bringt, ſowie die Gewohnheit erweiſen ſich oft als ein Tyrann, und da es bei uns Sitte iſt, unſere Ehrenhändel mit blanken Waffen auszutragen, ſo erſcheint uns dieſe Art der Ausgleichung unſerer Zwiſte als etwas ganz Natürliches oder Selbſtverſtändliches, obwohl ſie ſowohl vom Standpunkte der Gerechtigkeit wie vom Geſichtspunkte der Vernunft und Logik aus entſchieden verurtheilt werden muß. Ich wenigſtens kann den Grund nicht

einsehen, noch weniger kann ich eine Konsequenz darin erblicken, daß derjenige, welcher von einem übermüthigen Raufbolde oder verächtlichen Ehrenschänder schwer beleidigt worden ist — vorausgesetzt, daß dies überhaupt möglich ist —, auch noch die moralische Verpflichtung haben sollte, eben diesem Manne die beste Gelegenheit zu geben, ihm eine Kugel durch den Kopf zu jagen oder einige Zoll scharfen Eisens in den Leib zu senden. Unser „moralischer Duellzwang" oder, anders ausgedrückt, unsere „unmoralische Duellfreiheit" ist eine häßliche Ausgeburt mittelalterlichen Barbarismus und bildet leider immer noch ein widerliches und rauhes Anhängsel unseres heutigen gesellschaftlichen Lebens, das voll ist von weitverbreiteten und eingewurzelten Unsitten, gegen die sich die nach anderer Richtung hin sich geltend machenden Einflüsse der Kultur und Zivilisation bis jetzt vollkommen machtlos erwiesen haben. In der That! Nur ein zehnfach verschärftes Strafgesetzbuch würde einige Aussicht gewähren, die erwünschte Ausrottung des Duellunfuges herbeizuführen. Da ich selbst ein alter Korpsphilister bin und das meinige auch nach dieser Richtung hin durchgemacht habe, so bin ich, oder war vielmehr von vornherein kein prinzipieller Gegner des Zweikampfes. Aber die ruhigere Ueberlegung, die mit den reiferen Jahren kam, und vor Allem die im Auslande gewonnene Erkenntniß, daß die Mitglieder jener Nationen, welche diesem Unwesen nicht huldigen, nicht weniger ritterlichen Sinn und Unerschrockenheit bezeugen wie die, welche dies thun, verfehlte nicht, auf mich den Eindruck zu machen, daß mit dem Ausmerzen dieser kontinentalen Unsitte, welche der Logik und Vernunft direkt ins Gesicht schlägt, die betreffenden Völker auf der Stufenleiter der Kultur eher einige Sprossen hinauf- als herabsteigen würden.

Ich nehme den verlorenen Faden wieder auf und möchte noch bemerken, daß auch im Fußball- und Cricketspiel, im Radfahren, im Schwimmen, ganz besonders aber auch im Ringkampfe der Australier kein zu verachtender Gegner ist. Teams (Gruppen) von Fußball- oder Cricketspielern besuchen alljährlich das Mutterland oder empfangen von dort Besuche, um sich mit ihren englischen Brüdern zu messen, und schon mancher australische Ringkämpfer machte förmliche Siegeszüge durch die Heimath seiner Väter und durch andere Lande.

Es werden meines Wissens fünf Arten des Ringkampfes unterschieden und kultivirt, i. e. der „Graeco-Roman“ (Griechisch-Römische) Stil, „Cumberland“, der „Scotch“ (Schottische) Stil, „Catch as catch can“ (fasse, wie du kannst) und „Shoulder and Elbow“ (Schulter und Ellenbogen). Der ideale Stil, den man auch bei uns nicht selten zu sehen bekommt, ist der „Griechisch-Römische“. Für den, der Liebhaberei und etwas Verständniß dafür besitzt, ist der Anblick eines solchen „wrestling match“, wenn er zwischen ebenbürtigen Gegnern stattfindet und gut durchgeführt wird, geradezu ein Genuß; denn er erzeugt bei ihm eine mindestens ebenso angenehme Erregung, als die ist, welche bei dem forschen Couleurstudenten der Anblick einer schneidigen Schläger- oder Säbelmensur hervorbringt. Auch sieht sich ein rechtzeitiger und hübsch ausgeführter Salto mortale, der den bedrängten Gegner aus einer gefährlichen Position befreit, zehnmal schöner an und wird vom Publikum mit größerem Beifall aufgenommen wie die eleganteste Tiefquart, die ein Paukant dem anderen über die linke Backe applizirt. Fassen unterhalb des Gürtels ist bei dieser Art des Kampfes nicht gestattet. Wenn beide Schultern gleichzeitig den Boden berühren, so ist der Mann besiegt.

Als die größte Leidenschaft, welche sich fast der ganzen australischen Bevölkerung bemächtigt hat, muß „Horse Racing“ bezeichnet werden. Die Passion für Pferderennen ist dort eine nationale Schwäche, um nicht zu sagen allgemeine Krankheit, welche sich mehr oder minder das ganze Jahr hindurch, am meisten jedoch kurz vor dem Abhalten der Hauptrennen, in den einzelnen Kolonien bemerkbar macht. Die Hauptrennen in Victoria werden Ende Oktober resp. Anfang November in Flemington, einem Vororte Melbournes, abgehalten und die Renntage als „Derby“, „Cup Day“, „Oak Day“ und „Steeple Chase“ bezeichnet. Die hierbei getroffenen Einrichtungen und Anordnungen sind musterhaft und übertreffen, in mancher Beziehung sogar die berühmten „Epsom Races“ nahe London, und die „Long Champs“-Rennen zu Paris.

Der Haupttag ist der „Cup Day“. Er ist ein nationaler Festtag, an dem alle Geschäfte und Läden geschlossen sind, und gleichzeitig das größte Ereigniß des Jahres für den in Victoria Geborenen. Nahezu die Hälfte der erwachsenen und wanderungsfähigen

Bevölkerung der Kapitale ist an diesem Tage auf dem Rennplatze vertreten und macht Einsätze auf ihren „Favorite“*), wobei ca. eine halbe Million Pfund Sterling die Hände wechseln mögen. Der Kulminationspunkt des Ganzen ist natürlich, wenn sich die laufenden Pferde beim Rennen für den „Cup“**) dem „Gewinnpfosten“ nähern. Die Aufregung, welche dabei in der Zuschauermenge herrscht, ist unbeschreiblich und kann nur unter einem australischen Himmel zu einer solchen Höhe sich entwickeln.

Der ganze Rennplatz, insbesondere aber der Lawn mit seinen grünen, mit Blumenbeeten verzierten Rasenplätzen und reichdekorirten von Fahnenschmuck strotzenden Zuschauerhallen, die langen Reihen von aufgestellten Wagenburgen, welche den vornehmeren und begüterteren Theil der Zuschauer vor die Thore des Festplatzes beförderten, die dunklen hin- und herwogenden Menschenmassen, in denen die prächtigen Toiletten der Damen die Aufmerksamkeit des Beobachters in Anspruch nehmen und, last, but not least, die zahlreichen buntgekleideten Jockeys auf ihren ungeduldigen edlen Pferden; dies Alles bietet einen Anblick, wie wir ihn in Deutschland niemals auch nur annähernd zu sehen bekommen.

Ein altes Sprichwort sagt: England ist das Paradies für die Frauen, das Fegefeuer für die Dienstboten und die Hölle für die Pferde. Der erste und dritte Punkt dieser Phrase mag — wie wir nun wissen — mit voller Berechtigung auch auf Australien angewendet werden. Betreffs des zweiten Punktes werden wir später unterrichtet werden.

---

*) Das begünstigte oder Lieblingspferd. **) Becher.

XXIV.

Hotels, Bars und Klubs ꝛc. — Eine empfehlenswerthe Sitte — Schwache Gedächtnisse — Shouting — An der „Spree“ — Gemüthliche Abende.

„Mäßigkeit ist die Mutter der Gesundheit.“
Russisches Sprichwort.

Melbourne ist, wie die größeren australischen Städte überhaupt, mit neuen und modernen Hotels, welche allen Anforderungen des reisenden Publikums genügen, hinreichend versehen. Diese Etablissements repräsentiren zwar keine Mammutbauten, wie sie an den größeren europäischen, besonders aber amerikanischen Plätzen, in New-York, Chicago und San Franzisko ꝛc. zu sehen sind, aber sie sind so eingerichtet, um jeden, der keine allzu großen Ansprüche macht, zu befriedigen. Die Zimmer sind meist geräumig, gewähren hinreichend Luft und Licht und lassen nur selten die Anwesenheit jener unliebsamen, aufdringlichen, kleinen, dunkelbraunen oder braunröthlichen Gesellen erkennen, welche man so häufig in den kontinentalen Hotels als unerwünschte Gäste und Mitbewohner mit in den Kauf nehmen muß.

Eine besondere Eigenthümlichkeit Australiens bilden die zahlreichen „Temperance“-Hotels (d. h. Hotels, in denen keine geistigen Getränke verabreicht werden), welche sich dort in den Städten sowohl, wie auch auf dem Lande vorfinden. Melbourne allein hat, neben einer nicht geringen Anzahl kleinerer, vier größere Etablissements, welche dem Temperenzlerthum geweiht sind, von denen zwei, nämlich das „Grand Hotel“ und „Federal Palace Hotel“, zu den ersten und größten Etablissements Australiens überhaupt gehören. Teetotalism*) ist nämlich in Australien noch mehr wie

*) Gänzliche Enthaltsamkeit von alkoholhaltigen Getränken.

im Mutterlande verbreitet und die Theekanne spielt dort in vielen Familien dieselbe, wenn nicht eine noch größere Rolle, wie bei unseren Müttern der Kaffeetopf. Gerade so wie unsere älteren Damen sich in den duftenden Extrakt der gebrannten aromatischen Bohne zu verlieben pflegen und denselben als ihren einzigen Tröster und Heiland verehren, so beten viele australische Mütter den adstringirenden Auszug des grünen Blattes als ihren wahren Erlöser und Sorgenbrecher an, ohne den kein Glück und Heil auf dieser Welt zu erhoffen ist. Ein echter und gewissenhafter Teetotaller männlichen oder weiblichen Geschlechtes schlürft täglich 10 bis 12 bis 15 Tassen des infundirten chinesischen oder indischen Gewächses. Was ist die Folge dieses übermäßigen Theegenusses? Magen- und Darmkatarrhe, Herzklopfen, Zittern und andere krankhafte Erscheinungen von Seiten des Nervensystems! Nichtsdestoweniger sind die Theeexcedenten immer noch besser daran wie die Whisky- oder Kognaksäufer. Denn die letzteren verderben sich nicht nur den Magen und zerrütten ihre physische Gesundheit überhaupt, sondern sie vertrinken auch noch ihren Verstand und verlieren ihren moralischen Halt, während sie sich gleichzeitig unter das Thier erniedrigen.

In Australien giebt es, wie schon früher einmal erwähnt wurde, keine Restaurants oder Cafés mit Gartenanlagen nach europäischem, speziell deutschem oder französischem Stile. Von dieser Regel finden nur wenige und unwesentliche Ausnahmen statt. Das ist ein ganz empfindlicher Mangel in jenem Lande, den besonders der Deutsche empfindet, dem ein gemüthliches Zusammensein mit seinen Freunden oder auch mit seiner Familie bei einem Glase Bier oder Wein, besonders des Abends nach gethaner Arbeit, quasi zur zweiten Natur geworden ist. Allerdings existiren dort genug Milchwirthschaften und Fruchtläden, welche Thee, Kakao, Mineralwässer, Kuchen, Obst und ähnliche Erfrischungen reichen, aber sie bieten doch nur einen theilweisen und schwachen Ersatz für unsere Cafés; denn sie führen weder alkoholhaltige Getränke, noch darf in ihnen geraucht oder gespielt werden. Aehnlich verhält sich die Sache mit den dortigen Restaurants, welche ausschließlich Speisehäuser vorstellen, also nur für die Einnahme von Mahlzeiten (mit oder ohne Getränke) bestimmt sind. Oeffentliche Vergnügungsplätze und Gartenwirthschaften, in denen regelmäßige

populäre Konzerte oder auch kleinere öffentliche Tanzvergnügungen abgehalten werden, sind dort ganz unbekannt. Seltsam, daß man in einem Lande, wo das Klima im Allgemeinen den Aufenthalt im Freien so begünstigt, gezwungen sein soll, seinen gewohnten Abendtrunk zu Hause oder in einem höchst ungemüthlichen, mit schwüler Luft und widerlichem Tabaksqualm geschwängerten Lokale einzunehmen, wovon ich jetzt sprechen will.

Das trinkende Publikum ist dort fast ausschließlich auf die sogenannten „Bars" angewiesen, welche in großer Anzahl vorhanden sind und unseren jetzigen Stehbierhallen, die ja ganz englisches Gepräge tragen, entsprechen. Eine große Auswahl alkoholhaltiger und alkoholfreier Getränke — mit Ausschluß von Kaffee und Thee — ist vorhanden, um jedem Gaumen und Geschmack gerecht zu werden. Die Gäste pflegen jedoch nur selten einen länger dauernden Aufenthalt in diesen Bars zu nehmen, sondern ziehen es vor, das Getränk stehend zu genießen, indem sie das Glas mit einem oder wenigen Zügen leeren, um dann, falls sie noch nicht befriedigt sind, ein anderes Lokal aufzusuchen.

Das Getränk, welches in Australien am meisten verlangt wird, ist Whisky*), der, gleich dem Brandy, von England importirt wird. Ein Schoppenglas (etwa $^1/_4$ Liter enthaltend), wird damit von dem Verkäufer (Barman) bis zu etwa einem Dritttheil angefüllt und der Gast gießt dann je nach seinem Belieben gewöhnliches Trinkwasser nach oder läßt sich auch etwas Sodawasser reichen. Häufig wird jedoch auch dem Gaste erlaubt, sein beliebtes Getränk sich selbst einzuschenken, wobei er sich gewöhnlich nicht schlecht zu stehen pflegt.

Die schweren englischen Biere, wie Stout (Porter) und Ale, sind gleichfalls gesucht. Im Uebrigen hat der Konsum des leichteren Bieres, welches in neuerer Zeit dort gebraut und Lagerbier genannt wird, einen großen Aufschwung genommen. In Folge dessen ist auch das deutsche Lagerbier, welches früher besonders von unseren biertapferen Landsleuten getrunken und mit 18 Pence (1 Mark 50 Pf.) bezahlt wurde, fast ganz verdrängt worden.

Wein wird in Australien verhältnißmäßig wenig konsumirt. Man sieht das einheimische Produkt mit Mißtrauen an und weiß

*) Aus Gerste, Korn oder Mais destillirt.

dasselbe auch nicht zu würdigen. Die angelsächsische Kehle verlangt, wenn sie nicht das Eigenthum eines Teetotalers ist, meist etwas Stärkeres wie Wein. Leider fehlen auch dort, ganz ähnlich wie es in Südafrika der Fall ist, noch jene günstigen Bedingungen, welche die Entwickelung des Mostes zu einem reifen Weine sichern, d. h. geeignete Keller, genügende Erfahrung in der Behandlung des Erzeugnisses, Kapital ꝛc. Die Weinindustrie hat deshalb auch noch nicht jenen Aufschwung genommen, zu dem der Boden und die günstigen klimatischen Verhältnisse berechtigen würden!

Die alkoholfreien Getränke, welche von den Barbesitzern geführt und, was noch mehr ist, von den Gästen auch verlangt und getrunken werden, sind Gingerale, Gingerbeer*), Dandelionale, Limonade, lemonsquash**) ꝛc. Zuweilen wird Bier mit Selterswasser oder mit Limonade gemischt, und auf diese Weise eine durstlöschende Komposition hergestellt, welche unter dem Namen „Soda Shandy“ oder „Shandygaff“ verabreicht wird.

Fast alle Getränke werden mit 3 Pence***) berechnet. Dabei ist Baarzahlung eingeführt. Das ist entschieden eine sehr zweckmäßige Sitte, die sich auch für den Gast insofern vortheilhaft erweist, als damit gleichzeitig das Trinkgeld wegfällt. Ich gebe ja selbst auch gerne dem bedienenden Kellner oder dem Mädchen meinen Obolus; nichtsdestoweniger halte ich die moralische Verpflichtung, sich durch Gewähren einer Kleinigkeit für selbstverständliche Dienstleistungen erkenntlich zu zeigen, für höchst lästig. In zweiter Linie wird durch die Baarzahlung mancher unliebsamen Auseinandersetzung zwischen dem Gaste und der bedienenden Person aus dem Wege gegangen. Gäste haben oft ein „kurzes Gedächtniß“, besonders, wenn sie eines über den Durst getrunken haben, während andererseits die Kellner fixe Rechner sind, welche es z. B. im Addiren zu einer großen Fertigkeit gebracht haben, so daß der Gast oft unfähig ist, bei ihren Kalkulationen nachzukommen. Uebrigens ist ja auch Niemand unfehlbar, selbst der Papst nicht, und Irrthum ist verzeihlich.

Eine weniger schöne Sitte, die dort eingeführt ist, ist das sogenannte „Shouten“ oder „treaten“, d. h. das gegenseitige Trak-

*) Aus Ingwer und Zucker oder Honig bereitet.
**) Citronenscheiben mit Zucker und Sodawasser.
***) 25 Pf. nach unserem Gelde.

tiren der Gäste, wobei dieselben abwechselnd die Getränke für ihre Freunde bezahlen. Jeder an einem solchen „treat“ theilnehmende Gast — ein Ausschlagen des Anerbietens wäre eine Beleidigung, und wer nichts trinken will, wird aufgefordert, eine Cigarre zu nehmen — hat natürlich die moralische Verpflichtung, sich zu revanchiren. In der That thut das der Angelsachse auch sehr gern, zu seinem Ruhme muß man ihm das nachsagen. Er würde es geradezu für etwas Unehrenhaftes ansehen, immer nur den eingeladenen Gast und niemals den Wirth zu spielen. Die Folge davon ist, daß bei derartigen Gelegenheiten von dem einzelnen gewöhnlich mindestens eben so viel Glas getrunken werden, als sich Bekannte zusammengefunden haben und daß mancher auf diese Weise verführt wird, mehr zu sich zu nehmen, als ihm zuträglich ist. Bei solchen Veranlassungen wandert man auch gerne von einem Lokale ins andere, bis die Runde durchgemacht ist. Zuweilen fühlt dann der eine oder andere das Bedürfniß, die Wanderung für sich allein fortzusetzen. Hat er das einige Tage lang — mit Unterbrechung während der Nachtruhe natürlich — gethan und kommt während dieser Periode aus seinem Dusel nicht heraus, so sagt man „he is on the Spree“*), was jedoch meines Wissens keinen Bezug auf den reizenden Strom hat, an dem die deutsche Kapitale liegt.

Im Gegensatz zu diesen ausschließlichen Bars oder Stehbierhallen, von denen ich soeben gesprochen, giebt es nun dort noch eine große Anzahl kleinerer Etablissements, die neben der eigentlichen Schänkstube auch noch einige Privatzimmer für die Unterbringung von Gästen und Pensionären, sowie sogenannte „Parlours“ besitzen, welche vermöge ihrer besseren Ausstattung mit Möbeln sich für einen längeren und gemüthlicheren Aufenthalt eignen, als die gewöhnlichen Stehbierhallen zu bieten im Stande sind. Diese kleineren Etablissements, welche man auch als „Public Houses“ bezeichnet, erfreuen sich häufig des Zuspruches jüngerer, unverheiratheter Leute, welche sich in dem Parlour eines solchen Hauses zusammenfinden, um den Abend in möglichst ungezwungener Weise zu verbringen. Hier werden den Gästen die Getränke von Damen am Tische servirt, und da daselbst zuweilen auch die weiblichen

*) Er ist an der Spree (sprich „sprieh“).

Boarders*) des Hauses oder andere Damen sich einfinden, so geht es mitunter ganz gemüthlich zu. Man fühlt dann auch so recht, daß man in einem „Free Country“**) lebt, und nimmt gerade nicht immer die peinlichste Sorgfalt und Rücksicht auf das Zeremoniell, welches eine gute Erziehung und feine Sitten vorschreiben. Man kann da z. B. beobachten, daß der eine oder andere Gast mit Vorliebe ein oder auch beide Beine nach englischer oder amerikanischer Gewohnheit auf dem gegenüberstehenden Stuhle oder gar auf dem Tische ruhen läßt. Ein zweiter holt aus seiner Tasche ein Messer und ein Stück gepreßten Tabaks hervor, um letzteres vermittelst des ersteren in kleinere Stückchen zu zerschneiden und seiner kurzen Pfeife sorgfältig und bedächtig einzuverleiben, während er gleichzeitig hie und da ein Fragmentchen von diesem kostbaren Kraute in seinem Munde verschwinden läßt, um seinen Kauwerkzeugen unterdessen etwas Beschäftigung zu geben, oder auch, wie W. Schirmmacher sagt, seine braunen Zahnstummel mit frischer Beize zu balsamiren. Ein dritter hat vielleicht diese umständliche, aber wichtige Prozedur schon hinter sich und dünkt sich, indem er nach jedem Zuge aus seiner „pipe“ der Gottheit „Nicotin“ blauen Opferduft darbringt, wie ein Pascha. Ein anderer wiederum ist im Begriffe, der Hebe, welche ihm sein gewohntes Getränk vorsetzt, diensteifrig das Maß ihrer unvergleichlichen Taille abzunehmen und ein Fünfter giebt sich alle mögliche aber vergebliche Mühe, aus seinem heiseren, krächzenden, von Cigarettendampf und Brandy angeätzten Stimmorgane die vaterländischen Weisen des melancholischen „Home, sweet Home“***) hervorzuzaubern, während ihn, was das Beste und Interessanteste an dem ganzen Vortrage ist, ein liebenswürdiger weiblicher Musikamateur gleichzeitig auf dem abgespielten Piano begleitet ꝛc. ꝛc. Die Erscheinung der freundlichen, jungen Wirthin selbst, welche gerne ein Glas mittrinkt, besonders, wenn es sich um die Vertilgung einer Flasche prickelnden Pommery Greeno oder Heidsick Dry Monopole†) handelt, vervollkommnet dann meist noch die kleine, aber fröhliche Gesellschaft.

---

*) Pensionäre. **) Freien Lande. ***) Heimath, süße Heimath.

†) Beides sind gute, aber herbe Sorten Champagner, welche meines Wissens speziell für den englischen Gaumen, der keine süßen Weine liebt, fabrizirt werden.

Reinliches Australien! Auf deinem Gebiete sind keine Warnungstäfelchen nöthig, wie sie bei uns und in Frankreich mit der Aufschrift gesehen werden: „Dans l'interêt public il est prié de ne pas cracher sur la terre“*). Man stellt dort in jede Ecke des Zimmers und an jeden Tisch einen oder auch zwei Spucknäpfe und ladet so die Gäste auf eine höfliche, aber eindringliche Weise ein, davon im Bedürfnißfalle Gebrauch zu machen. In Folge dessen erfreut sich auch diese Art der Mund-, Kehlkopf- und Lungengymnastik dort einer Beliebtheit wie in keinem anderen Lande. Nur der Amerikaner ist dem Australier auf diesem Gebiete der Hygiene insofern noch „über“, als seine Spucknäpfe mitunter eine Größe erreichen, daß sie gleichzeitig als Badewanne für Kinder dienen könnten. Die Ausspeienden selbst aber haben es in beiden Ländern zu einer gleichen Fertigkeit in der Schnelligkeit des Abfeuerns ihrer Geschosse und im Treffen ihres Zieles gebracht. Es sind wahre Meisterschützen in diesem Punkte!

So vertreibt man sich den Abend auf eine angenehme Weise, bis die Mitternacht hereinbricht und zum Aufbruche mahnt, worauf man sich in animirter Stimmung nach Hause begiebt. Natürlich kommt es hie und da auch einmal vor — und das kann ja gar nicht Wunder nehmen —, daß der eine oder der andere der Gäste, der nicht gerne nach Hause geht, plötzlich wahrnimmt, daß er seinen Hausschlüssel vergessen hat, was ihn nöthigt, an Ort und Stelle um eine Zimmerüberlassung zu bitten; auch passirt es zuweilen, daß ein Pensionär des Hauses beim Zurückziehen in sein Schlafkabinet im Dunkeln irrthümlicher Weise eine Verwechselung der Zimmerthüren begeht. Zu seinem Glücke wird ein solches Versehen nicht immer übel aufgenommen. Im Gegentheil! Die Inhaber resp. Inhaberinnen der betreffenden Räume sind häufig gerne geneigt, einen derartigen unerwarteten Besuch als einen Akt der Höflichkeit aufzufassen, den sie später mit einem Gegenbesuch zu beantworten sich verpflichtet fühlen.

Wie verbringt nun aber der gesetzte und verheirathete Bürger Melbournes seine Abende? Nun, der bleibt meist zu Hause und nimmt seinen „nightcap“**), der gewöhnlich in einem oder einigen

*) Im Interesse der öffentlichen Gesundheit wird gebeten, nicht auf den Boden zu spucken.

**) Wörtlich „Nachtkappe“; bildlicher Ausdruck für Schlaftrunk.

„nobblers“*) Whisky besteht, im Kreise seiner Familie ein, wobei ihn seine getreue Ehehälfte gewissenhaft zu unterstützen pflegt. Nimm keine pharisäisch-gleißnerische Miene an, liebe Leserin, und verarge es den durstigen Lippen deiner emanzipirten Gegenfüßlerin nicht, wenn sie in löblichem Wetteifer den feurigen Inhalt einer Whiskyflasche erproben und seinen spezifischen, eigenthümlichen, brenzlichen Torfgeschmack ebenso zu würdigen sich bemühen, wie die mit Tabaksqualm ausgeräucherte Mundhöhle und von Cigarrendampf versengte Gaumenwand ihres Verehrers! Ich frage dich; bist du etwa nicht selbst auch gewöhnt, deinen Nachmittagsthee mit etwas Arak oder Rum zu verstärken? Und, Hand auf's Herz, freut sich nicht auch dein eigenes zartes Lippenpaar, wenn es Gelegenheit hat, die nähere Bekanntschaft mit einem Gläschen berückenden Likörs zu machen? Gewiß! „A drop of Whiskey“**) verträgt sich ebenso gut mit einem Rumpfsteak, rohem Sellerie und einem Plumpudding***) wie ein Glas Bier oder Wein oder ein Gläschen „Nordhäuser“ mit einer Portion Schweinefleisch mit Sauerkraut und bayrischen Knödeln!

Ich komme nochmals auf den Melbourner Bürger zurück und wiederhole, daß derselbe, indem er des Abends gewöhnlich zu Hause bleibt, durchschnittlich viel häuslicher ist, wie der Deutsche, Franzose oder sonst ein Kontinentaler. Das ist auch der Grund, weshalb er sein Heim mit besonderer Sorgfalt und allen Mitteln des Komfortes auszustatten gewohnt ist. Sollte er sich aber doch zu einem Ausgang am Abend entschließen, so besucht er mit seiner Familie das Theater oder ein Konzert, oder er geht ohne dieselbe in seinen Klub. Hier findet er Gelegenheit, eine Partie „Whist“ oder „Boule“†) zu spielen. Hier liegt auch eine reiche Auswahl von Zeitungen, Zeitschriften und Büchern auf. Hier schlürft er sein uns bereits bekanntes Lieblingsgetränk, zuweilen aber auch eine Tasse Thee oder Kakao. Ja, wenn er will, wird

---

*) $^1/_3$ Schoppenglas voll.

**) Ein Tropfen Whisky. Dort eine stereotype und euphemistische Bezeichnung des Getränkes.

***) Ein schwerer englischer Pudding, der aus Mehl, Brodkrume, Eiern, Zucker, Milch, Rinds- oder Hammelfett, Citronenschale, Mandeln, Rosinen, Korinthen, Muskatnuß und Kognak zusammengesetzt ist.

†) Billardspiel mit Kegeln.

ihm auch mit einem vortrefflichen zarten Beefsteak und einer Flasche deutschen oder französischen Weines aufgewartet. Noch mehr als das! Sollte er einmal bei seinen Freunden etwas zu lange ausgeharrt und auf diese Weise den letzten Bahnzug oder die letzte Tramway versäumt haben, so steht ihm auch während des Restes der Nacht ein komfortables Zimmer mit reinlichem Bett zur Verfügung.

Ich überlasse es dem Leser, sich im Geiste auszumalen, ob und inwieweit er sich in einem solchen Vereinshause — und diese Mittheilungen gelten auch für den deutschen Klub —, in dem das weibliche Element für gewöhnlich nicht vertreten ist, gemüthlich fühlen würde oder nicht.

XXV.

Ein Sonntag in der Stadt und auf dem Lande — Australische Tartüffs — Zeitungswesen — Die kleinen Freunde des Menschengeschlechtes.

„Luce sacra requiescat humus, requiescat arator" *).

Melbourne ist an Sonntagen wie ausgestorben. Alle Geschäfte, Läden, Bars, Tavernen, Inns und ähnliche Schänkstuben sind geschlossen. Geöffnet sind nur die Speisehäuser, Milchstuben und Hotels, deren Schänklokale übrigens das Schicksal aller anderen Wein- und Bierstuben ꝛc. theilen. Nur sogenannten „Bona fide Travellers" d. h. Reisenden, welche eine Strecke von 8 Meilen und darüber herkommen, dürfen von Hotelbesitzern Getränke gereicht werden.

Es finden ferner an Sonntagen keine öffentlichen Vergnügungen statt. Die Theater sind geschlossen, und das Abhalten von Konzerten und Tanzvergnügungen ist verboten.

Der Bahnverkehr ist auf dem Lande vollständig eingestellt und der Lokalverkehr in der Stadt wesentlich beschränkt. Man war einmal sogar nahe daran, auch letzteren ganz ausfallen zu lassen; die Erwägung jedoch, daß dadurch viele Kirchgänger von einem regelmäßigen Besuche des Ortes ihrer Andacht abgehalten würden — wie schon oben mitgetheilt, sind die Entfernungen in der Kapitale sehr groß —, rettete die Aufrechterhaltung des städtischen Bahnbetriebes an Sonntagen.

Die Trambahn nimmt ihre Thätigkeit nicht vor $^1/_2$2 Uhr des Nachmittags auf.

Kurzum, der Sonntag ist in Melbourne weniger ein Erholungs- und Vergnügungstag, als ein Tag geistiger und physischer

*) Am heiligen Tage ruhe die Erde, es ruhe der Landmann.

Niedergeschlagenheit, eine Periode der Stumpf- und Trägheit, in der sich eine ausgesprochene Lethargie über die ganze Metropole lagert. Er ist ein Trauertag, ein Todestag.

J. Calvin sprach einst über eine gewisse Klasse von sektirenden Frömmlern die folgenden Worte aus: „Sie gehen dreimal so weit in der strikten Einhaltung des Sabbaths wie die orthodoxesten Hebräer". Dieser Ausspruch läßt sich nachträglich mit voller Berechtigung auch auf die scheinheilige Clique in Australien anwenden. In der That geht dieselbe in ihren Forderungen für die Beschränkung harmloser Vergnügungen am Sonntage weiter wie die englischen Puritaner und die schottischen Presbyterianer. Es sind die heiligen Tartuffes, welche im Parlamente sitzen, die dem Lande die tyrannische Einhaltung des Sabbaths, welcher übrigens nicht christlichen, sondern jüdischen Ursprungs ist, aufoctroyirt haben, und die sich in der äußerlichen Bethätigung ihres religiösen Sinnes, wenn ich mich so ausdrücken darf, protestantischer wie Luther, katholischer wie der Papst und jüdischer wie der frömmste Rabbiner erweisen.

Die meisten der den besseren Ständen angehörenden Familien oder doch jener, welche sich zu ihnen rechnen, bringen den größten Theil des Sonntags zu Hause, die übrig bleibende Zeit aber in der Kirche zu. Man steht an diesem Tage wesentlich später wie gewöhnlich auf, nimmt also auch das Frühstück später zu sich, besucht dann, weil es einmal so Sitte ist und zum guten Tone gehört, die Kirche, um die Predigt des Pastors der Gemeinde zu hören, nimmt darauf ein kräftiges Mittagsmahl ein und überläßt sich vor Langeweile einem Mittagsschläfchen. Sonntag ist nämlich der einzige Tag, an dem der Angelsachse nach der Mahlzeit sich eine gründliche Mittagsruhe gönnt. Bei dieser Gelegenheit schläft er aber auch gleich für die ganze Woche voraus. Nach der Siesta widmet er sich, falls nicht der Besuch eines Freundes ihn abhält, der Lektüre der wöchentlichen Journale, während seine Gattin gerne in der Bibel blättert.

A propos! Zeitungen. In Bezug auf diesen Zweig der Literatur nimmt Australien einen ganz hervorragenden Platz unter den civilisirten Ländern der Erde ein. In allen australischen Kolonien zusammengenommen erscheinen nicht weniger als nahezu 1000 Zeitungen, inklusive der Magazine und kleineren Veröffent-

lichungen, was für eine Bevölkerung von nur vier Millionen Seelen gewiß ein hoher Prozentsatz ist. Etwa 150 Zeitungen und Zeitschriften werden allein in Melbourne und seinen Vorstädten herausgegeben. An ihrer Spitze stehen zwei Morgenblätter mit mehr oder minder ausgesprochenen politischen Tendenzen, nämlich der „Argus“ und die „Age“, letztere mit über 100 000 Abonnenten. Beide Blätter können sich, wie auch die Hauptblätter in Sydney, Adelaide und Neuseeland, in Bezug auf Größe, Erscheinung, Inhalt und den Unternehmungsgeist, mit dem sie geführt werden, den ersten englischen und amerikanischen Zeitungen an die Seite stellen. Ferner erscheint dort ein Abendblatt, der „Herald“ (Herold), das Lieblingsblatt des Melbourner Bürgers, welches, während es politisch ziemlich farblos ist, sich vorzüglich das Auftischen und Breittreten der pikanten Tagesneuigkeiten zur Aufgabe gemacht hat. Da die letzte Ausgabe des Blattes kurz nach 5 Uhr des Nachmittags, also nach Schluß der Gerichtshoffitzungen erscheint, so ist es im Stande, seinen Lesern ziemlich regelmäßig mit ausreichender schmackhafter Kost, die direkt von der Küche kommt, also noch warm ist, aufwarten zu können. Es sind die öffentlichen Skandalgeschichten, an denen Melbourne so reich ist, besonders aber die „Divorce“*) und die schon früher erwähnten „Breach of promise Cases“, welche die gesuchtesten Leckerbissen des meist ziemlich reichhaltigen Menus ausmachen. Es giebt kaum einen Melbourner Bürger, der sich nicht am Abend nach Geschäftsschluß auf seinem Nachhausewege den Herald leistet, welcher von Hunderten von Zeitungsjungen nach allen Windrichtungen der Stadt hin ausgetragen und mit todesmuthiger Aufopferung ihres Kehlkopfes ausgeboten und verkauft wird.

Es erscheinen ferner in der Hauptstadt drei große illustrirte Wochenschriften, welche gleichfalls wegen der Reichhaltigkeit des Stoffes, den sie bieten, bemerkenswerth sind. Ebenso ist für humoristische und andere Unterhaltungsblätter (society papers) Sorge getragen. Alle Vorstädte geben ihre eigenen Zeitungen, welche über lokale Verhältnisse Auskunft geben, heraus. Auch das platte Land ist hinreichend mit derartigen Erzeugnissen der Druckerschwärze versehen, und es existirt dort kaum eine Ortschaft mit

*) Ehescheidungsklagen.

300 bis 400 Einwohnern, die nicht ihr eigenes Blättchen aufzuweisen hätte, das von den Einwohnern gehalten und, was noch mehr ist, auch gelesen wird. Trotzdem macht in Australien die Politik nicht das wichtigste Tagesgespräch aus, wie man vielleicht aus der Gelegenheit, welche dazu geboten wird, schließen möchte. Im Gegentheil, der Australier zieht im Allgemeinen vor, sich mit seinen Freunden und Bekannten über Gold- und Silberminen, über das Steigen und Fallen von Papieren und über Finanzen überhaupt, sowie auch über Land, Wolle und Schafe zu unterhalten und das Politisiren seinem Vertreter im Parlamente zu überlassen.

Während nun die fromme Aristokratie und der größere Theil des Mittelstandes, welcher ihr zu folgen sucht, den Sonntag innerhalb ihrer vier Pfähle zuzubringen pflegen, liebt es ein anderer Theil der Melbourner Bevölkerung, welcher in Bezug auf gottesfürchtige Einhaltung des Sonntages weniger penibel ist, an demselben die Stadt zu verlassen, um sich an einen der zahlreichen Seeplätze zu begeben. Ganz besonders beliebt sind die Ausflüge zu Schiff nach Queenscliff, Sorrento, Geelong und Portarlington. Andere wiederum machen Exkursionen per Bahn nach den an der See gelegenen Vororten Brihton Beach und Mordialloc ꝛc., um sich da den Meeresstrand entlang im Sande zu ergehen oder auch in der See zu baden. Die Einrichtungen für diesen Zweig des gesundheitsbringenden Luxus sind zahlreich, und ersetzen manchem den Ausfall an anderen körperlichen oder geistigen Unterhaltungsmethoden.

Sehr anziehend sind auch die Binnenplätze „Mount Macedon", „Braemar- und Gracedalehaus". Um dieselben zu erreichen, ist es nöthig, die Stadt schon am Samstag zu verlassen und sich vorzunehmen, erst am Montag wieder zurückzukehren, da, wie schon erwähnt, der Bahnbetrieb auf dem Lande an Sonntagen eingestellt ist.

Wer jedoch glücklich genug ist, außerhalb der Stadt ein Stückchen Erde mit einem Häuschen darauf sein eigen nennen zu können, wird den Besuch desselben allen anderen verlockenden Touren vorziehen, besonders wenn es in oder doch in der Nähe eines Urwaldes gelegen ist. In der That, es gewährt einen eigenthümlichen, unwiderstehlichen Reiz, über australische Wiesengründe hinzuwandeln, in

den Wäldern zwischen dichtem Gestrüpp und Farren hindurch über gefallene Baumriesen sich seinen Weg zu bahnen und gleichzeitig mit jedem Athemzuge das Bewußtsein der Freiheit zu genießen und den Balsam der Ruhe einzuathmen. Die reine unverdorbene Waldluft und das durchdringende Aroma des Eukalyptusstrauches läßt gleich einem Glase schäumenden Champagners unser träges Blut rascher durch die Adern rollen, stärkt unser körperliches Wohlbefinden, erhöht unsere Einbildungskraft und läßt uns alle Mühen und Aergernisse der vergangenen Woche wie die Sorgen für die Zukunft vergessen. Man fühlt sich frisch, frei und fröhlich wie Adam im Paradies! Dabei wird die erhebende, feierliche Stille, welche die Waldeinsamkeit umgiebt, nur selten unterbrochen durch den eintönigen Ruf eines durch die Zweige huschenden Vogels, durch das Blöken einer Kuh oder den Laut eines wachsamen Hundes auf fernem Gehöfte, oder durch den weithin tönenden Schall der von einem Ansiedler geführten Axt.

„Aus des Waldes eig'ner Mitte erhält die Axt den Stiel."

In dieser ernsten Ruhe des australischen Urwaldes, welche die Feierlichkeit einer Kirche trotz all' ihren Weihrauches und Weihwassers zehnmal übertrifft, herrscht ein unaussprechlicher Zauber.

Die Natur ist unsere beste Lehrmeisterin und läßt alle Kunst hinter sich zurück. Wer in ihr Betrachtungen anstellt und sich Mühe giebt, ihre Lehren zu studiren und sich anzueignen, der wird dadurch sich nicht nur einen hohen Genuß verschaffen, sondern auch vieles lernen, was ihm sonst verschlossen geblieben wäre. Gleichzeitig dienen ihm derartige Betrachtungen als ein Mittel zur Erbauung und sittlichen Erhebung; denn ihre Eingebungen und Einflüsterungen bilden für ihn, seien sie auch noch so stille und geräuschlos, eine überzeugendere und eindrucksvollere Predigt, als oftmals die ist, welche die Kanzel ihm bietet. Sich der Natur erfreuen und sie mit vollen Zügen genießen, heißt ihrem Schöpfer eine warme und aufrichtige Huldigung darbringen. Sie lieben und verehren, ist der wahre und lautere Gottesdienst, der dem Herrn wahrscheinlich ein größeres Wohlgefallen ist, als tiefe Rückenkrümmungen, lächerliche Knickse und Knierutschungen, oder als das gedankenlose Absingen von Hymnen und das laute ostentative

Herunterplappern von sinnlosen Phrasen seitens der nichtdenkenden und frommthuenden Menschheit.

Doch Niemand kann ungestraft unter Palmen wandeln; nichts ist vollkommen auf der Erde und das Erhabene ist dem Lächerlichen stets am nächsten.

Kaum hat die in Purpur gehüllte Feuerscheibe am westlichen Horizont sich hinter die Hügel gesenkt und ihre letzten ermattenden Strahlen auf die in majestätischer Ruhe verharrenden gigantischen Baumkronen geworfen, als auch schon wieder die verwünschten kleinen, langbeinigen Blutsauger beginnen, uns das Vergnügen zu vergällen und den Genuß des Abends ganz zu verderben. Du denkst vielleicht, theure Leserin, sofort an den niedlichen, braunen und springkundigen Kosmopoliten, welcher — pardon — dein Geschlecht so liebt? Ach nein, den habe ich jetzt nicht im Sinne! Ich spreche von dem aufdringlichen, schlanken und beschwingten Antropophagen, dem Moskito, der dort am Abend im Walde milliardenweise unter Erzeugung einer monotonen Musik dein Haupt umschwärmt, und vor dessen Gefräßigkeit du dich nicht retten kannst!

Ist es nicht sonderbar, daß einige Arten von den kleinen Menschenquälern fast über den ganzen Erdball verbreitet sind, während andere wiederum ihren Wirkungskreis auf gewisse Breiten- und Längengrade zu beschränken scheinen? So treibt z. B. der eben erwähnte muntere Geselle sein Unwesen mehr oder minder in allen Welttheilen, auch im südlichen Europa, in Italien, Südfrankreich und Spanien ꝛc., während er allerdings in unseren nördlicheren Gegenden nur eine vereinzelte Erscheinung ist. Sein Stich verursacht mitunter eine heftige Entzündung in der Haut, besonders wenn er auf oder in der Nähe der Augenlider beigebracht wurde.

Dem mehr gesetzten und behäbigen, breitrückigen Vampir dagegen, der sich, wenn er hungrig ist, mit Vorliebe in nächtlichen Promenaden auf deinem Körper ergeht, sich es aber während seiner Siesta in den Falten und Fugen deiner Lagerstätte bequem macht, begegnet man recht häufig in der Gegend des 47. Breiten-, und zwischen dem 20. und 35. Längengrade, d. h. zwischen Paris und Wien. Zahlreiche Nachkommen von ihm sind von da nach

Australien ausgewandert, woselbst sie sich definitiv niederließen. Sie haben sich mit der Zeit vollkommen acclimatisirt und wurden später auch naturalisirt, d. h. sie erwarben sich das englische Bürgerrecht, was ihnen wahrscheinlich viel weniger Schwierigkeiten machte, als manchem Ausländer die Aufnahme in den sächsischen Unterthanenverband.

Der graugelbe Bewohner des Menschenhauptes, welcher eine ungeheure Fortpflanzungsfähigkeit entwickelt, da er innerhalb zweier Monate sich 5000 mal vervielfachen kann, erfreut sich seines hohen Daseins über das ganze europäische Festland, läßt es sich aber auch recht häufig auf den ungewaschenen Köpfen der ärmeren Bevölkerung der Weltstadt wohl sein.

Die kleine häßliche Milbe, welche sich mit maulwurfsartiger Fertigkeit in die Haut des Menschen eingräbt und trotz ihrer Unscheinbarbeit ihren Hauswirth zur Verzweiflung bringen kann, hat gleichfalls ihr Hauptquartier in den niedrigen schmutzigen Vierteln der englischen Metropole aufgeschlagen, während der schon oben erwähnte behende Springer Oesterreichs alte Kaiserstadt bevorzugt. In Spree-Athen jedoch, sowie in Sachsens Residenzstadt sind alle diese kleinen Schmarotzer und Liebhaber des Menschengeschlechts gar nicht oder höchstens bloß dem Namen nach bekannt. — Factum est!

XXVI.

Schlangenabenteuer und eine andere kurioſe Begebenheit — Ein excentriſcher Reiſegefährte.

„Der Schlangen Dank iſt Gift,
Verleumdung der böſen Menſchen Lohn."
Altmann.

Ich hatte einen Regenſchirm. Dieſer Schirm war mir ein Dorn im Auge. Er hatte mich zwar ſchon oft als Freund begleitet und mich auch manchmal gegen Sturm und Regen geſchützt, aber er fing an, an Altersſchwäche zu leiden; denn ſein Geſtell war zerbrechlich und ſein Ueberzug fadenſcheinig geworden. Ihn in der Stadt zu benutzen oder jemandem ein Geſchenk damit zu machen, dazu war er zu ſchlecht; ihn wegzuwerfen, dazu war er noch zu gut. Ich begann alſo, ihn ſtets auf meinen Wanderungen über Land durch Wald und Flur mitzunehmen, um ihn dann, nachdem er ausgedient hatte, der Rumpelkammer oder dem Feuer zu überweiſen.

Eines ſchönen Morgens zog ich wiederum mit meinem alten treuen, aber ſchwächlichen Freunde ins Freie und überſchritt ein Stoppelfeld, während ich mich, wie das meine Gewohnheit iſt, meinen Betrachtungen und Gedanken über die verſchiedenſten Gegenſtände und Vorkommniſſe des menſchlichen Lebens hingab. Auf einmal bemerkte ich, daß ich an etwas Ungewöhnlichem vorübergekommen war. Ich hatte es bereits überſchritten oder war doch ſo nahe daran vorbeigekommen, daß ich ahnungslos hätte darauf treten können. Es konnte wohl ein Baumaſt geweſen ſein; ſo hatte es beiläufig ausgeſehen; aber ein Baumaſt auf offenem Felde, auf dem kein Baum ſtand, das war doch ſonderbar! Ich drehte mich alſo um und erkannte bei etwas genauerer Betrachtung dieſes Gegenſtandes ein auf dem Rücken dunkel gefärbtes Reptil, das

der Länge nach ausgestreckt auf dem Boden lag und sich offenbar dem angenehmen Geschäfte der Verdauung seines Frühstückes widmete. Ich wußte sofort, mit wem ich es zu thun hatte. Es war eine sogenannte „brown snake“ (braune Schlange), welche in dortiger Gegend häufig vorkommt und wegen ihrer Giftigkeit sehr gefürchtet ist.

Nun, lieber Leser, ich hoffe, du wirst mir glauben, wenn ich versichere, daß ich in solchen und ähnlichen Lagen Furcht nicht kenne, noch jemals gekannt habe. Nichtsdestoweniger war ich doch im ersten Momente bei dem Gedanken etwas erregt, daß ich nahe daran war, von einem gewissenlosen, aber operationsbegierigen Kurpfuscher unnöthiger Weise einer Behandlung mit Einspritzungen von Borgiascher Flüssigkeit*) in meine gesunde Wade unterworfen zu werden, welche mich voraussichtlich innerhalb kurzer Zeit in ewigen Schlaf eingelullt, mich also etwas vorzeitig zu einem Bewohner des Himmels oder der Hölle gemacht haben würde. Gleichzeitig brannte ich vor Begierde, den Kampf mit diesem beißlustigen Wesen aufzunehmen und die Menschheit auf diese Weise von einem so gefährlichen Feinde zu befreien. Aber wie sollte ich das bewerkstelligen? Man hatte mir immer gerathen: „Wenn du einer Schlange begegnest, so suche ihr von der Seite oder auch von vorne beizukommen, und gebe ihr mit deinem Stocke einen Schlag auf den Rücken oder ins Genick, der ihr die Wirbelsäule bricht; das ist Alles!“ Aber ich hatte keinen Stock! Mein gebrechlicher Schirm war doch offenbar etwas allzu unzuverläßlich in seiner Wirkung, abgesehen davon, daß er gar nicht im Stande gewesen wäre, eine kräftige Handhabung auszuhalten! Doch die Versuchung, den Angriff damit zu wagen, war zu stark. Es war ja die erste Begegnung mit einer Schlange und vielleicht auch meine letzte; und nach Europa zurückzukehren, ohne mich der Heldenthat rühmen zu können, ein solches Thier getötet zu haben, das wäre doch eine Schande gewesen! Ich entschloß mich demnach rasch, lieber mein altersschwaches Ausstattungsstück zu opfern, als mir diese günstige Gelegenheit, eine große That zu vollbringen, entschlüpfen zu lassen, kniete, um eine günstigere Schlagfläche zu gewinnen, vor meinem Opfer nieder und donnerte mit aller mir zu Gebote stehenden

*) Gift.

Kraft das Möbel auf seinen Leib. Wie ein Blitz rollte sich das Reptil auf; ich sah es noch ganz deutlich vor mir liegen, ebenso deutlich, wie ich das Blatt vor mir sehe, auf dem ich die Begebenheit jetzt niederschreibe; ich holte zu einem zweiten Schlage aus, ... doch, die Schlange war, noch bevor ich ihn zur Ausführung bringen konnte, verschwunden. Ich warf einen Blick auf meine immer noch hochgehaltene Waffe; diese aber war gebrochen und senkte ihr oberes Ende; wie ein vom Sturme geknickter Zweig hing es trauernd herab. Verwundert stand ich da und ich glaube heute noch, daß ich damals in dieser tragikomischen Position eine gewisse Aehnlichkeit mit jenem kouragirten Soldaten gehabt haben mußte, der, wie die Sage geht, im Tower zu London Wache stehend, auf eine vermeintliche Geistererscheinung feuerte und nach dem Schusse ein zerbrochenes Gewehr in der Hand hielt, während das Gespenst sich empfohlen hatte ... Ich durchsuchte das umliegende Feld, in der Meinung, daß vielleicht ein in der Nähe befindlicher Schlupfwinkel meinem Feinde Eingang und Unterkunft verschafft haben könnte, was sein plötzliches Verschwinden hätte erklären können; aber nichts war zu entdecken. Die Schlange war und blieb verschwunden. Gleichzeitig ließ ich aber auch meinen Schirm auf dem Kampfplatze zurück. Nun, lieber Leser, kannst du mir das plötzliche Verschwinden des Reptils erklären? Du kannst nicht? ... Well, ich auch nicht!

Ein anderes Mal wanderte ich an einem sehr heißen Tage die Landstraße entlang (es war auf den „blauen Bergen" bei Sydney), als ich etwas nebenan im Gebüsche rascheln hörte. Meinen Blick auf die Stelle werfend, von welcher das Geräusch kam, erblickte ich eine ansehnliche, etwa 6 Fuß lange und nahezu armdicke Giftschlange, die gerade im Begriffe war, sich eiligst in der Richtung nach dem Innern des Waldes zu entfernen. Schnell folgte ich ihr, und als ich sie erreichte, war sie eben daran, sich in einer Oeffnung des Bodens zu verkriechen. Das war ihr Verderben; denn eine günstigere Gelegenheit für einen erfolgreichen Angriff konnte ich mir nicht wünschen, und mein Stock sauste auf den aus dem Schlupfwinkel noch hervorragenden Hintertheil des Reptils. Im Nu hatte die Schlange ihren Leib wieder aus der Oeffnung, die, wie es schien, nicht weit genug war, um sie ganz aufnehmen zu können, herausgezogen, stützte sich auf den Hintertheil ihres

Körpers und stellte sich in drohender Position gegen mich. Wie sie zischelte und wie ihre vibrirende Zunge in schneller Aufeinanderfolge vor- und rückwärts und nach der Seite glitt! In diesem Moment auf das Thier weiter einzudringen und demselben Gelegenheit zu geben, seine totbringenden Fänge in meinen Körper einzusenken, wäre Wahnsinn gewesen.

„Vorsicht ist die Mutter der Weisheit."

Rasch sprang ich zurück, um aus seiner Schußweite zu kommen — denn die Schlangen schießen nach vorwärts, um ihr Opfer zu erreichen, häufig aber auch nach rückwärts, wenn man sie verfolgt — und wartete einige Zeit, einerseits, um unsere gegenseitigen Streitkräfte zu prüfen und abzumessen und eventuell auch eine günstige Gelegenheit für eine neue Attacke abzupassen, andererseits aber auch, um den Effekt meines ersten Angriffes zur Geltung kommen zu lassen. Dieser war in der That ein ziemlich vollständiger. Denn es dauerte nicht lange, als mein Gegner begann, langsam sein Haupt zu senken und seine Unterwerfung anzubieten. Damit begnügte ich mich jedoch nicht, sondern sandte seine Seele, indem ich den einen Fuß auf seinen Nacken setzte und mit dem anderen ihm den Kopf zertrat, direkt in das Reich des Satans.

„Wer eine Schlange will töten,
Muß ihr den Kopf zertreten."

Mein schrecklichstes Rencontre aber mit einer Giftschlange war folgendes:

Es war in der Morgenstunde gegen 7 Uhr, als ich, im Begriffe stehend, mein Landhaus zu verlassen, vor der Thür desselben einen unerwarteten Gegenstand liegen sah, der bei genauerer Besichtigung auf mich den Eindruck einer in gemüthlicher Ruhe verharrenden oder schlafenden Schlange machte. Da lag sie gerade vor mir ausgestreckt und, wie es schien, von süßem Schlummer umfangen. Sie hatte eine Länge von etwa 3 Fuß, war also nicht sehr groß, aber doch immerhin stark genug, um ihre kurz vorher von mir erlegte Schwester zu rächen und mich ebenso schnell an das stille Ufer des Letheflusses zu befördern, als ich jene in die Gegend der stygischen Gewässer expedirt hatte. Meine rechte Hand hielt gerade einen derben Prügel, d. h. einen abgeschnittenen und

zugestutzten Eukalyptusast umklammert, der mir stets als treuer Begleiter auf den Wanderungen durch meinen Paddock*) diente, um als Unterstützungsmittel bei Besteigung seiner Hügel, eventuell auch als Waffe gegen unliebsame Begegnungen verwendet zu werden. Es juckte mich förmlich in meinem Arme, von meiner Waffe sofort gegen den Erbfeind der Menschheit, dessen Schicksal momentan ganz in meiner Hand lag, Gebrauch zu machen und mir dadurch, daß ich ihn tötete, wiederum ein Verdienst um die Mitwelt zu erwerben. Denn als Mitglied der Gesellschaft, welche sich als Verrätherin des Menschengeschlechtes und als Räuberin unseres irdischen Paradieses erwiesen hatte, verdiente er den Tod. Uebrigens hielt ich es auch für besser, in der Ferne einen Freund als in der Nähe einen Feind zu haben.

Aber wie sollte ich ihn dem finsteren Orkus überliefern? Ich hatte es im Leben niemals vermocht, einen anderen dadurch, daß ich ihn verleumdete, hinterlistig zu verwunden; geschweige denn, daß ich es fertig gebracht hätte, an einem Schlafenden Hand anzulegen oder gar ihn zu töten, selbst wenn es mein ärgster Feind und eine Schlange war! „Aug' um Aug'" und „Zahn um Zahn" war stets der Grundsatz, der mich leitete. Lieber wäre ich in einem unglücklichen, aber ehrenhaften Kampfe untergegangen, als daß ich mir eine so schändliche Handlung wie den Meuchelmord eines Schlafenden hätte zu Schulden kommen lassen. Zudem hatte ich auch schon von früher Jugend auf stets eine gewisse Achtung, wenn nicht Verehrung für das Schlangengeschlecht, da es sich in gewisser Beziehung Verdienste um uns Menschen erworben hatte. Wer weiß, ob Adam und Eva, wie die ganze Menschheit überhaupt, sich jemals bewußt geworden wären, wie gut der Apfel schmeckt, wenn nicht eine Schlange unsere Stammmutter darauf aufmerksam gemacht und sie verführt hätte, in denselben zu beißen! Auch war es eine Schlange, welche der egyptischen Königin Kleopatra einen großen Dienst erwies, indem sie dieselbe in den Stand setzte, im rechten Augenblick ohne Arzt und Apotheker und ohne die Beihilfe eines Geistlichen ins Jenseits zu ihren Voreltern abzufahren. Ich wollte also Kleopatras Wohlthäterin nicht die Schande anthun, einen ruhmlosen Tod durch die

*) Theilweise entholzter Weidegrund.

Hand eines Meuchelmörders zu sterben, und erachtete es für meine moralische Pflicht, meinen Gegner auf den bevorstehenden Kampf auf Leben und Tod vorzubereiten. Dann hätte ich auch zu gerne beobachtet, wie er, aus dem Schlafe erwachend, sich benehmen würde, wie er gähnte, sich die Augen auswischte und mich verwundert ansehen würde! Die Befriedigung dieser Neugier konnte ich mir ja um so eher erlauben, als ich schon manchen Kampf mit seinesgleichen siegreich bestanden hatte, wenn ich freilich auch nicht immer verhindern konnte, daß mein Feind mir noch im letzten Momente entwischte.

Es blieb mir also nur die Wahl übrig, abzuwarten, bis der Schlummergott sich von meinem Gegner freiwillig empfohlen hatte, oder ihn sofort vermittelst einiger Nasenstüber gewaltsam zu vertreiben, um mit jenem um so schneller Abrechnung halten zu können. Ich entschloß mich für das letztere als den kürzeren Weg, und fing nun an, meinen schlafenden Feind mit der Spitze meines Knüppels zuerst auf seinem Rücken, dann auf seiner Seite leise zu berühren. Doch er schlief ruhig weiter. Ich machte noch einmal „Gicks“ und zwar etwas stärker. Er kümmerte sich nicht darum. Zum drittenmale „Gicks“! Kein Anzeichen seines Erwachens und keine Spur einer sonstigen Bewegung! Nun begann ich, ihm einige energischere Rippenstöße zu versetzen; und als auch das nicht helfen wollte, balancirte ich ihn, um seinen Ehrgeiz anzuspornen, auf dem Ende des Stockes und schleuderte ihn zuletzt, als er auch darauf nicht reagirte, mit Unwillen und Verachtung in die Luft, in der Hoffnung, daß der Fall auf den Boden ihn aus seinem lethargieähnlichen Schlafe erwecken würde. Aber nein! Mein Gegner schlief ruhig fort. Kein Wunder! Denn er schlief bereits in „Abrahams Schoß“.

Wie er dazu gekommen, weiß ich nicht. Ich hatte die vorhergehende Nacht wegen unerträglicher und fast erstickender Hitze mein Bett außerhalb der Wohnung direkt vor der Thüre improvisirt, indem ich eine Matratze hinwarf und mich darauf ausstreckte. Ob ich bei dieser Gelegenheit auf das Thier getreten und dasselbe erdrückt hatte, das kann ich nur vermuthen. Wie das aber auch immer gewesen sein mag; jedenfalls begann ich von jener Zeit an, da ich weitere Besuche von jenem aufdringlichen und widrigen Geschlechte befürchtete, jeden Abend vor dem Schlafengehen einen

Blick in und unter mein Bett zu werfen, bevor ich mich demselben anvertraute. Die Araber behaupten zwar, daß es langes Leben bedeute, wenn man mit einer Schlange zusammenschlafe, ohne von ihr gebissen zu werden, doch erachtete ich es für weiser, auf die Befriedigung meiner Neugierde in Bezug auf meine Langlebigkeit Verzicht zu leisten. Denn es ist gewiß immer noch angenehmer, ein treues, hingebendes und warmfühlendes Geschöpf an seiner Seite zu haben, und selbst, wenn es nur mit einer Gänsehaut ausgestattet wäre, als eine kalte, glatte und falsche Kreatur mit giftigem Hauch!

Ich erlaube mir noch, hier eine kurze Reiseepisode folgen zu lassen.

Vor einigen Jahren machte ich von Melbourne aus während der Weihnachtsfeiertage einen kleinen Ausflug zu Schiff nach dem beliebten Seeplatze Warrnambool. Das Fahrzeug war voll von Passagieren, welche aus den verschiedensten Kreisen zusammengewürfelt waren und sich gleich mir das brillante Wetter zu Nutze machten, um sich einige Tage außerhalb des Weichbildes der Metropole fern von ihrem Staub und aufregendem Tumulte, einige Tage Ruhe und Erholung zu gönnen.

Unter ihnen befand sich auch ein drolliger Kunde, welcher durch sein excentrisches Benehmen die Aufmerksamkeit der Mitpassagiere auf sich lenkte, von mir jedoch nicht weiter beobachtet wurde. Als ich aber denselben am Abend, nachdem ich mich bereits zur Ruhe begeben hatte, in meine Kabine hereintreten und das gegenüberliegende Bett einnehmen sah, konnte ich mich einer gewissen Neugierde, wie er sich benehmen würde, nicht mehr erwehren. Und so konnte ich denn, zwischen meinen nur halbgeschlossenen Augen hindurchblinzelnd, beobachten, wie er behutsam seine Stiefeln auszog und dieselben sorgfältig unter seinem Kopfkissen verbarg. Gleich darauf griff er in seine rechte Hosentasche, holte seine Börse hervor und warf sie in nonchalanter Weise unter das Bett, wie etwa ein vernünftiger Mensch und wir selbst auch gewohnt sind, unser Schuhwerk hinzuwerfen, nachdem wir es ausgezogen haben. Am liebsten hätte ich meinen Nachbar auf sein thörichtes Ver-

fahren aufmerksam gemacht, aber befürchtend, ich möchte von ihm mit der dort im Lande üblichen Redensart „Mind your own business“*) bedient werden, sah ich davon ab, drehte mich im Bette um und überließ mich einem tiefen und wohlthuenden Schlaf.

Als ich am nächsten Morgen erwachte, war natürlich mein erster Blick auf das Bett meines sonderbaren Schlafkameraden gerichtet. Dieser war aber bereits ausgeflogen. Den zweiten Blick warf ich unter mein Bett, um meine Stiefeln zu suchen, aber auch diese waren verschwunden. Wie ein Blitz fuhr es mir durch den Kopf, mein Zimmerkollege möchte, die seinigen nicht findend, irrthümlicherweise die meinigen angezogen haben und damit fortgegangen sein, um auf dem Verdeck zu promeniren. Was nun thun? Ich hatte kein zweites Paar Stiefeln bei mir; und in Strümpfen oder gar barfuß à la Kneipp auf das Verdeck zu laufen, um mein Eigenthum zu reklamiren, hätte mir gewiß die Belächelung und den Spott der anderen Passagiere eingetragen! Mich nun erinnernd, daß der seltsame Passagier seine eigenen Stiefeln vor dem Schlafengehen unter seinem Kopfkissen verborgen hatte, hob ich dasselbe in die Höhe, und richtig, ... hier lagen sie noch, in sanfter Umschlingung und offenbar noch in süßem Schlafe sich befindend und vermuthlich auch träumend von der Undankbarkeit ihres launischen Herrn, der sie so schnöde in Stich gelassen hatte. Kurz entschlossen holte ich dieselben aus ihrem weichen Lager hervor, zog sie an — sie paßten mir ausgezeichnet — und begab mich auf das Verdeck, um meinen Kajüttegenossen betreffs des Verschwindens meines Eigenthums zur Rede zu stellen. Ich traf ihn, als er gerade, stolz wie ein Spanier, das Deck abschritt. Nun hättest du, lieber Leser, die Aufregung sehen sollen, in welche der seines Versehens offenbar nicht bewußte Mann gerieth! Wie er mich schalt und als gemeinen Verleumder hinstellte, der verdiente, über Bord geworfen zu werden! Ja, ich bin der festen Ueberzeugung, er hätte seiner Drohung die That sofort folgen lassen, wenn ich ihm nicht in Bezug auf Größe und Stärke als ebenbürtiger Gegner erschienen wäre. Vergebens suchte ich ihn, sowie auch die umstehenden Offiziere und Passagiere des Schiffes, welche nur ein höhnisches Lachen für mich übrig hatten, zu überzeugen, daß er sich mit

*) Kümmern Sie sich um Ihre eigenen Sachen!

meinem Eigenthum brüſte. Als ich jedoch, die Fruchtloſigkeit meines Verſuches einſehend, ihm ſeine eigenen Stiefeln an meinen Füßen zeigte und ihn auf den Unterſchied zwiſchen beiden Fabrikaten aufmerkſam machte, begann er, anfangs ſtutzig zu werden und bald darauf ſeinen Irrthum einzugeſtehen.

Bei der Verwechſelung lag ſeinerſeits gewiß keine böſe Abſicht vor; denn bei genauerer Beſichtigung und dem Vergleich unſerer beiderſeitigen Fußbekleidung ſtellte es ſich heraus, daß die ſeinige beſſer war wie die meinige, was doch bei derartigen Mißgriffen für gewöhnlich nicht der Fall zu ſein pflegt. Ich trug ihm deshalb auch nichts Arges nach. Im Gegentheil, wir wurden gute Bekannte, die ſich gegenſeitig gerne ſahen und ſprachen und blieben es auch, bis die Ankunft in Melbourne uns trennte.

XXVII.

Klima — Die „sächsische Krankheit“ — Kost für Männer der Wissenschaft.

„Freunde sind gleich dem Regen, dessen wir leicht überdrüssig werden, wenn er täglich kommt, den wir aber erflehen, wenn er ausbleibt.“

Das australische Klima ist im Allgemeinen trocken, mild und gesund, und das Land ist mit Ausnahme der westlichen Küstengegenden und der im Norden und Nordosten gelegenen Inselgruppen frei von Malaria. Die südlichen und südöstlichen Striche des australischen Kontinents, ganz besonders aber auch Tasmanien und Neuseeland, welche durchschnittlich eine kühlere und gleichmäßigere Temperatur aufweisen, eignen sich deshalb auch recht gut für europäische Ansiedler. Dagegen sind die inneren Gegenden des Festlandes zu heiß und unfruchtbar, um Einwanderern aus Europa gute Aussichten für eine eventuelle Niederlassung zu bieten.

In der Kolonie Victoria speziell herrschen recht bedeutende Temperaturschwankungen; auch wechseln häufige Regen und nachfolgende Ueberschwemmungen an den Küstenstrichen mit Perioden großer Trockenheit und Dürre im Innern des Landes ab. Das Thermometer fällt zur Winterszeit nur selten unter den Gefrierpunkt; im Sommer steigt es dagegen in den inneren Landstrichen der Kolonie des öfteren auf 115° Fahrenheit (37° Réaumur) und darüber. An solchen Tagen knistert und kracht unter dem Einflusse der Hitze das von den Bäumen im Walde herabgefallene Laub und schrumpft zusammen, während der blaue Aether, ja die ganze Landschaft unter dem feurigen Strom des Sonnenscheins zu zittern und zu pulfiren scheint. Die Hitze wird umso ungemüthlicher, wenn gleichzeitig, was gewöhnlich der Fall ist, der von den Steppen des Binnenlandes herabfegende Nordwind wie ein mit

Staubwolken gesättigter glühender Hauch unser Gesicht umspielt. Man hat dann in der That das Gefühl, als wenn man vor einem mit brennenden Kohlen gefüllten Backofen stände, dessen Hitzwellen durch die geöffnete Thür uns entgegenströmen. In der Stadt, wo man sich hinter die Steinwände der Häuser flüchten kann, ist der Zustand, besonders wenn die Nächte kühl sind, noch ziemlich erträglich; auf dem platten Lande dagegen, woselbst die Wohnungen häufig nur aus dünnen Bretterwänden bestehen, über welchen ein Dach aus Eisenblech errichtet ist, wird der Aufenthalt oft geradezu unerträglich. Wald- und Wiesenbrände, welche spontan dadurch entstehen, daß die auf dem Boden liegenden Glas- und Flaschenscherben durch Konzentrirung der Sonnenstrahlen das umliegende dürre Gras und Laub entzünden, sind dann auch eine ganz gewöhnliche Erscheinung.

Die Jahreszeiten sind im Lande unserer Antipoden natürlich umgekehrt wie bei uns, d. h. die warme resp. heiße Zeit fällt auf die Monate Januar und Februar; die kühle auf Juni und Juli.

Australien zeichnet sich glücklicher Weise nicht durch das Hervortreten spezieller Krankheitsformen aus. Infektionskrankheiten, wie Typhus, Scharlach, Masern kommen zwar vor, erreichen aber fast nie die Bedeutung und Ausbreitung wie bei uns. Die vereinzelten Fälle von Blattern oder Pest, welche dort zuweilen auftreten, lassen sich stets auf direkte Einschleppung von außen zurückführen. Lungenschwindsucht, sowie Kehlkopf- und Rachenkatarrhe sind dort gleichfalls verhältnißmäßig seltener wie in Europa. Ja, Australien hat sich sogar in Bezug auf Heilung dieser Affektionen einen gewissen Ruf erworben. Thatsache ist, daß einzelne innere Gegenden des Festlandes mitunter recht günstige Erfolge bei Lungenleiden aufweisen, daß aber die südlichen Küstengegenden von Lungenkranken besser gemieden werden. Sehr verbreitet sind dort Leber-, Nieren-, und Augenkrankheiten; ferner Rheumatismus, Magen- und Darmkatarrhe und nervöse Beschwerden.

Eine auffallende Erscheinung in Australien ist die gänzliche Abwesenheit von spontanen Knochenkrankheiten und die kräftige, physische Entwickelung der dortigen Jugend. Jeder Fremde, der seinen Fuß auf australischen Boden setzt, wird, falls er auch nur eine ganz geringe Beobachtungsgabe besitzt, überrascht sein von der großen Anzahl hoher, starknochiger Gestalten männlichen Ge-

schlechtes — von den weiblichen habe ich schon früher gesprochen —, auf die sein Auge trifft. Es sind die Figuren von Hünen, welche ihrem Schneider noch einige Guineas extra zu bezahlen haben, um einen Anzug fertig gestellt zu bekommen. Messungen der relativen Körperhöhe, welche dort an Einheimischen und Eingewanderten gemacht wurden, haben auch die größere Höhe der ersteren den letzteren gegenüber nachgewiesen.

Mit tiefstem Bedauern sehe ich mich veranlaßt, hier zu erwähnen, daß ich in keinem Lande so viel Menschen gesehen habe, welche die Spuren eines bestehenden, resp. überstandenen Knochenleidens an sich tragen, als in Deutschland und ganz speziell in Sachsen. Um nicht mißverstanden zu werden, möchte ich gleich von vornherein betonen, daß ich hier weniger als Schriftsteller, sondern als Arzt, dem es darum zu thun ist, seinen Mitmenschen zu nützen, einige meiner Erfahrungen und Ansichten darüber wiedergebe. Denn mein Grundsatz ist:

„Suprema lex salus publica“ *).

Wie viele meiner Leser schon errathen haben werden, spreche ich hier von der Rhachitis, welche wahrscheinlich deshalb, weil sie zuerst von einem englischen Arzte näher beschrieben wurde, unlogischer Weise als „englische Krankheit“ bezeichnet worden ist. Dieses Leiden ist hier und in den weiteren umliegenden Gegenden Sachsens von einer derartig erschreckenden Häufigkeit, daß es, wie es scheint, von den Eltern der betroffenen Kinder als etwas ganz Natürliches und nicht als etwas Krankhaftes angesehen zu werden pflegt und in Folge dessen auch vollständig vernachlässigt wird. Aber auch bei einem großen Theile der erwachsenen deutschen Bevölkerung sind die Verkrümmungen der unteren Extremitäten, welche Folgezustände überstandener Rhachitis sind, eine so gewöhnliche Erscheinung, daß man im Auslande gewohnt ist, solche Leute, welche derartige Entstellungen wahrnehmen lassen, für Deutsche zu halten, ganz ähnlich wie auch die Kurzsichtigkeit und eine etwa vorhandene ausgesprochene Neigung zur Korpulenz von Ausländern als eine spezielle Eigenthümlichkeit der germanischen Rasse betrachtet werden. Als ich vor ca. zwei Jahren von Sydney nach

*) Die Sorge für das öffentliche Wohl ist das oberste Gesetz.

San Franzisko fuhr, fragte ich unter anderem einen Mitpassagier mit dem ich mich gerade unterhielt, nach seiner Meinung betreffs der Nationalität eines dritten, der an uns soeben vorüberging und in dem ich seiner Erscheinung nach einen Landsmann vermuthete. „Es ist entschieden ein Deutscher", war seine kurze, aber bestimmte Antwort! „Woran wollen Sie das erkennen?", forschte ich weiter. „By his legs"*), war seine Erwiderung. Ein auf die unteren Gliedmaßen des betreffenden Herrn geworfener Blick überzeugte mich, daß dieselben jene O-förmige Krümmung aufwiesen, welche man bekanntlich als „Säbelbeine" bezeichnet, und welche bei ihm allerdings so deutlich ausgesprochen war, daß sie einem Kavalleriemajor alle Ehre gemacht haben würde. In der That stellte es sich auch nachträglich heraus, daß der Befragte richtig gerathen hatte.

Man hat verschiedene Schädlichkeiten als Ursache genannten Leidens angeführt, unter anderem das Einwickeln und Schnüren der kleinen Kinder und die dadurch herbeigeführte Verweichlichung derselben (Jacques Rousseaux); ferner mangelhafte Kost, schlechte Wohnungsverhältnisse, mangelhaften Kalkgehalt des Trinkwassers, künstliche Ernährung der Kleinen ꝛc. Aber alle diese Faktoren erklären, jeder für sich allein genommen, gewiß nicht das Entstehen des Uebels, da sie auch in anderen Ländern mehr oder minder vorkommen, ohne dasselbe in solcher Häufigkeit im Gefolge zu haben. Ohne Zweifel handelt es sich dabei um eine Summe von schädlichen Agentien, welche zusammenwirken und so die Krankheit erzeugen.

Wie soll man nun aber diesem Uebel, das gewiß nahezu zwei Drittheile der sächsischen Kinderwelt heimsucht, für die Zukunft steuern?

Nun, die Beantwortung dieser Frage ist theilweise schon in obigem gegeben worden. Die Hauptrolle spielt natürlich die Fürsorge für eine zweckmäßige Ernährung der Kinder und für gute hygienische Verhältnisse, in denen sie aufwachsen. Abhärtungen des Körpers durch kurze kühle Bäder oder doch wenigstens durch kurze kalte Abreibungen nach einem warmen oder lauen Bade, durch Soolbäder ꝛc., sind gleichfalls angezeigt. Kindern, bei denen sich das Leiden zu zeigen beginnt, sollte man nicht erlauben zu

*) An seinen Beinen.

gehen, jedenfalls so lange nicht, als die Knochen noch weich und nachgiebig sind. In späterer Zeit, wenn die Knochen sich etwas konsolidirt haben und man das Gehen gestatten kann, ist der Gebrauch leichter Schienenverbände oder doch wenigstens Einrollungen der Beine vermittelst Binden empfehlenswerth, ja direkt geboten. Als sehr zweckmäßig erweist sich auch die Darreichung von Lebertran und Phosphor. Diese Mittel werden jedoch für gewöhnlich nicht lange vertragen. Es ist daher räthlich — bei älteren Kindern natürlich —, letzteres Medikament durch das Verabreichen einer reichlichen Fischkost, welche stark phosphorhaltig ist, zu ersetzen.

Die günstige Einwirkung einer reichlichen Fischnahrung auf die körperliche Entwickelung scheint weder von den Laien noch auch von den Aerzten genügend gekannt und gewürdigt zu werden.

N. York Davies, ein englischer Diätetiker, sagt betreffs dieses Punktes, nirgends in England begegne man einer kräftigeren und in der Arbeit ausdauernderen Bevölkerung, als an den Küstenstrichen des Landes. Er schreibt die starke Konstitution der Küstenbewohner vornehmlich der Fischkost zu, welche ihre fast ausschließliche Nahrung bildet. Es scheint mir, als ob unsere Küstenbevölkerung sich in ähnlicher Weise vor den Landbewohnern auszeichnete.

Stark phosphorhaltige, also reichliche Fischnahrung ist übrigens auch ein ausgezeichnetes Mittel, um die Nerven- speziell die Gehirnthätigkeit anzuspornen. Ich will natürlich nicht behaupten, daß sie im Stande wäre, aus einem Idioten einen Weisen zu machen, aber sie erweist sich doch als vorzügliches Anregungsmittel, um die Leistungsfähigkeit unserer Denk- wie unserer geistigen Arbeitskraft überhaupt zu erhöhen. Fischkost ist sonach eine empfehlenswerthe Nahrung für jene, deren Beruf eine stärkere Inanspruchnahme ihrer Gehirnthätigkeit mit sich bringt, also für Literaten, Geistliche, Lehrer, Aerzte, Kaufleute, Bankiers ꝛc. Bekannt ist ja auch die günstige Wirkung, welche der Phosphor auf nervöse Schwächezustände, welche man unter dem Namen „Neurasthenie" zusammenfaßt, auszuüben pflegt.

Dem brauche ich wohl kaum mehr hinzuzufügen, daß der geheimnißvolle Einfluß, welchen man in anderen Ländern, wie z. B. in Australien, dem Genuß von Austern nach gewissen Richtungen hin zuschreibt, vornehmlich auf deren Gehalt an Phosphor zurück-

zuführen ist. Austern gelten dort als die Erzeuger von Muth und Kraft, und die zahlreichen Restaurants, welche diese Mollusken nebst gewöhnlicher Fischkost reichen, sind gefüllt von enthusiastischen Gästen, welche diesen deliziösen Gerichten die ihnen gebührende Ehre anthun. Und die Wirthe machen ein gutes Geschäft dabei.

Aber auch auf dem häuslichen Tische sind dort die stummen Bewohner der Flüsse, der Seen und des Meeres eine fast tägliche und gern gesehene Erscheinung. Denn die Frauen sind nicht nur selbst auch mit einem wohlausgebildeten Geschmackssinn ausgestattet, der sie in den Stand setzt, die guten Dinge gehörig zu würdigen, sondern sie besitzen auch in Bezug auf Auswahl von Speisen jene weise Voraussicht, welche sie die Wünsche ihrer Herren Gatten leicht errathen läßt.

„Große Wasser, große Fisch'
Große Herren, guter Tisch."

XXVIII.

Geologische Verhältnisse Australiens — Etwas von seiner Flora — Hilfsquellen: Gold, Silber, Industrie, Getreide, Frucht ꝛc.

„Große Städte und reiches Land
Machen stark des Fürsten Hand."
Wander.

Die geologischen Grundzüge Australiens sind durch Ablagerungen von Thon, Sand, Kalk, Kiessand, durch tertiäre und oberflächliche Bildungen und alluviale (angeschwemmte) Massen repräsentirt. Ablagerungen von Kalk und Kreideformationen finden sich auf dem Festlande sehr verbreitet. Ferner werden Granit, Porphyr und jüngerer Basalt gefunden. Jüngere vulkanische Gesteine und erloschene Krater sind besonders in Queensland und in Victoria vorhanden. Gewisse Gegenden vulkanischen Ursprungs sind mit sogenanntem schwarzen Chokoladeboden bedeckt, der ganz besonders für den Ackerbau geeignet ist.

Die am weitesten verbreitete und bekannteste in Australien einheimische Baumart gehört der Eukalyptusfamilie an, dort als „Gumtree" (Gummi- oder Fieberbaum) bekannt. Man unterscheidet einige Hunderte verschiedene Eukalyptusarten, unter denen der „rothe" und „blaue" Gumtree den meisten Nutzen gewähren, da sie die miasmatischen Einflüsse von Sumpfgegenden zerstören. Diese Söhne des australischen Urwaldes erreichen mitunter eine kolossale Höhe. Unter ihnen übertrifft der Eucalyptus amygdalina, ein wahrer Baumgoliath, an Höhe nicht nur seine dortigen Brüder und Vettern, sondern wahrscheinlich auch die stolzen Mammuthkoniferen in Kalifornien. In den Dandenong-Ranges nahe Melbourne sind Eukalyptusbäume gemessen worden, welche eine Höhe von 420 Fuß hatten; ja, ein nahe Healesville (Victoria) gefallener Waldriese soll sogar eine Höhe von 480 Fuß erreicht

haben. Unlängst wurde in Gippsland, dem südöstlichen Theile der Kolonie, welcher wegen seiner großen Baumexemplare berühmt ist, während des Besuches des Herzogs von Cornwall, dem gegenwärtigen Prinzen von Wales, in der Höhlung eines Gumtrees Gottesdienst abgehalten. Ein Rieseneukalyptus wurde in einer Entfernung von 20 Fuß über dem Boden abgehauen; der stehen gebliebene Theil wurde ausgehöhlt, mit einem Dache versehen, und so zu einem Raum umgestaltet, der eine Breite von 25 Fuß hatte und eine Kirchengemeinde von 50 Personen faßte.

Die wichtigsten natürlichen Hilfsquellen Australiens sind der Bergbau auf Gold, Silber, Kupfer, Zinn und Kohle; ferner die Erzeugung von Wolle, resp. die Schafzucht, sowie der Bau von Getreide, Obst und Wein, und endlich verschiedene Industriezweige, welche einen fortwährenden Aufschwung nehmen.

Das Gold kommt entweder als Alluvial- (angeschwemmtes) oder als Quarzgold vor. Im ersteren Falle erscheint es auf dem Boden oder ganz in der Nähe der Oberfläche desselben als Staub, als Körner oder als mehr oder minder große Klumpen, sogenannte „nuggets“, von denen der größte in Victoria aufgefundene (Welcome Stranger) ein Gewicht von 2280 Unzen mit einem Werthe von 9120 £ (nahe 200 000 Mark) repräsentirt. Im Gegensatze zu dem Alluvialgolde, welches, wie schon gesagt, sich auf der Oberfläche der Erde findet, wird das Quarzgold, bei dem Quarzstücke mit Gold durchsetzt sind, in Gängen oder in Adern gefunden, die sich unterhalb der Oberfläche der Erde zuweilen Tausende von Fuß tief hinziehen.

Der größere Theil des Goldes wurde früher in primitiver Weise aus goldhaltigem Sande vermittelst eines Waschprozesses gewonnen. Der Sand wurde in eine Schüssel geschöpft und unter Wasser geschüttelt, bis derselbe mit dem beigemengten Lehme bei gleichzeitigem Ausleſen der größeren Stücke fortgespült war, während das schwerwiegende Gold auf dem Boden des Gefäßes zurückblieb. Gegenwärtig benutzt man zum Goldwaschen auch besondere Werkzeuge, wie die Goldwiege, den Long-tom und die Schleuse, womit innerhalb kürzerer Zeit größere Quantitäten des edlen Metalles von dem beigemengten Schlamme oder Kies befreit werden können.

Bei der Gewinnung des Goldes aus Quarzstücken werden

die letzteren vermittelst Walzwerken zerkleinert und zerstampft und dann einem Amalgamationsprozesse unterworfen, der darin besteht, daß das Gold enthaltende Material in Goldmühlen mit Quecksilber in möglichst enge Berührung gebracht wird, um später aus dem Amalgam wieder ausgeschieden zu werden.

Seit der Entdeckung der Goldfelder in Australien wurden von dem Metalle im Ganzen etwa 70 Millionen Unzen im Werthe von 280 Millionen £ (nahezu 6 Milliarden Mark) gehoben. Die größte Ausbeute liefert gegenwärtig Westaustralien mit einer Produktion im Werthe von etwa 6 Millionen Pfund per Jahr. Dann folgt die Kolonie Victoria mit ca. $3^1/_2$ Millionen Pfund. Queensland, Neusüdwales und Neuseeland gehören gleichfalls zu den goldproduzirenden Ländern.

In Südaustralien und in Tasmanien befinden sich reiche Kupferminen; in Brokenhill (Neusüdwales) Silberminen, welche wegen ihres Reichthumes an diesem Metalle zu den bedeutendsten der Welt gehören.

Die Produktion von Wolle macht in den Einnahmequellen Australiens einen noch bedeutenderen Posten aus als die Gewinnung von Gold. Im Jahre 1899 produzirte Neusüdwales allein Wolle im Werthe von über 8 Millionen £. Die Durchschnittseinnahme für diesen Artikel dürfte sich in Victoria jährlich auf 3 bis 4 Millionen Pfund belaufen.

Hervorragende Industriezweige Australiens sind Brauereien, Mahlmühlen, Destillationen, Wollmühlen, Ziegeleien, Gerbereien, Cigarrenfabriken, Schuh-, Seifen- und Kerzenfabriken.

Die Bereitung und Ausfuhr von Butter und Käse nimmt immer größere Dimensionen an.

Fleisch wird fortwährend in großen Quantitäten in sogenannten „refrigerating chambers“ (Kühlräume) exportirt. Desgleichen hat die Ausfuhr von frischen wie konservirten und eingemachten Früchten in den letzten Jahren große Fortschritte gemacht. Australien ist überhaupt ein Obstland ersten Ranges und scheint in dieser Beziehung selbst das vielgepriesene Kalifornien zu übertreffen.

In ähnlicher Weise zeichnet es sich durch seinen reichen Gemüsebau aus.

Von Cerealien werden hauptsächlich Weizen, Hafer und Gerste kultivirt. In günstigen Erntejahren gelangt Weizen in großen

Quantitäten zur Ausfuhr, wie er überhaupt einen Stapelartikel einiger Kolonien bildet.

Vom Weinbau resp. von seiner Fabrikation in Victoria habe ich schon früher gesprochen.

In manchen Gegenden Australiens, wie z. B. in Mildura (Victoria), wird auch die Irrigation, d. h. die künstliche Bewässerung oder Berieselung der Felder durch Kanäle oder Rohrleitungen, welche aus entfernten Flüssen Wasser einleiten, in Anwendung gezogen. Die Erfolge dieses Systems sind in Mildura in Bezug auf das Gedeihen der Frucht außerordentlich günstig, wenn freilich auch seine Rentabilität sich bis heute noch nicht erwiesen hat.

XXIX.

Das Bundesparlament — Victorias Verfassung, Heer und Flotte — Das reichste Land der Erde — Ein Paradies für Dienstboten.

„Eine freundliche Regierung ist wie die Sonne, die Alles erfreut."
Lehmann.

Im letzten Jahre haben sich in Australien sämmtliche Kolonien mit Ausnahme Neuseelands, also Neusüdwales, Victoria, Süd- und Westaustralien, Queensland und Tasmanien unter dem Namen „Commonwealth of Australia" vereinigt. Der Zweck dieser gegenseitigen Angliederung und Bundesstaatsbildung ist vor Allem die Beseitigung der inneren Zollschranken, gemeinsame Land- und Seevertheidigung, gemeinsames Post- und Telegraphenwesen, einheitliches Münzsystem und gemeinsame Abwehr gegen die Einwanderung schwarzer Völkerrassen. Der Ort und Sitz des zukünftigen Bundesparlamentes ist noch nicht bestimmt. Doch ist für die erste Zeit Melbourne als Interimssitz der Regierung ausersehen. Als erster Generalgouverneur fungirte Earl of Hopetoun der, wie ich höre, wieder abgedankt hat.

Die einzelnen Kolonien stehen unter der Kontrolle eines Gouverneurs, eines „Executive Council" (ausübenden Reichsrathes) und zweier gesetzgebenden Versammlungen, dem „Legislative Council" (gesetzgebender Rath oder Oberhaus mit 48 Mitgliedern) und der „Legislative Assembly" (gesetzgebende Versammlung oder Unterhaus) mit 95 Mitgliedern. Die Kolonien sind vom Mutterlande unabhängig, indem sie ihre eigenen Gesetze machen und ihre eigenen Steuern erheben, während sie ihre Sonderinteressen bei jenem durch einen Generalagenten vertreten lassen. Der Gouverneur ist mit keiner regierenden Gewalt bekleidet, sondern übt nur bestätigende Funktionen aus.

Die Konstitution der verschiedenen australischen Kolonien ist also ganz nach englischem Vorbilde gestaltet, indem die Minister für ihre Handlungen dem Volke direkt verantwortlich sind. „Australien für Australien" ist die stolze Forderung des Australiers.

Die kleinen Flotten und Landarmeen, über welche die Kolonien verfügen, sind, wie bereits angedeutet, im Begriffe, verschmolzen zu werden. Victoria hatte bisher eine eigene stehende Armee, eine Miliz und ein Korps von Freiwilligen.

Betreffs der Zusammensetzung und des physischen Materials der australischen kolonialen Armeen scheint man sich in Deutschland falschen Annahmen und Irrthümern hinzugeben. Diese australischen Söhne des Mars oder „Tommies", wie man sie auch nennt, bilden durchaus nicht das Kontingent von Jammergestalten oder von zweifelhaften und schlechten, aus den verschiedensten Ländern zusammengelaufenen Katilinariern, als welche man sie aufgefaßt und hingestellt hat. Ich gebe natürlich von vornherein zu, daß die australische Soldateska nicht die stramme Disziplin besitzt, wie sie den Angehörigen der deutschen Armee eingepaukt ist. Eine solche läßt sich ja auch mit dem großen Selbständigkeits- und Unabhängigkeitsgefühl, von dem die Australier durchdrungen sind, gar nicht vereinen, da das eine unter dem andern leiden muß. Auch wäre es absurd, die Thatsache ableugnen zu wollen, daß unter den dortigen Militärkorps sich manche rauhe, ja barbarische Gesellen befinden, welche ihrer Uniform Schande machen. Andererseits müssen wir aber auch zugestehen, daß das Gros jener Kontingente sich aus den Söhnen achtbarer Familien rekrutirt, auf die wir nicht mit wegwerfender oder gar mit verachtender Miene blicken sollten. Auch sind die meisten Mitglieder der betreffenden Armeen kräftige und schmucke Leute mit geraden Gliedern, die, wenn sie sich auch nicht rühmen können, eine Festung erstürmt zu haben oder sonstwie von der Kriegsgöttin Minerva oder der siegverleihenden Pallas Athene besonders begünstigt worden zu sein, doch, ich bin dessen sicher, im Stande wären, das Herz mancher sächsischen Schönen im Sturme zu erobern.

„Wer die Wahrheit weiß und sagt sie nicht,
Der ist fürwahr ein böser Wicht."

Ich möchte hier noch erwähnen, daß die kleine Victorianische

Flotte aus dem „Cerberus", einem doppelschraubigen Panzerthurmschiff mit 3400 Tonnen Gehalt und aus einigen Torpedobooten zusammengesetzt ist.

Der Wahrspruch der Australier ist „Advance Australia"*). Das Land ist diesem Motto bis in die Neuzeit treu geblieben. Es hat nach den verschiedensten Richtungen hin glänzende Fortschritte gemacht. Seine Bevölkerung, sein Handel und seine Industrie haben sich rasch gehoben. Ueberall werden moderne Einrichtungen getroffen und seine Hilfsquellen sind wenigstens für die nächsten Jahrhunderte hinaus unerschöpflich. Sein Inneres ist voll von edlem Metall. Mount Morgan in Queensland ist ein Berg von Gold, und die Schätze, welche sich noch in den Eingeweiden des weit ausgedehnten Westaustraliens befinden, können kaum geahnt, geschweige kalkulirt werden.

Man hat ausgerechnet, daß das Privatvermögen Amerikas 39 £, das Englands 35 £, das Frankreichs 25 £ und jenes Deutschlands und Oesterreichs 18 £, resp. 16 £ pro Kopf beträgt, während das Besitzthum des Australiers sich auf 48 £ pro Kopf beläuft. Somit wäre Australien das reichste Land der Welt, falls sich die Kalkulation als richtig erweisen sollte. Das zu beweisen, dürfte freilich schwer sein. Jedenfalls aber ist man berechtigt zu behaupten, daß der persönliche Besitz in Australien im Allgemeinen gleichmäßiger vertheilt ist, wie in Amerika oder in England.

Trotz dieses anscheinenden Reichthums des Landes und seiner guten Aussichten auf eine glänzende Zukunft möchte ich Leuten, welche sich etwa mit dem Gedanken einer Auswanderung nach dort tragen, rathen, sich die Sache vorerst wohl zu überlegen.

Was Australien braucht, sind vor allem Landarbeiter und kleine Handwerker wie Klempner, Mechaniker ꝛc. Die beste Aussicht eröffnet sich jedoch dort für weibliche Dienstboten. Australien mag geradezu ein Paradies für diese Klasse von Leuten genannt werden, denn die Löhne sind hoch, und die dafür geleistete oder geforderte Arbeit ist verhältnißmäßig gering. Auch genießen die dortigen Dienstboten große Rücksichtnahme und Freiheiten. Da nun aber im Allgemeinen australische Mädchen oder auch solche englischer Herkunft weniger arbeitsam, aber gleichzeitig anspruchs-

*) „Schreite voran, Australien."

voller sind wie die deutschen, so werden die letzteren von den dort ansässigen deutschen Familien den ersteren vorgezogen, und das um so mehr, als die Mädchen angelsächsischer Abkunft häufig die Schwäche verrathen, die Nähe geistiger Getränke nicht vertragen zu können. Sie pflegen nämlich bei deren Anblick so erregt zu werden, daß sie sich nicht enthalten können, sich an denselben zu vergreifen, ganz gleich, ob sie das Produkt des edlen Rebensaftes oder die verschiedenen Erzeugnisse der Destillation darstellen. Kaum eine Flüssigkeit ist vor diesen durstigen Seelen sicher, wenn sie Alkohol darin vermuthen. Sie wären eher im Stande, sich in einem Fasse Malvasierwein zu ertränken, als eine Flasche, mit demselben edlen Stoffe gefüllt, unberührt stehen zu lassen. Ja, sie machen sich sogar häufig über Patentmedizinen her, wenn sie mit Alkohol hergestellt sind, sind also in dieser Beziehung nicht viel besser, wie die russischen Anatomiediener, welche mitunter die mit Spiritus und mit Präparaten von menschlichen Körpertheilen ꝛc. angefüllten Flaschen austrinken, wenn sie deren habhaft werden können.

Zum Schlusse wiederhole ich nochmals. Wer sich nicht scheut, körperliche Arbeit zu verrichten, der wird in Australien immerhin sein Fortkommen finden. Der Kampf ums Dasein ist für solche Leute dort nicht so schwer, wie in Europa, speziell in Deutschland, und wer fleißig ist, hat eine gute Chance, in einigen Jahren, wenn er mäßig lebt, so viel zurückgelegt zu haben, um sich damit ein kleines Landgut kaufen oder pachten, oder ein sonstiges kleines Geschäft auf eigene Faust beginnen zu können. Die meisten Aussichten auf Erfolg hat derjenige, welcher dem Bauern-, dem kleinen Handwerker- oder dem Dienerstande angehört. Alle jene aber, welche eine höhere Bildung durchgemacht haben, besonders aber Kaufleute, Aerzte, Lehrer, literarische Gebildete ꝛc., sollten sich die bekannte Warnung zu Herzen nehmen: „Bleibe im Lande und nähre dich redlich!“

Weltreiſe-Skizzen.

Von

Dr. med. A. Lurz
Dresden.

Haurit aquam cribro,
Qui discere vult sine libro.

IV. Lieferung:

Auſtralien (Fortſetzung), Neu-Seeland, Samoa, Honoluſu.

Dresden 1902
Verlag von Wilhelm Baenſch.

XXX.

Eine ideale Route — Meeresleuchten — Die schönsten Hafenplätze der Welt — Rio de Janeiro.

„Wer die Welt kennen lernen will, der muß sie sehen."

Der Passagier, welcher von Europa ausgegangen und über Südafrika oder durch den Suez-Kanal nach Melbourne gekommen ist und von da aus seine Weiter- resp. Heimreise antreten und damit seine Weltumsegelung vollenden will, kann dies, wie schon einmal angeführt, auf drei Hauptwegen bewerkstelligen, d. h. er kann von Melbourne aus entweder die Route über China, Japan und Nordamerika wählen, oder er mag sich für die Route über Neuseeland und Südamerika (um das Kap Horn herum), oder auch für den Weg über Neuseeland, Samoa, Honolulu und Nordamerika entscheiden. Die erste Richtung wird, obwohl sie sehr viel Interessantes bietet, von den Reisenden weniger häufig eingeschlagen wie die beiden anderen, da sie gleichzeitig die längste, theuerste und am wenigsten bequeme von den drei verfügbaren Routen ist.

Dagegen hat der Weg um die Südspitze Südamerikas herum Manches für sich. Denn diese Reise ist, nachdem man einmal das Kap Horn hinter sich hat, eine besonders schöne, ja sie mag zu den schönsten von allen längeren Seetouren gerechnet werden.

Das, was eine Seereise einer Landtour gegenüber von vorneherein voraus hat, ist vor Allem die Gleichmäßigkeit, Regelmäßigkeit und Ruhe, mit welcher die erstere durchschnittlich zu verlaufen pflegt. Bei Landreisen ist ein chronischer Zustand des Ein- und Auspackens, sowie des Hin- und Herfahrens zwischen Bahnhof und Hotel, vorherrschend. Der Reisende ist gezwungen, des Tages über viele Dutzende Male seine Börse zu ziehen, bald um sein Billet zu lösen, bald um den Wirth, den Kutscher oder Kofferträger

zu bezahlen, bald auch um den Portier, den Kellner, das Zimmermädchen ꝛc., welche alle an seine Generosität appelliren, mit einer Kleinigkeit zu bedenken. Er hat täglich den Fahrplan zu studiren, um sich zu vergewissern, welche Richtung einzuschlagen und welcher Zug zu benützen ist, und zerbricht sich den Kopf bei der Umrechnung des Marksystems in Lire, Franken, Gulden, Kronen und Rubel. Kurzum; größere Landtouren involviren eine fast permanente Aufmerksamkeit des Geistes und Gemüthserregung. Dazu kommen noch die Unannehmlichkeiten einer Bahnreise und die Schrecken des Postwagens. Das Alles sind Nachtheile, welche sich der Tourist zu Lande gefallen lassen muß, von denen jedoch der Passagier zur See verhältnißmäßig wenig empfindet. Auf einer Seereise pflegt Alles ziemlich glatt und ruhig, vor Allem aber gleichmäßig vor sich zu gehen. Sobald wir einmal das Billet für die Reise in der Tasche haben, ist nicht nur für die Fahrt allein, sondern auch für Kost und Logis und für unser Gepäck vorausbezahlt. Jeder weitere Gedanke an die einzuschlagende Route, an die Weiterbeförderung unserer Habseligkeiten, ist ausgeschlossen. Mit dem Verlassen des Landes pflegen wir auch gleichzeitig die Sorge um häusliche Angelegenheiten und um unser Geschäft zu Hause zurückzulassen. Wir leben nicht mehr in der großen vielgeschäftigen und aufregenden Welt, in der wir tausenderlei Anknüpfungs- und Berührungspunkte mit unserer näheren und entfernteren Umgebung unterhalten, sondern befinden uns in einem kleinen, aber sorglosen und ruhigen Kreise, in welchem die konventionelle Gesellschaftsmaske abgelegt ist und zwischen den einzelnen Individuen ein zwangloser gemüthlicher Verkehr besteht. Indem wir uns nun der Ruhe vollständig hingeben, ja zu derselben geradezu verurtheilt sind, athmen wir gleichzeitig in vollen Zügen das unverdorbene, wahre Lebenselixir, den reinen Sauerstoff der Seeluft ein, der uns bis in die kleinsten Lungenästchen hinein durchströmt.

Niemand wird in Abrede stellen wollen, daß ein dararti ges, mehrere Wochen lang fortgesetztes, ruhiges Leben einen wohlthätigen Einfluß auf Geist und Körper ausüben muß, und daß insbesondere ein aufgeregtes oder erschöpftes Nervensystem in hohem Grade davon profitiren wird. Seereisen eignen sich deshalb auch vornehmlich für jene Personen, deren durch geistige Arbeit oder Aufregungen sonstiger Art überreizte oder geschwächte Nerven der Ruhe

und Erholung bedürfen, welchem Stande auch immer die Betroffenen angehören mögen.

Nichtsdestoweniger ist auch in der Auswahl einer Seeroute eine vorhergehende reifliche Erwägung, ja eine gewisse Vorsicht von nöthen. Denn Seereisen sind, entsprechend der höheren und niedereren Temperatur der Zonen, in denen sie stattfinden, und entsprechend der größeren oder geringeren Bewegtheit des Wassers in ihrem Endeffekte verschieden. Es ist z. B. für unsere Gesundheit gewiß nicht gleichgültig, ob wir die Reise nach Australien durch die warmen resp. heißen Striche des Mittelländischen und Rothen Meeres unternehmen, oder ob wir die im Allgemeinen viel kühlere Route um das Kap der guten Hoffnung herum wählen. Ebenso wird der Effekt der Tour jedenfalls ein günstigerer sein, wenn wir bei der Rückreise von Australien die Route über Südamerika vorziehen, anstatt den eben erwähnten, unendlich viel häufiger eingeschlagenen Weg durch den Suez-Kanal wieder zurückzunehmen. Der Erholungsbedürftige, welcher, von Europa ausgehend, eine Reise um die Welt vorhat, um seinen zerrütteten Nerven Ruhe und Erholung zu gönnen, kann deshalb auch gar nicht besser thun, als über Südafrika um das Kap der guten Hoffnung herum nach Australien zu gehen, und von da aus seine Heimreise über Südamerika mit Umsegelung des Kap Horn zu bewerkstelligen. Dieses ist geradezu die ideale Route, welche ihm zu Gebote steht.

Die eben genannte Route gewährt jedoch dem erholungsbedürftigen Reisenden nicht nur die Vortheile größerer Ruhe und günstigerer Verhältnisse während seiner Passage durch die Tropen, sie bietet ihm auch in naturwissenschaftlicher Beziehung gewisse Vorzüge. Ich spreche hier von den Phänomenen des Sonnenuntergangs und des Meeresleuchtens, die auf dieser Tour innerhalb der warmen Zone (im mittleren und südwestlichen Theile des Atlantischen Ozeans) fast täglich in einer so wunderbaren Weise in Erscheinung treten, wie sie sonst vielleicht nirgends beobachtet werden können. Fürwahr, es ist ein erbauender Anblick und ein herrliches, jeder Beschreibung mit der Feder und jeder Zeichnung mit dem Pinsel spottendes Bild, wenn der alte Sonnengott, der des Tags über seine glühenden Pfeile in den blauen Fluthen des unermeßlichen Ozeans kühlte, des Abends nach gethaner Arbeit, seine ganze Pracht und Herrlichkeit am Firmament nochmals wieder-

spiegelnd, in seinem feuchten Bette unter einem Riesenbaldachin von Purpur zur Ruhe geht! Der ganze westliche Horizont erglänzt von Gold, Orangegelb, glühendem Hochroth und Topas.

Ein fast noch schöneres und interessanteres, weit selteneres Naturschauspiel, das sich dem Passagier in denselben Gegenden des Atlantischen Ozeans in so wunderbarer Weise bietet, ist das „Meeresleuchten". Die unwiderstehliche Pracht desselben beschreiben zu wollen, wäre ein vergebliches und erfolgloses Bemühen; man muß es gesehen haben, um seine ganze Schönheit würdigen zu können. Vor, neben und unter uns tauchen aus dem Meere sprühende und seitlich ausweichende Feuerwellen auf, welche das Schiff geboren, und welche sofort wieder ersterben, sobald sie seinem Wirkungskreise entschwunden; und hinter uns entrollt die unermüdliche Schraube ein sich allmählich verbreiterndes goldnes Band, das den Lauf des stolzen Fahrzeuges bezeichnet. Gleichzeitig steht über uns der Himmel in Flammen und breitet seinen endlosen Sternenbaldachin über den dunklen, nur in seiner Mitte von hellaufblitzenden Wassern beleuchteten Ozean.

Man bezeichnet bekanntlich diese Lichterscheinungen des Wassers als Phosphoreszenz und schreibt dieselben dem Leuchten von Mikroorganismen der See zu, welche nach Sonnenuntergang an die Oberfläche des Wassers kommen und solches während seiner Bewegung stärker hervortreten lassen.

Das Meeresleuchten findet übrigens sein Gegenstück auf dem Lande in einem Phänomen, welches man mit dem Namen „Alpenglühen" bezeichnet. Es war mir einmal während meines Aufenthaltes in der Schweiz vergönnt, dieses gleichfalls hochinteressante und prachtvolle Naturschauspiel von Bern aus beobachten zu können. Der Höhenzug der Berner Alpen wurde dabei von einem enormen, hellen, gelbröthlichen Feuerschein erhellt, der die Umrisse der einzelnen Berge noch deutlich erkennen ließ, aber gleichzeitig das Innere der letzteren in einer Weise erglühen und leuchten machte, daß es den Eindruck hervorbrachte, als wenn ein ungeheures Flammenmeer in ihnen loderte. Dieses wunderbare Naturschauspiel mochte etwa 4 bis 5 Minuten gewährt haben, als sich die Intensität des Feuerscheines allmählich wieder verlor. Die hellrothe Gluth begann zu erblassen, und mit ihrem Erlöschen kam auch gleichzeitig die natürliche weiße Farbe der der Beleuchtung verlustig gegangenen

Schneefelder wieder zur vollen Geltung. Unterdessen war auch die Sonne, deren Scheibe während des Auftretens des Phänomens heller erschien, als die Gluth der Berge, welche sie erzeugt hatte, unter den Kamm der westlichen Berge hinabgesunken, und der fahle graue Schein der rasch hereinbrechenden Dämmerung deckte gleichsam einen Schleier über die ganze Landschaft, welche nun wieder wie durch Zauberkraft in ihren früheren Zustand zurückversetzt zu sein schien. Und damit war das glänzende Farbenspiel vor meinen Augen wieder verschwunden.

Endlich möchte ich noch darauf hinweisen, daß der Anlauf des Fahrzeugs im Hafen von Rio de Janeiro für den, der die Stadt noch nicht gesehen hat, nicht das unbedeutendste Ereigniß auf dieser zwar langen, aber im Allgemeinen recht angenehmen Reise ist, welches Erwähnung verdient. Es sind fünf große Seeplätze, welche Anspruch darauf machen, zu den schönsten Hafenplätzen der Erde zu zählen, nämlich, Stockholm, Neapel, Konstantinopel, Kapstadt und Rio. Genannten Orten reihen sich noch einige andere an, welche mehr neueren Datums sind, wie San Franzisko, Auckland und Sydney. Von all' diesen Seeplätzen dürfte jedoch Rio de Janeiro im Wettbewerb von den Meisten die Palme zuerkannt werden.

Die Ansicht der Bai von Rio mit ihren zahlreichen aus der Tiefe des Meeres majestätisch aufsteigenden Inseln im Verein mit dem Blick auf die an ihr westliches Ufer hingebaute stolze brasilianische Metropole und auf die in deren Hintergrund sich erhebenden blauen Höhenzüge ist in der That eine Reise um den halben Erdball werth!

XXXI.

Port Jackson, die Bai von Sydney — Die Stadt und ihre Bewohner — Geschichtliches.

„Wer das Wasser nicht fürchtet, dem sind die Wellen nur Schaum."

Wohl die meisten der Passagiere, welche von Melbourne aus die Rückreise in ihre Heimath in östlicher Richtung antreten, benützen die „Große Australien-Amerika Linie" (Great A. & A. Line), welche von Sydney aus über Neuseeland, Samoa und Honolulu nach San Franzisko geht. Um sie zu erreichen, hat man sich vorerst von Melbourne nach Sydney zu begeben, was auf dem Land- oder Seewege geschehen kann. Die erstere Tour ist die kürzere und raschere, aber auch theurere und weniger bequeme. Die Seeroute wird deshalb von jenen Passagieren, welchen es auf einen Tag Zeitverlust nicht ankommt, gewöhnlich vorgezogen.

Bei der Ausfahrt aus dem Hafen Melbournes und nach Verlassen des Port Phillip schlägt das Fahrzeug eine südöstliche Richtung ein, bis es „Wilsons Vorgebirge", die äußerste Südspitze des australischen Festlandes, erreicht hat. Von da ab wendet es sich in nordöstlicher Richtung dem Kap Howe zu, um dann in fast gerader nördlicher Richtung seinen Weg nach Sydney fortzusetzen. Hohe, nackte Felswände, welche sich längs der Küste hinziehen, wechseln ab mit ebenen, baumlosen Flächen, die wenig Interesse bieten. Um so schöner wird jedoch die Scenerie, je mehr sich das Fahrzeug dem Eingang zu Port Jackson, dem Hafen von Sydney nähert.

Ganz ähnlich, wie beim Eingang zu Port Phillip von Melbourne, nur großartiger und romantischer in ihrer Erscheinung, erheben sich auch auf den Seiten des Eingangs zu Port Jackson mächtige Sandsteinfelsen, der North-Head und der South-Head, und bilden einen natürlichen, massiven Thorweg zu den stillen

Wassern der Bai. Da die Wände dieser Sandsteinfelsen gerade aufsteigend sind und bei einer Höhe von etwa 350 Fuß vielfache Zerklüftungen zeigen, so sehen sie bei der Annäherung von der offenen See her finster und drohend aus; und in der That haben sie schon manchmal nur zu deutliche Beweise geliefert, daß es nicht ganz ungefährlich ist, in ihre Nähe zu kommen. Dies hält uns jedoch nicht ab, zwischen ihnen kühn hindurch zu steuern, um den Eingang in die Bai zu gewinnen, und nachdem es glücklich gelungen ist, schauen wir zurück mit einem Gefühle der Sicherheit und Beruhigung, wie nach einer überstandenen Gefahr.

„Dulcior est post pericula fructus"*).

Port Jackson, die Bai von Sydney, mit ihrer glänzenden, sich etwa 8 bis 10 englische Meilen ins Inland erstreckenden Wasserfläche, ist einer der geschütztesten, sichersten, bequemsten und schönsten Hafenplätze der Welt. Die Bai ist genügend tief und breit, um selbst den größten Schiffen freie Bewegung zu gestatten, während eine Unzahl kleinerer Einschnitte und Buchten, welche innerhalb derselben liegen, auch den Fahrzeugen kleineren Kalibers hinreichend geschützten Aufenthalt gewährt.

Schon der Anfang der Bai bietet dem Auge einen Ueberblick über eine Reihe malerischer und scenisch hervorragender Punkte. Schön geformte, kahle Vorberge, zwischen die sich ihre blauen Wasser hineinschieben, wechseln ab mit in üppiges Grün gekleideten Hügeln, auf denen sich stolze Villen erheben, die von reizenden, von den verschiedensten Pflanzen semitropischen und tropischen Klimas strotzenden Gärten umgeben sind. Dem Eingang gegenüber kommt der Middle-Head, ein kühn vorspringender Felsen zu Gesicht, während sich der Mittlere Hafen unmittelbar hinter dem North-Head ausbreitet. Auf dem östlichen Ufer der Bai liegt Manly Beach, eine der fashionabelsten Vorstädte Sydneys und zur Linken lenkt der blaue Wasserspiegel der Watsonsbai mit den sie umgebenden schroffen Felswänden unsere Aufmerksamkeit auf sich. Bei weiterem Vordringen des Fahrzeuges kommen Georges-Head und Bradleys-Head zum Vorschein, hohe Felsen, welche gleich dem Middle- und South-Head befestigt sind.

*) Süßer ist die Frucht nach überstandener Gefahr.

Zur Linken treten dann nach und nach die Rosebay und die Double Bay in die Erscheinung, sowie Darlings- und Potts-Punkt, besäet mit eleganten Villen und Gärten. Nicht weit von diesen Plätzen befindet sich das Garten-Eiland, welches die größte Insel der Bai ist und als Depot für das Kriegsmaterial der kaiserlichen (englischen) Flotte dient. Von seiner Nähe aus gewinnt man einen Ueberblick über die dicht bevölkerten Vorstädte Woohlahra und Paddington und bald darauf über den bedeutenden Vorort Wooloomooloo, in dessen Nähe sich das Fort Denison, das frühere Gefängniß der Kolonie, befindet.

Westlich von Wooloomooloo liegt die Domain; dann folgt Farm-Cove, der Ankerplatz für die Kriegsschiffe, an dessen oberer Einfassung der reizende Botanische Garten sich hinzieht.

Das Ganze ist ein herrliches, nahezu unvergleichliches Panorama, dessen einzelne malerische Landschaftsbilder, welche mit großartigen künstlichen Anlagen abwechseln, beim Einlaufen des Schiffes mit kaleidoskopischem Effekt vor dem Auge vorüberziehen.

Der Endpunkt der Reise ist Sydney Cove am Circular Quai, der Ankerplatz der Personendampfer und Handelsfahrzeuge. Hier verlassen wir das Schiff und begeben uns in Neusüdwales freundliche Metropole, die „Königin des Südens", wie sie mit einem gewissen Stolze von ihren Einwohnern genannt wird.

Die Gründung Sydneys fand durch Auswanderer und Sträflinge statt, welche die englische Regierung im Mai 1787 nach dort gesandt hatte, um das „Neue südliche Land" zu bevölkern, und welche im Januar des folgenden Jahres in Port Jackson gelandet waren. Unter diesen Sträflingen befand sich auch ein berühmter Taschendieb, Namens Barrington, dem die Nachwelt eine der früheften Geschichten der Kolonie Neusüdwales verdankt, und aus dessen litterarischem Nachlaß auch diese Zeilen geschöpft sind. Barrington, dessen Talent zu schreiben und zu dichten, seiner Fertigkeit, die Taschen anderer zu leeren, nicht nachstand, zeichnete ein getreues Bild von der Klasse von Leuten, denen er selbst angehörte und erhielt in Anerkennung seiner Besserung und schriftstellerischen Thätigkeit die Erlaubniß, mit einigen anderen seiner früheren Genossen ein Theater zu eröffnen. Er selbst schrieb den Prolog zur Eröffnung des Theaters und bekundete dabei eine poetische Ader, um die ihn zu beneiden mancher moderner Pegasusreiter Ursache haben dürfte.

Da die damalige Einwohnerschaft Sydneys zu ungefähr zwei Dritteln aus Verurtheilten bestand, so ergiebt sich von selbst, daß nicht alle schlimmen Charaktere in dem Theaterpersonale mit eingeschlossen gewesen sein konnten. Barrington erzählt uns denn auch, daß viele von jenen das Theater nur zu besuchen pflegten, um zu sehen, wessen Haus sie während der Aufführung plündern konnten.

So gestalteten sich die Verhältnisse während der ersten Zeit der Niederlassung von Kolonisten in dem neuen Lande ziemlich rauh, und ihre Geschichte ist im Großen und Ganzen eine mehr oder minder traurige. Einige Sträflinge, die dahin transportirt worden waren, gaben allerdings fleißige und nützliche Kolonisten ab; viele von ihnen aber waren zu unwissend und bereits zu tief gesunken, um sich für die neue Kolonie von Vortheil zu erweisen. Die Aufseher waren nicht viel besser als die Sträflinge selbst, und Reibereien zwischen beiden, sowie Fluchtversuche von Sträflingen gehörten zur Tagesordnung. Als jedoch der Nachschub dieser unsauberen Elemente aufhörte und fortwährend neues und thatkräftiges Menschenmaterial zuzog, begann die Kolonie aufzublühen und einen Zustand gesetzlicher Ordnung anzunehmen. Wie die Statistik und der Nachweis ergiebt, wurde in der That die Kolonisirung des Landes von einem derartigen Erfolge begleitet, wie ihn selbst der größte Sanguiniker kaum hätte erwarten können.

Die Haupterzeugnisse und Ausfuhrartikel von Neusüdwales sind Wolle, Fleisch und Früchte (Orangen); ferner Silber, Gold und Kohle. Die letztere ist in fast unerschöpflichen Mengen vorhanden und findet ihre Absatzmärkte in der Schwesterkolonie Victoria, ferner in Indien, China und Kalifornien.

Einen großen Theil ihres Fortschrittes verdankt jedoch die Kolonie ihrer liberalen Gesetzgebung in Bezug auf Landerwerb. Während nämlich in der Kolonie Victoria, in Neuseeland und anderen Ländern Australiens nur immer gewisse Strecken unkultivirten Bodens von der Regierung ausgewählt werden, um aufgeworfen, d. h. verkauft resp. verpachtet zu werden, so erlaubt man in Neusüdwales dem „Selector“*) Land behufs Anbau überall da aufzunehmen, wo es ihm paßt, vorausgesetzt, daß es nicht schon

*) d. h. demjenigen, der sich das Land aussucht.

sonstwie vergeben oder zu irgend einem anderen Zwecke bestimmt worden ist. Der Preis für das Land ist 1 £ per acre, zahlbar in Raten, die sich über eine Reihe von Jahren erstrecken. Der Käufer hat sich jedoch bei solchen Landerwerbungen zu verpflichten, innerhalb einer gewissen Zeit gewisse Verbesserungen an dem erworbenen Grundstücke vorzunehmen.

Sydney, die Kapitale von Neusüdwales, zählt jetzt beiläufig eine halbe Million Einwohner, nähert sich also in Bezug auf Seelenzahl Melbourne, mit dem es auch nach anderen Richtungen hin fortwährend rivalisirt. Niemand kann heutigen Tages auch nur mit annähernder Sicherheit voraussagen, zu wessen Gunsten sich der fortwährende Wettkampf, welcher sich schon seit einigen Jahrzehnten zwischen beiden Plätzen abspielt, endgültig entscheiden wird. Die Thatsache, daß Melbourne nur etwa die Hälfte der Zeit wie Sydney in Anspruch nahm, um die Höhe seiner gegenwärtigen Stellung zu erreichen, würde für einen voraussichtlichen Sieg dieser Stadt sprechen. Die Erwägung jedoch, daß die Hilfsquellen von Neusüdwales jene Victorias übertreffen, würden eine Entscheidung zu Gunsten Sydneys voraussehen lassen.

Sydney ist weniger regelmäßig angelegt und weniger modern gebaut wie Melbourne. Seine Straßen sind durchschnittlich enger, wie die der Schwesterstadt und theilweise sehr hügelig. Es hat demnach auch im Großen und Ganzen mehr das Aussehen einer älteren englischen Stadt, wie das eines modernen Platzes, welcher seine Entwicklung der neueren Zeit verdankt.

Die Einwohner Sydneys sind ungefähr von demselben Schlage wie die Bevölkerung Melbournes; d. h. sie repräsentiren vorzüglich das britische Element mit den heimathlichen Sitten, Gebräuchen und Gewohnheiten. Der schwarze hohe Hut, der lange schwarze Gehrock und die unentbehrliche Handtasche bilden hier ebenso die gewöhnliche Ausrüstung des besseren Bürgers wie dort. Doch scheint dem Sydneyer Kinde nicht derselbe hohe Grad von Energie und Strebsamkeit innezuwohnen wie dem Melbourner Bürger. In den Straßen der ersteren Stadt herrscht weniger Leben und geschäftiges Treiben wie in der Metropole Victorias, und ihre Bewohner verrathen nicht das Vorhandensein jener nervösen Hast und Aufregung, welche so häufig auf dem Antlitze Melbourner Geschäftsleute ihre Spuren zurücklassen. Die Melbourner pflegen

deshalb auch die Einwohner Sydneys der Langsamkeit zu beschuldigen. Ob mit oder ohne Recht, lasse ich dahingestellt; doch scheint es wahrscheinlich zu sein, daß die Verschiedenheit des Klimas an beiden Plätzen verschiedenartige Resultate erzielt.

Das Klima in Sydney ist zwar im Allgemeinen gesund und auffallend gleichmäßig, aber der hohe Feuchtigkeitsgrad der dortigen Luft scheint den Nerven vieler Personen noch mehr mitzuspielen, wie die heißen, aber trockenen Nordwinde, welche, von den mittelaustralischen Steppen herabkommend, über das Weichbild Melbournes dahinfegen.

Das deutsche Element ist in Sydney wohl etwas mehr vertreten und spielt daselbst auch eine größere Rolle, wie in Melbourne. Jedenfalls lebt es sich für den Deutschen in Sydney gemüthlicher und angenehmer wie in Melbourne.

Auch gemischtes und dunkles Blut ist in Sydney vertreten. Die häufigste Erscheinung unter den verschiedenen Repräsentanten gelber und schwarzer Rassen ist auch hier der sich überall einnistende, blasse, runzlige, zopftragende Sohn des „Himmlischen Reiches". Aber auch der kaffeegebräunte Indier, der gelbe, schlitzäugige und plattnasige, aber intelligente Japaner, der tätowirte Maori von Neuseeland, der dunkle Samoaner, der fröhliche Kanake von den Sandwichsinseln, der Eurasier (indischer Mischling) und selbst der Nigger (Neger) von Florida lieben es, sich in Sydney herumzutreiben.

Die Bevölkerung Sydneys hat jedenfalls ein etwas mehr internationales Gepräge wie jene Melbournes.

XXXII.

Sydneys Straßen und Umgebung — Die „Blue Mountains“ (Blaue Berge) — Die Jenolan Tropfsteinhöhlen.

„Stadt und Land geh'n Hand in Hand.“

Die Hauptverkehrsadern Sydneys sind Georgestreet und Pittstreet. In den ersteren steht die neue „Townhall“ (Rathhaus), in architektonischer Beziehung eines der schönsten Gebäude der Stadt, sowie die St. Andrews Kathedrale. Während Georgestreet meist kleinere Läden enthält, sind in der Pittstreet die meisten palastähnlichen Waarenhäuser zu finden. Das Hauptgeschäftsviertel von Sydney befindet sich jedoch südlich von Hunterstreet, einer Querstraße von Georgestreet.

Kingstreet ist gleichfalls eine wichtige Verkehrsader, die einige bedeutende Banken aufweist. Am äußersten Ende der Kingstreet stand in früheren Tagen das Gefängniß, innerhalb dessen Wällen Peitschungen von 15 bis 20 Delinquenten an einem Morgen kein ungewöhnliches Vorkommniß waren.

Das Finanzministerium, die Wechselbank, sowie das Ministerium für Land und öffentliche Arbeiten liegen in Bridgestreet, während das Parlamentsgebäude und die Münze hervorragende Bauten der Macquariestreet bilden.

In der Nähe von Churchhill, am nördlichen Ende von Yorkstreet, welcher heute noch unter den alten Kolonisten als „Gallow's hill“ (Galgenhügel) bekannt ist, stand gleichfalls ein Kerker. Ganz außergewöhnliche und empörende Scenen sollen hier stattgefunden haben.

Auf der „Domain“, welche eine Art Parkanlage und Stadtreserve von etwa 138 acres darstellt, steht die Wohnung des Gouverneurs. Sie bietet eine glänzende Aussicht auf den Hafen und seine direkte Umgebung. An sie grenzt der Botanische Garten

an, gleichfalls eine herrliche Anlage, durchſtrömt von den balſamiſchen Düften tropiſcher Gewächſe. Smaragdgrüne Raſenplätze wechſeln ab mit in glänzender Farbenpracht prangenden Blumengruppen und kleinen Baumſchlägen, die aus Palmen, Norfolk Island-Tannen, Kakteen, Farrenkräutern, Juccas ꝛc. beſtehen. Das Ganze, im Verein mit der Ausſicht auf das maleriſche Ufer der Bai, auf deren glatter Waſſerfläche zahlreiche Fahrzeuge in ſtolzem Segel- und Flaggenſchmuck dahingleiten, repräſentirt ein Bild landſchaftlicher Schönheit, wie man es nur ſelten zu Geſicht bekommt.

Erwähnenswerth ſind ferner noch der Hyde Park mit ſeiner herrlichen Baumallee, nahezu im Herzen der Stadt gelegen; ferner der Cook und Phillip Park, der Moore Park, der „Associated Cricket Ground", woſelbſt die Cricket- und Fußballſpiele, ſowie die Radfahrrennen und andere Sports abgehalten werden, der Rennplatz zu Randwick und der Zoologiſche Garten.

Für Liebhaber des Ruder- und Segelſports ſind auch geräumige Bootshäuſer und Klubräume auf dem Circularquai ſowie auf dem Parramatta-Fluſſe errichtet.

Bietet ſchon die Stadt ſelbſt mit ihrer direkten Umgebung viele anziehende Punkte für den Fremden, ſo iſt ihre weitere Umgebung nicht weniger intereſſant und einladend. Die Vorſtädte ſind nicht allzuweit entfernt und vermittelſt Dampfſchiff, Omnibus oder Trambahn leicht zu erreichen. So iſt z. B. in Waverley ein ſchöner Park gelegen, von dem aus eine prächtige Land- und Seeausſicht gewonnen werden kann. Etwa eine engliſche Meile weiter entfernt liegt Bondi-Ufer mit dem Aquarium. Der Beſuch des Lady Robinſon-Ufers und ſeiner Bäder am Kopf der Botany-Bai gelegen, ſowie ein Ausflug nach Watſons Bai iſt gleichfalls empfehlenswerth. Hier iſt dem Touriſten Gelegenheit geboten, entweder unter wilden Blumen herumzuwandern, oder auch ſich an der ſtarken Brandung zu ergötzen. In der Nähe ſteht der Macquari Leuchtthurm mit der Telegraphenſtation, von wo aus die von der See einkommenden Fahrzeuge nach der Stadt gemeldet werden.

In gleicher Weiſe verlohnen ſich Exkurſionen nach dem Mittelhafen, nach Moßmannsbai, Manly Beach und dem Norduſer, deſſen Scenerie eine der großartigſten iſt, welche die Kolonie bietet.

Eine äußerst interessante und dankbare Partie bildet eine Fahrt auf dem Hawkesbury-River. Die australischen Flüsse zeichnen sich im Allgemeinen weder durch landschaftliche Schönheit ihrer Ufer, noch auch durch Wasserreichtum, der sie zu guten Verkehrsmitteln machen würde, aus. Weitaus die Mehrzahl derselben, wenigstens jene, welche die inneren, südlichen und westlichen Striche des Kontinents durchziehen, bespülen nur flaches und wenig interessantes, vielfach sandiges Land oder Wüstensteppen, in denen sie sich häufig auf längere oder kürzere Strecken hinaus ganz verlieren. Selbst jene Ströme, welche sich ihren Weg durch urbargemachtes Land bahnen, wie der Murray mit seinen bedeutenden Nebenflüssen, dem Darling und dem Murrumbidschi, leiden oft an Wassermangel, welcher zeitweise die Schifffahrt auf ihnen erschwert oder ganz unmöglich macht. Anders liegen die Verhältnisse auf der Ostseite des australischen Festlandes, wo sich nicht unbedeutende Gebirgszüge von Norden nach Süden hinziehen, von deren östlichen Scheide herab sich die Wasser in den Stillen Ozean ergießen. Viele dieser Flüsse sind nicht nur auf mehr oder minder größere Strecken ins Land hinein befahrbar, sondern nehmen auch, was ja für den Touristen die Hauptsache ist, ihren Lauf durch Gegenden, die mit einer Ueberfülle von landschaftlichen Reizen und Schönheiten ausgestattet sind.

Unter ihnen zeichnet sich ganz besonders der Hawkesbury-River aus, der, wie einige Reisende behaupten, in dieser Beziehung nicht nur unserem „Vater Rhein" gleichsteht, sondern denselben sogar übertrifft. Ich muß in der That gestehen, daß der Hawkesbury-Fluß einige Scenerien von fast unvergleichlicher Schönheit bietet. Schon seine Mündung schmückt eine wahre Perle von einem Felsen, das Elliot-Eiland, welches die Gestalt einer kopflosen Sphinx oder eines kauernden Löwen hat.

Als wir den Eingang des Stromes gewonnen hatten, kräuselte gerade eine leichte Brise seine Wasser, die Wellen glitzerten in den Strahlen der Sonne und plätscherten an den Bug des Schiffes, welches langsam seinen majestätischen Krümmungen folgte. Immer neue und schönere landschaftliche Reize offenbarten sich bei jeder Krümmung des Flusses. Bald ließen seine Ufer weit zurücktretende Buchten und Einschnitte erkennen, bald schoben sich grüne, mit üppiger Vegetation bedeckte Landzungen, auf denen die einsamen

Wohnstätten bescheidener und der großen Welt entfremdeter Ansiedler standen, in das Strombett hinein, bald auch wieder sahen wir uns, wie auf einem Gebirgssee, von hohen Bergen umschlossen. Wie die verschiedenen Panoramen in einem Kaleidoskope zogen die wunder- und wechselvollen Landschaftsbilder an unseren Augen vorüber und hielten unseren Geist, der sich dem Genusse der an optischen Täuschungen so reichen Scenerien vollständig hingab, fortwährend in Spannung.

Der Hawkesbury kann mit dem Rhein nicht verglichen, wohl aber demselben gegenübergestellt werden. Der Hawkesbury trägt mehr den Charakter des Wildromantischen, der Rhein den des Idyllischen an sich. Beide Ströme machen auf den Touristen einen tiefen, in ihrer Wirkung aber verschiedenen Eindruck. Und wem es vergönnt war, den stolzen, aber noch wenig bekannten Australier zu sehen, der wird gewiß einen ebenso überwältigenden und aus seinem Gedächtnisse unverwischbaren Eindruck mit hinweggenommen haben, als jener, welcher zum ersten Male den Lorelei-Felsen bewundert und in den Fluthen des sagenumwobenen Rheinstromes getaucht hat!

„Aller Wasser König ist der Rhein,
Der Hawkesbury sollt' seine Gemahlin sein."*)

Der australische Fluß, von dem ich soeben gesprochen, nimmt seinen Ursprung in den Blauen Bergen (Blue Mountains) bei Sydney, welche einen Theil der schon oben erwähnten auf der Ostseite des Festlandes von Norden nach Süden ziehenden Gebirgszüge bilden. An die Blauen Berge schließen sich im Süden die Victorianischen Alpen, im Norden die Liverpool-, Neu-England- und Küstenberge an. All' diese Gebirgszüge erreichen nirgends eine bedeutende Höhe und steigen nur in der Koscinsko- und Bogongruppe mit den Bergen Townsend, Hotham, Müllers Pik und Feathertop bis auf eine Höhe von nahe 2000 m und darüber. Das Plateau dieser Höhenzüge senkt sich nach Westen und dem

*) Der ursprüngliche Text lautet:

„Aller Wasser König ist der Rhein,
Die Donau soll seine Gemahlin sein."

Pistonius.

Innern des Landes ſtetig und hat in der Gegend des Eyreſees in Südauſtralien ſeine größte Depreſſion (24 m über dem Meeresſpiegel). Faſt der ganze mittlere, weſtliche und ſüdliche Theil des auſtralichen Feſtlandes zeigt demnach die Geſtaltung eines niedrigen Taſellandes, das von zahlreichen ſalzhaltigen Seen bedeckt und nur ausnahmsweiſe von niedrigen Bergketten durchzogen iſt. Der erſtere Umſtand weiſt darauf hin, daß die betreffenden Theile des auſtraliſchen Kontinents ſich vor nicht allzulanger Zeit aus dem Meere erhoben haben, wie überhaupt die ſüdlichen Landſtriche desſelben auch heute noch in ſteter Steigung begriffen ſein ſollen.

Von den oben erwähnten Gebirgsgruppen werden die Blue Mountains bei Sydney als die ſchönſten Berge betrachtet. Dieſelben bilden deshalb auch für den Bewohner von Neuſüdwales, in deſſen Heimath ſie liegen, ungefähr denſelben Gegenſtand des Intereſſes und des Stolzes, wie die Bayriſchen Hochalpen für den Süddeutſchen und der Oberengadin für den Schweizer.

Nach etwa anderthalbſtündiger Fahrt von Sydney aus überſchreitet der Zug den Nepean-Fluß in der Nähe von Penrith, von wo aus die Berge, welche einem großen, mit Grün bedeckten Walle ähneln, überſehen werden können. Der Aufſtieg erfolgt im Zickzack, und das Panorama, das ſich dabei vor den Augen des Touriſten entfaltet, iſt ein großartiges. Die erſte Station auf den Bergen ſelbſt iſt Lawſon, welches von einer reizenden Landſchaft mit zahlreichen Waſſerfällen umgeben iſt. Jenſeits dieſes Ortes liegt Wentworth-Falls, in deſſen Nähe ſich Königstafel-Land (The King's table land) befindet, eine Ebene, ſo genannt wegen der majeſtätiſchen Schönheit ihrer Lage. Den Hauptanziehungspunkt für Touriſten bildet jedoch der nahe gelegene Campbell Katarakt. Ein Bach, welcher im Verlaufe von einigen Meilen durch Einmündung kleiner Seitenärme zu einem Flüßchen angeſchwollen iſt, ſtürzt ſich hier von der Höhe in einen Abgrund von wenigſtens 1000 Fuß Tiefe. Auf ihrem Wege, nicht weit von ihrem erſten Abſturze, treffen die Waſſer auf einen breiten, vorſpringenden Felſen, auf dem ſie in Millionen Fragmente zerſtäuben, bevor ſie ihren zweiten Fall in den Abgrund unternehmen.

Stille und lauſchige Plätzchen, welche ſich in der Nähe des Waſſerfalles befinden, Grotten und Gröttchen, von finſteren Fels-

blöcken überragt, wechseln ab mit kleineren und größeren Schluchten, welche sich zwischen den Bergketten hinziehen.

Eine Stunde weiter entfernt liegt Katoomba 3300 Fuß über dem Meeresspiegel, der fashionabelste Platz auf den Blauen Bergen, wenn nicht in der ganzen Kolonie. Der Ort weist vortreffliche Hotels auf, und seine Umgebung bietet zahlreiche und herrliche Ausflüge.

Die Krone der Blue Mountains ist jedoch Blackheath mit seinem berühmten Govetts-Katarakt (Govotts-leap)*), einem großartigen Naturwunder und zugleich einem der tiefsten Abgründe der Welt mit senkrecht aufsteigenden Felswänden. Der mit Ehrfurcht und Bewunderung erfüllte Geist ist unfähig, die Erhabenheit und Majestät der Scenerie sogleich in ihrer vollen Größe zu erfassen, und den tiefen, gähnenden Abgrund zu erforschen, in den einst, wie die Volkssage geht, ein Wahnwitziger zu Pferde den verzweifelten Sprung gethan.

Die höchsten Bäume auf dem Boden des Abgrundes sind einzeln nicht mehr zu unterscheiden. Zwei kleine Nebenbäche stürzen sich gleichfalls in den schauerlichen Schlund und erhöhen so das Romantische der eindrucksvollen Scenerie. Das Wasser, welches sie führen, löst sich, bevor es den Boden der Schlucht erreicht, zu Staubregen auf, der wieder in die Höhe steigt, während in den Morgenstunden, bevor noch die Sonnenstrahlen ihre anziehende und auflösende Wirkung ganz entfalten konnten, aus dem Abgrunde weiße Nebelwolken aufsteigen, welche den Einblick in denselben verhindern und seine Umgebung umlagern.

Eine andere sehenswerthe Schlucht nicht weit von Blackheath ist Perry's Book down. Es ist ein enormer Abgrund von schauererregender Tiefe, dessen Seiten gleichfalls von jäh aufsteigenden, nahezu vertikalen Felswänden gebildet werden.

Mount Victoria ist die nächste Station nach Blackheath. Sie liegt 3429 Fuß über dem Meeresspiegel und bildet wegen der Schönheit und Großartigkeit ihrer Umgebung gleichfalls einen beliebten Aufenthaltsort für Touristen und in ihrer Gesundheit Geschwächte.

Verfolgt man von hier aus seinen Weg noch weiter nach Westen, so gelangt man, nachdem man eine große Felsmasse vul-

*) (Govettssprung.)

kanischen Ursprungs, Mount Wilson, passirt hat, vermittelst der Litgow Thal Zickzack-Bahn nach Bathurst, der City of the Plains, welche diesen Namen dem Umstande verdankt, daß sie auf meilenweite Entfernung hinaus fast jedes stärkeren Baumwuchses entbehrt. Bathurst mit seiner Bevölkerung von ca. 10000 Einwohnern ist die drittgrößte Stadt von Neusüdwales und wegen der Breite seiner Straßen und wegen seiner zahlreichen Parkanlagen einer der schönst angelegten Plätze, die ich gesehen habe.

Sehr empfehlenswerth ist auch der Besuch der Kalksteinhöhlen am Fischflusse. Sie zählen zu den großartigsten und schönsten Naturseltenheiten der Kolonie. Die Höhlen mit ihren tropfsteinartigen und warzenförmigen Bildungen sind so zahlreich und von solch' riesiger Ausdehnung, daß ihre gründliche Besichtigung zwei bis drei Tage in Anspruch nimmt. Eine von ihnen wird auf 500 Fuß Höhe geschätzt und besitzt eine entsprechende Breite und Länge. Die Formationen haben mitunter die phantastischsten Figuren angenommen und sind einzig in ihrer Gruppirung. Jede Grotte besitzt ihre besonderen, eigenartigen Bilder und Verzierungen. Eine von ihnen gleicht einer Menagerie von wilden Thieren; eine andere ist scheinbar behangen mit Schweinespeckseiten und Eiszapfen ꝛc., während eine dritte wiederum, wenn mit Magnesiumlicht beleuchtet, den Anblick seltsamer und prunkvoller Schaustellungen bietet.

XXXIII.

Schifffahrtsverbindungen zwischen Sydney und Nordamerika — Auckland — Das schönste Land der Erde; seine Gebirge, Gletscher, Vulkane, heiße Schlammseen und Geiser — Die Maoris.

„Die Welt ist für die Stolzen, der Himmel für die Frommen."

Von Sydney aus unterhalten zwei Dampferlinien eine direkte Verbindung mit den Vereinigten Staaten resp. Nordamerika. Die eine davon ist die schon oben erwähnte Great A & A Line (Große Amerika-Australien-Linie)*), welche über Neuseeland, Samoa und Honolulu nach San Franzisco geht; die andere ist die Australien-Canada Linie, welche ihren Kurs über Fidschi**) nach Vancouver in Britisch Columbia einschlägt. An die erstere Linie schließt in San Franzisco die zentrale resp. südliche Pacificeisenbahn an und führt den Passagier durch die Vereinigten Staaten (auf verschiedenen Wegen, die sich der Tourist aussuchen kann) nach New-York. Die Vancouverlinie dagegen gewährt Anschluß an die Canadien Railway und bringt den Reisenden über den nördlichen Theil der Rocky Mountains durch Canada, also durch britisches Gebiet, nach Montreal. Während John Bull es vorzieht, die Canadienlinie zu benutzen, weil sie ihm Gelegenheit giebt, die Tour auf dem amerikanischen Festlande durch seinen eigenen Grund und Boden zu machen, scheinen die meisten internationalen Reisenden den Weg durch die Vereinigten Staaten zu nehmen, und dies mit einem gewissen Recht; denn diese Route bietet dem Touristen nicht nur eine Ueberfülle von Naturschönheiten, die ihm en passant vor die Augen kommen, sondern macht ihn auch mit den größten und schönsten amerikanischen Städten bekannt, in denen er Gelegenheit

*) Auch „Oceanic Steamship Company of San Franzisco" genannt.
**) Oder Wellington in Neuseeland

Ländern der Welt. Ja, manche Reisende bezeichnen Neuseeland geradezu als das schönste Land der Erde.

Auf der nördlichen Insel sind es vorzüglich die Vulkane Tongariro, welcher noch thätig ist, und der anscheinend erloschene, mit Schnee bedeckte Rapahu, ferner die romantischen heißen Seen, die siedenden Schlammsümpfe und Geiser, welche die Aufmerksamkeit des Touristen in hohem Grade in Anspruch nehmen.

Geiser oder Sprudel sind bekanntlich heiße Springquellen, welche periodisch verschiedene, bisweilen über 30 m hohe, dampfende Wassersäulen auswerfen, nach deren Eruption Stillstand einzutreten pflegt, bis die sie umgebenden Wasserbecken wieder gefüllt sind. Solche Ausbrüche werden in manchen Gegenden nicht selten durch ein donnerähnliches Geräusch angekündigt, welchem unmittelbar das Aufschießen von Wassersäulen folgt, die mächtige Dampfmassen mit sich führen. Das Ausströmen des Wassers beginnt bald wieder nachzulassen, aber der Flugregen und der Aufstieg des Dampfes dauern fort, bei Sonnenschein mitunter glänzende Regenbogenfarben erzeugend. Das Wasser enthält in gelöstem Zustande große Mengen Kieselsäure, welche durch Abscheidung die sonderbarsten Formationen hervorbringt, wie konische Erhabenheiten und riesige Stalaktiten, terrassenförmige Bildungen, grottenartige Hohlräume oder kraterähnliche Einsenkungen ꝛc. Solche Geiser befinden sich auf Island, in Yellowstone-Park in den Rocky Mountains (Nordamerika) und, wie oben angeführt, in Neuseeland. Hier entstanden sie an Stelle der Kalksinterterrassen an dem berühmten Rotomahanasee durch einen Ausbruch des Vulkans Tarawera im Jahre 1886, der den letzteren, sowie auch mehrere der umliegenden Ortschaften zerstörte.

Ein anderer, weithin berühmter heißer Schlammsee auf der nördlichen Insel Neuseelands ist der Rotorua, nicht weit von Auckland gelegen. Rotorua hat vortreffliche Hotel- und Badeeinrichtungen, und sein Ruf wegen der angeblich heilkräftigen Wirkungen seiner heißen Quellen erstreckt sich bereits weit über die Grenzen Neuseelands hinaus. Es läßt sich nicht leugnen, daß der hohe, durch Vorrichtungen regulirbare Temperaturgrad des Wassers im Verein mit seinem Schwefel- und Schlammgehalt in gewissen Affektionen, z. B. bei rheumatischen Leiden, manchmal auffallend günstige Heilwirkungen zu entfalten vermag.

Die südliche oder mittlere Insel Neuseelands steht mit der nördlichen an landschaftlichen Reizen in gleichem Range. Die „Western Sounds“ (westlichen Sunde), von denen die Milford Bucht vielleicht die schönste ist, stehen den weltberühmten Norwegischen Fjords an malerischen Reizen nicht nach, und die kalten Seen von Zentral-Otago, unter ihnen der berühmte Manapouri und Te Anau, werden zu den schönsten Seen in der Welt gerechnet. Zuletzt, aber nicht zum wenigsten, sind es die südlichen Alpen Neuseelands, welche sich als große Anziehungspunkte für den Touristen erweisen. Eine Bergkette von nahezu 100 Meilen Länge ist bedeckt mit ewigem Schnee und Eis. In ihr befindet sich „Mount Cook“ (Aorangi der Eingebornen), der Wolkendurchbohrer, von dem Tyse sagt: „Es giebt nur einen Aorangi“. An ihn schließt sich der Tasmangletscher an, welcher 18 Meilen lang und 3 Meilen breit, also von größerer Ausdehnung wie irgend ein Gletscher unserer nördlichen Alpen ist, und nach Green nur von dem vereinigten Glaciersystem der Murtagh-Berge des Himalaya übertroffen wird*).

Eine große Anziehungskraft für Touristen besitzt auch die gegen Norden zu gelegene Otira-Schlucht mit ihren glänzenden Wasserfällen, sowie der Arthurpaß, von dessen 3000 Fuß hohem Gipfel eine schwindelerregende Fahrstraße in die Ebene herabführt.

Zum Segen für Neuseeland sind es nicht seine landschaftlichen Reize allein, welche das Land zum Zielpunkt eines alljährlich wachsenden Menschenstromes machen. Der Zuzug von Fremden, welche dahin gehen, um sich dort dauernd niederzulassen, ist gleichfalls fortwährend im Zunehmen begriffen. Und mit Recht! Das Land weist ausgezeichnete Acker- und Weidegründe auf, und seine Regierung ist darauf bedacht, durch die Gewährung günstiger Niederlassungsbedingungen vermittelst eines liberalen Selektionssystems

*) Neuerdings hat Sir Harry Johnston mitgetheilt, daß die Gletscher des Ruwenzori in Inner-Afrika, welche fast direkt unter dem Aequator liegen und die größten Schnee- und Eisgebilde Afrikas darstellen, eine Länge von 20 englischen Meilen besitzen; und der Geologe Muldrow berichtet, daß der Mac Kinley-Berg in Alaska, welcher den höchsten Gipfel Nordamerikas bildet, mit einem Mantel von Firn bekleidet ist, aus dem sich mächtige Gletscher entwickeln. Einer dieser Gletscherströme, welcher sich in südöstlicher Richtung ergießt, soll eine Länge von 20 bis 30 englischen Meilen und eine Breite von 6 bis 8 Meilen besitzen.

den Strom der europamüden Auswanderer auf ihre Kolonie zu lenken.

Die Ausfuhr von Gold, Wolle, gefrorenem Fleisch, Butter, Käse, Getreide und Mehl ist beträchtlich, und die Industrie des Landes hat durch hohe, von der Regierung ausgesetzte Prämien einen starken Antrieb erhalten, sodaß es zweifellos einer guten und sicheren Zukunft entgegengeht.

In politischer Beziehung nimmt Neuseeland, obwohl es gleichfalls eine englische Kolonie ist, den australischen Schwesterkolonien gegenüber, eine gewisse Ausnahmestellung ein, indem es sich meines Wissens bis heute noch von dem sogenannten„ Commonwealth", das ist der Vereinigung der australischen Kolonien zu einem Bundesstaate, ferngehalten hat. Neuseeland ist also in dieser Beziehung konservativ, wenn nicht reaktionär. Andererseits jedoch bezeugt es durch gewisse Experimente in seiner Gesetzgebung, wie durch den Versuch der Einführung des Frauenstimmrechts und einer Junggesellensteuer, die sich jedoch noch nicht verwirklicht haben, so deutlich ausgesprochene fortschrittliche Tendenzen, wie sie der Phantasie eines deutschen Fortschrittlers z. B. selbst in seinen kühnsten Träumen niemals vorschweben würden.

Zum Schlusse noch einige Worte über die Maoris, die Ureingeborenen Neuseelands. Dieselben stellen einen wohlgeformten und kräftigen, dabei kriegerischen und zu Grausamkeiten geneigten Menschenschlag dar, der übrigens intelligent und bildsam ist, früher aber auch dem Kannibalismus sehr ergeben war. Ihre Haut ist hellbraun oder broncefarbig. Das Haar ist schwarz und oft auch bei den Frauen kurz und dick; Lippen und Gesicht sind häufig tätowirt. Die fortwährenden Zwistigkeiten und Fehden der einzelnen Stämme untereinander, sowie die vielen Kriege mit den Engländern, welche sie unterwarfen, neu auftretende Krankheiten, welche sie in Folge ihrer Berührung mit den Weißen heimsuchten, und Übergenuß von alkoholhaltigen Getränken haben auch diesen in ethnologischer Beziehung so interessanten Volksstamm wesentlich dezimirt und auf den Aussterbeetat gebracht.

Alkohol und Zivilisation sind die größten Feinde des Wilden!

XXXIV.

Das Eden der Erde — Die braune Tochter Evas — Lazarus' Leiden — Ein zweites irdisches Paradies — Das Haus des Feuers — Der größte Vulkan der Erde; Plutos Werkstatt — Eine seltsam mystische Haigeschichte.

„Die Welt ist weit und rund,
Wer nicht kann schwimmen, geht zu Grund."

Die nächste Station auf der Reise von Auckland aus nach San Franzisco ist Apia, die Hauptstadt der Inselgruppe von Samoa, dem Lande der Träume, und der Poesie (Decker), über das jetzt der deutsche Adler seine Schwingen breitet. Das Fahrzeug steuert in nördlicher, nur wenig nach Osten hin sich neigender Richtung und passirt bei dieser Gelegenheit die Fidschi- und die Tongainseln. Die Erreichung der heißen Zone scheint sich in diesen Meeresstrichen mehr fühlbar zu machen, als in der gleichen geographischen Breite auf dem Atlantischen oder Indischen Ozean. Eine stark ausgesprochene, körperliche und geistige Depression, die sich in großer Schlappheit, Ermüdungsgefühl und Denk- und Sprechfaulheit kundgiebt, bemächtigt sich selbst des an Hitze gewöhnten Passagiers, und verurtheilt ihn zu einer Art von Schlaraffenleben, das ihm bisher vielleicht unbekannt war. Dies etwa sind die Empfindungen bei der Annäherung an das irdische Paradies.

Apia liegt an einer halbmondförmigen Bucht, die wegen ihrer offenen Lage nach Norden zu und wegen ihrer ungenügenden Tiefe den Schiffen nur wenig Schutz zu bieten vermag, wie das ja durch die traurige Katastrophe, welche sich dort im Jahre 1889 abspielte und wobei amerikanische und deutsche Kriegsschiffe zu Grunde gingen, bewiesen wurde.

Die Ankunft eines Personendampfers ist für die Einwohner der Stadt eine Art außergewöhnlichen Fest- und Feiertages —

wie bekannt, pflegen unsere neuen Landsleute fast das ganze Jahr hindurch Feiertage zu machen — an dem besonders die samoanische Jugend vortreffliche Proben ihrer Schwimmkunst an den Tag legt. Viele Dutzende von leichten Kanoes und größeren Booten umschwärmen das ankommende Fahrzeug. Ihre Insassen erheben ein betäubendes und sinnverwirrendes Geschrei und geben uns durch entsprechende Gestikulationen ihren Wunsch zu erkennen. Wir verstehen ihre Mienen- und Zeichensprache, sind mildthätig und werfen großmüthig ein Pfennigstück in den weiten, alles verschlingenden Rachen der See. Die nächste Gruppe unserer jungen Landsleute stürzt sich wie auf Kommando ins Wasser und holt aus demselben mit fast mathematischer Sicherheit die bereits als geopfert betrachtete Münze, welche der glückliche Finder, nachdem er sie triumphirend in die Höhe gehalten und gezeigt hat, in den Mund steckt, um dann an Bord zu schwimmen, seinen Fund zu bergen und dasselbe Kunststück nochmals zum Besten zu geben. Es ist also dasselbe Schauspiel, wie wir es schon in Madeira zu beobachten Gelegenheit hatten, nur mit dem Unterschiede, daß es uns hier in viel größerem Maßstabe und unter Mitbetheiligung auch des weiblichen Geschlechtes vor Augen geführt wird. Das letztere zieht hieraus den größten Gewinn, sei es, daß einige zärtlich angelegte Passagiere ihren Kupferspenden absichtlich eine gewisse Direktion geben, um den jungen, braunen Schönen das Auffangen derselben zu erleichtern und sie so im Wettbewerb mit ihren dunklen Brüdern zu unterstützen, sei es auch, daß die letzteren ihren anmuthigen Schwestern gegenüber eine gewisse Generosität und Ritterlichkeit zu bezeugen sich bemühen. Wie das aber auch immer sein mag, jedenfalls bietet sich hier Gelegenheit, die Figur und Form der Söhne und Töchter dieses glücklichen Landes etwas genauer zu beobachten und zu studieren.

Die Samoaner sind, wie sich viele meiner gegenwärtigen Mitbürger im vorigen Jahre bei dem Auftreten dieses Volksstammes im hiesigen Zoologischen Garten überzeugt haben werden, mittelgroß und durchschnittlich von ziemlich kräftigem und muskulösem, zuweilen sogar athletischem Körperbau, wie man ihn bei warme Gegenden bewohnenden Völkerstämmen sonst nicht zu sehen gewohnt ist. Dabei sind dieselben gutmüthiger Natur. Ja, die jungen Samoanerinnen pflegen neu angekommenen Adamssöhnen gegen-

über ein äußerst entgegenkommendes und geradezu liebenswürdiges Verhalten einzuschlagen. Wer es, wie ich, riskirt, allein das ausgedehnte Ufer Apias entlang oder in der direkten Umgebung der Stadt spazieren zu gehen, der wird sich über die vielen Einladungen wundern, die von Evas braunen Töchtern mit einem ewigen Lächeln auf ihrem Antlitz an ihn ergehen und ihn zu bestimmen suchen, sich auf den Strohmatten ihrer Bambushütten niederzulassen und von der angebotenen Frucht, bestehend aus Kokosnüssen, Orangen und Bananen*), zu kosten. Auch hat man beim Besuch ihrer Wohnungen Gelegenheit, die Gebräuche und Gewohnheiten der Eingebornen kennen zu lernen und ihren graziösen Tänzen beizuwohnen. Der Umstand, daß letztere in halbparadiesischem Kostüm ausgeführt werden und daß die Ausführenden sich dabei ihrer Unschuld nicht schämen, bestärkt in uns die Vorstellung, daß wir uns während unseres Aufenthaltes auf dieser Insel in der That in dem wahren Garten von Eden befinden.

Nichtsdestoweniger sind auch hier die paradiesischen Freuden durch irdische Leiden verkümmert. Der Anblick dieser urwüchsigen Gestalten erinnert uns leider nur zu häufig an die Leiden des armen Lazarus; denn entstellende Hautausschläge, worunter auch besonders die für unheilbar geltende Lepra vertreten ist, gehören mit zu den verbreitetsten Krankheiten, welche diese fröhlichen und glücklichen Insulaner heimsuchen.

Eine ca. achttägige Fahrt, bei welcher der Aequator passirt wird, bringt den Passagier nach Honolulu auf Oahu, eine der Inseln der berühmten Hawaii- oder Sandwich-Gruppe, über welchen seit einigen Jahren das Sternenbanner weht. Onkel Sam hißte einfach, ohne viel Geräusch zu machen, in der Hauptstadt seine Flagge, und damit war das zukünftige politische Schicksal des tapferen Kanaken, der sich nach Vertreibung der Schwester des Königs David Kalakaua einige Jahre lang einer selbständigen republikanischen Regierungsform erfreut hatte, entschieden.

*) Leute, welche vorgeben, die Quellen der Biblischen Geschichte genauer erforscht zu haben, behaupten, daß es nicht ein Apfel, sondern eine Bananenart, die sogenannte „Musa paradisiaca“ (Paradiesfeige) war, womit unsere Stammmutter Eva von der Schlange in Versuchung geführt wurde.

Honolulu zieht sich am Meeresstrande hin und breitet sich in einem nach dem Gebirge zu ansteigenden Thale aus. Bei der Einfahrt in den Hafen begrüßt uns ein Wald von Masten und die in ihrem Hintergrunde sich erhebenden mit immergrünem Buschwerk und Gehölz bekleideten Bergzüge bilden einen angenehmen Kontrast mit den weißen, freundlichen Landhäusern, in denen ausländische, vornehmlich amerikanische, englische und deutsche Kaufleute ihre Wohnsitze aufgeschlagen haben. Diesen reihen sich die auf eingerammten Holzblöcken errichteten und mit Stroh und Gräsern bedeckten Hütten der Eingebornen an, die von Anpflanzungen von Kokosbäumen und Bananen umgeben sind.

Hervorragende Gebäude der Stadt sind der königliche Palast und das Parlamentsgebäude.

Zu den Sehenswürdigkeiten ihrer direkten oder weiteren Umgebung gehören auch das Waikiti-Ufer, die Punsch-Bowle, der Perlenhafen, der Diamantberg und der Felsabhang Pali, von dessen Höhe aus man eine reizende Aussicht über das Eiland genießt, und über dessen Abhang einst der große Kamehameha seine Feinde trieb.

Die größte und fruchtbarste, zu gleicher Zeit interessanteste Insel der ganzen Eilandgruppe ist Hawaii. Sie ist gleich den übrigen Inseln sehr gebirgig und das Produkt unterseeischer vulkanischer Kräfte. Während jedoch auf den übrigen Eilanden sämtliche Vulkane bereits seit Jahrhunderten erloschen sind, haben auf der letzten Insel der Maune Loa — weiße Berg — und der berühmte Kelauea ihre Thätigkeit noch nicht eingestellt. Der letztere besitzt einen enormen flüssigen Lava-See, den Halemaumau — Haus des Feuers — und ist überhaupt einer der bedeutendsten Vulkane der Welt. Mächtige Feuersäulen, untermischt mit Rauch und Dampf, lodern gegen den Himmel auf und legen Zeugniß ab von der fürchterlichen, flüssigen Höllengluth, welche, die Eingeweide der Erde unterwühlend, in der Tiefe kocht und siedet und brauset und zischt. — Ein stygisches Bild! — Der schwarze Acheron und Kokytos! — Plutos Werkstatt! — Ein grauenhafter Höllenpfuhl!

Auf derselben Insel können auch noch die Ureinwohner in ihrem natürlichen und urwüchsigen Gebahren gesehen und studirt werden. Die Hawaiianer oder Kanaken, wie sie jetzt meist be-

zeichnet werden, stellen eine kräftige und kriegerisch angelegte, aber auch den Lustbarkeiten sehr ergebene Rasse dar. Sie lieben Musik, Gesang und Tanz und thun sich besonders auch im Fischen, Schwimmen, Rudern, Reiten, wobei die Frauen wie Männer zu Pferde sitzen, sowie im Faust- und Ringkampf hervor. Im Uebrigen sind die Kanaken, gleich den anderen Polynesiern und allen jenen Völkerschaften, über welche die allzufreigebige und gütige Mutter Natur ihr Füllhorn in verschwenderischer Weise ausgeschüttet hat, träge und zur Trunksucht geneigt. Bei ihren Orgien spielt denn auch der Palmwein und Kawa Schnaps*), dem man, nebenbei gesagt, noch eine besondere, angenehm erregende Wirkung zuschreibt, eine große Rolle.

Die Grabstätten der Voreltern der Eingebornen, in denen sich die in Kokospalmen eingewickelten Skelette befinden, sind gleichfalls auf Hawaii zu sehen.

Die meisten Eilande sind von Korallenriffen eingesäumt und gleich jenen der Samoagruppe, mit denen sie an paradiesischer Schönheit und Ertragsfähigkeit wetteifern, zum großen Theil mit üppiger Vegetation bedeckt. Weite Flächen sind mit Reis-, Bohnen-, Kaffee- und Zuckerplantagen bebaut; Wälder von Kokos-, Drachen- und Flagellariapalmen umfangen den Besucher; es wächst hier der Koa-, der wohlriechende Sandelholz- und fruchtbare Mangobaum; auch gedeiht hier die Batate, die milde, zuckerreiche Banane und die in Bezug auf Aroma und Wohlgeschmack unübertroffene Ananas, die Königin der Früchte.

Die Inselgruppe hat mehrere Hafenplätze; doch geht fast der ganze Handelsverkehr, der sich vorzüglich nach Nordamerika richtet, über Honolulu. Diese Stadt wird auch vielfach von Walfischfängern angelaufen, welche sie als Erfrischungsstation aufsuchen.

In der Bai treiben sich unzählige Haifische herum. Einige Matrosen und Passagiere des Schiffes, mit dem ich reiste, machten sich das Vergnügen Angeln in der Form eiserner Haken mit einem Stück Fleisch daran als Köder von dem Verdeck ins Wasser herabzulassen. Es gelang ihnen auch bald, ein ca. 6 Fuß langes Exemplar zu kapern, das nun mit vereinten Kräften an Bord gezogen und mit Axtschlägen auf den Kopf traktirt und getötet wurde. Es

*) Ein aus der Kawapflanze (piper methysticum) bereitetes Getränk.

nahm geraume Zeit in Anspruch, dies zu bewerkstelligen, während dessen das verwundete Monstrum mit seinem Schwanze den Schiffsboden peitschte, daß es dröhnte.

Der Hai, die „Hyäne" oder der „Wolf" des Meeres, hat im ausgewachsenen Zustande 5 bis 6 Reihen Zähne, welche an der Basis breit, nach oben zu aber spitz oder dolchähnlich sind und eine sägeförmige Anordnung aufweisen. Ihre Anzahl mag sich häufig wohl auf viele Hunderte belaufen und dieser Umstand im Verein mit der Scharfkantigkeit ihrer Ränder erklärt die enorme Beiß- und Zermalmungskraft dieses Raubfisches. Wegen der eigenthümlichen, weit nach rückwärts liegenden Stellung seines Rachens ist der Hai genöthigt, sich etwas auf die Seite zu werfen, bevor er seine Beute erhascht. Es giebt viele Sorten dieses Raubfisches, unter denen der Menschenhai der gefürchtetste ist, weil er in warmen Zonen das Baden in der offenen See gefährlich macht. Während meines langjährigen Aufenthaltes in Melbourne sind mehrere Kinder, ja sogar Erwachsene solchen Thieren zum Opfer gefallen. Unter Anderem erinnere ich mich auch noch des folgenden seltsamen Vorfalles: Ein kleines Segelboot mit drei oder vier Insassen, welche eine Vergnügungstour auf der Bai machten, kenterte, woraufhin einer der Insassen sofort unter dem Wasser verschwand, ohne je wieder an seiner Oberfläche gesehen zu werden. Der Vater des Verunglückten, der ein Spiritist war, behauptete nun mit Bestimmtheit, daß sein Sohn ihm während ihres geistigen Verkehres mitgetheilt habe, daß er von einem Hai aufgefressen worden sei. In der That fing man kurze Zeit darauf nahe am Ufer der Bai ein solches Tier, bei dessen Eröffnung nach seiner Tötung die goldene Uhr und Kette des Verunglückten zu Tage befördert wurden. Ich bürge nicht für die absolute Wahrheit dieser Erzählung, aber das Vorkommniß erregte jedenfalls seiner Zeit in Melbourne viel Aufsehen.

Es giebt Gegenden, wo man sich ein Vergnügen daraus macht, dem Hai in seinem eigenen Elemente auf den Leib zu rücken. Einer meiner Bekannten erzählte mir, daß er Zeuge gewesen sei, wie die an der Südostküste Afrikas eingebornen Schwarzen auf den Hai Jagd machten, indem sie, mit einem Messer im Munde bewaffnet, in das Meer hinausschwammen, unter das Thier zu kommen suchten und ihm den Bauch aufschlitzten. Das umgebende

Wasser soll bei diesen Metzeleien förmlich von Blut roth gefärbt gewesen sein. Ich füge hier hinzu, daß ich keine Veranlassung habe, die Glaubwürdigkeit des betreffenden Herrn zu bezweifeln, da er auf mich während meines jahrelangen Umganges mit ihm stets den Eindruck eines nüchternen, gesetzten und zuverlässigen Mannes gemacht hat.

Wenn es wirklich wahr ist, daß der Hai, wie man behauptet, schwarzes Menschenfleisch verschmäht, so würde freilich die Verwegenheit, welche die südafrikanischen Neger diesem großmäuligen und gefräßigen Seeungeheuer gegenüber an den Tag legen, eine hinreichende Erklärung finden.

Von Honolulu aus nach San Franzisco verfolgt das Dampfboot eine mehr östliche Richtung, passirt nach einer Fahrt von ca. 8 Tagen die Farallones, kleine Felseninseln, welche vor dem Eingange nach dem Hafen der Stadt gleichsam Wache stehen, und nähert sich bald darauf der „Goldnen Pforte" (Golden Gate) des Westens. Einige hohe Felsen mit dem Bonita- und Diabolo-Point erheben sich zur Linken, während auf der rechten Seite zuerst die Seal-Rocks, das Cliffhaus und die Sutroheights nahe dem Point Lobos, dann das Fort Winfield Scott — früher Fort Point — mit seinen Erdwällen und Befestigungswerken zu Gesicht kommen. Hinter diesen liegt die Presidioanlage mit ihren Kasernen; dann kommt die Governments-Reserve und das nördliche Stadtufer zum Vorschein. Jenseits dieser Anlagen sind die nördlichen beziehungsweise nordöstlichen Vorstädte des märchenhaften Hauptplatzes Kaliforniens mit seinen geraden, regelmäßigen Straßen auf ziemlich steile Hügel hingebaut. Nicht lange nach seiner Einfahrt in den Hafen hält das Fahrzeug an, um die Gesundheits- und Steuerbeamten an Bord zu nehmen, und während deren Thätigkeit hat nun der Passagier genügend Zeit, um das glänzende Panorama, das ihn auf allen Seiten umgiebt, etwas genauer in Augenschein zu nehmen.

In seinem Rücken hat er die „Golden Gate", durch die er soeben gekommen. Nördlich davon sieht er Mount Tamalpais. Noch weiter zurück ist San Pablo Bai. Gegen Osten zu liegen die Contra Costa-Berge mit der eleganten Spitze des Mount

Diablos im Hintergrund, während am Fuße derselben die Städte Berkeley, Oakland und Alameda ausgebreitet sind. Nicht weit vom langgestreckten Molo der Stadt erhebt sich die hohe Insel „Goat Island“ aus dem Wasser, und nicht fern von dieser liegt das Felseneiland Alkatraz, welches mit seinen Kanonen, die düster und drohend auf uns herabsehen, den Eingang zur Goldnen Pforte beherrscht. Weiter zurück befindet sich „Angel Eiland“ mit seinen Kasernen und Batterien.

Die Bai von San Franzisco bietet ein Bild voll Leben und Thätigkeit. Am Fuße und auf der östlichen Seite der Stadt steht ein Wald von Masten und eine fast unübersehbare Reihe von Landungsplätzen und Waarenlagern. Schiffe aller Nationen der Welt sind hier versammelt, von dem großen, von Australien oder Asien kommenden Passagierdampfer herab bis zur chinesischen Dschonke, und von dem kleinsten Fischerboote hinauf bis zum segelreichen Walfischfänger. Stolze Schlachtschiffe, aus deren Rumpf manch dräuender Schlund uns entgegengähnt, liegen in der Bai vor Anker; schwere Schleppdampfer, mit Transport- oder Kohlenschiffen am Taue, durchfurchen, mühsam und unter Ausstoßung dichter, schwarzer Rauchwolken einherkeuchend, ihre Gewässer, und leichte Ruderboote und schlanke Yachts mit aufgeblähten Segeln und flatternden Wimpeln gleiten über ihren Rücken dahin. Die Schraube, das Rad, das Ruder, Alles zeugt von Thätigkeit und Leben, würdig einer großen Stadt und eines glänzenden Hafens.

Weltreiſe-Skizzen.

Von

Dr. med. A. Lurz
Dresden.

Haurit aquam cribro,
Qui discere vult sine libro.

V. Lieferung:

Von San Franzisco bis New-York.

Dresden 1903
Verlag von Wilhelm Baenſch.

XXXV.

San Franzisco und seine Straßen — Bruder Jonathan und der Frisco-Bürger im Besonderen.

„London ist großartig, aber nicht schön; Paris ist schön, aber nicht großartig. Konstantinopel ist malerisch, weist jedoch keinen baukünstlerischen Glanz auf. San Franzisco dagegen vereinigt all' diese Attribute in sich."

Rev. G. W. Pepper, of Cleveland, Ohio.

San Franzisco, kurzweg auch Frisco genannt, die „Hundert-Hügelstadt", oder, wie es andere zu bezeichnen belieben, das „amerikanische Paris", ist nach ziemlich übereinstimmendem Urtheile aller neueren Reisenden, welche es besucht haben, eine der schönsten und großartigsten Städte der Welt. In einem sowohl an edlen Metallen, wie in landwirthschaftlicher Beziehung reichen Distrikt gelegen, bildet diese „Königin des Stillen Ozeans" nicht nur die Endstation für die Mehrzahl der von Asien uud Australien kommenden Postdampfer, sondern auch den Hauptsammelpunkt für die Schifffahrt an der ganzen westlichen Küste Amerikas, bedeutet also für die letztere ungefähr dasselbe, was New-York für den Osten Amerikas vorstellt, nämlich die Metropole des Handels und den Haupthafen der Küste.

Frisco hat eine Bevölkerung von ungefähr 400000 Seelen und weist regelmäßige, meist in rechtem Winkel sich kreuzende Straßen auf, von denen jedoch die meisten in einen spitzen, resp. stumpfen Winkel nach der Marketstreet zu, der Hauptverkehrsader der Stadt, auslaufen. Andere wichtige Verkehrsadern sind die „Montgomerie-", „Pine-" und Kalifornien-Straße", in denen viele Banken und Bureaus von Versicherungsgesellschaften ihren Sitz haben.

Ein großer Theil der Straßen von San Franzisco trägt keine speziellen Namen, sondern nur Nummern, wie z. B. 1st (= first,

erste), 2nd (= second, zweite), 3rd (= third, dritte) Avenue u. s. f. Diese Einrichtung, welche eine sehr praktische ist, da sie die Uebersicht über die ganze Stadt und deren Straßen, sowie das Auffinden der einzelnen Wohnungen sehr erleichtert, hat Frisco mit vielen andern Großstädten des nordamerikanischen Kontinents, unter anderen auch mit New-York gemein.

Während die neueren Waarenhäuser in der Marktstraße meist imposante und massive Bauten darstellen, die aus Granit, blauem oder rothem Sandstein, oder auch aus gepreßten Ziegelsteinen, einem kalifornischen Produkte, errichtet sind, bestehen die meisten zu Wohnzwecken bestimmten Häuser fast ganz aus Holzwerk. Bei anderen wiederum sind nur die oberen Stockwerke aus Holz hergestellt, während die unteren Etagen von Stein oder anderem harten Material gebaut sind, wobei Granit und Marmor eine große Rolle spielen. In den vornehmeren Stadttheilen sah ich Häuser, deren Grundbau aus Sandstein, deren erste Etage aus Ziegelsteinen und deren obere Stockwerke aus Holz errichtet waren, während die Treppen und das Portal ꝛc. aus Marmor oder Granit bestanden.

Die hübschesten Wohnungen sind in den nordöstlichen Stadttheilen zu finden, auf den „Pacific-Heights", in der „Van Neß-Avenue" und auf dem „Nob-Hill", den die Paläste der Minen- und Eisenbahnkönige krönen. Alle Häuser dieser Gegend sind mit sorgfältig gepflegten Gras- und Blumenbeeten umgeben, weshalb man Frisco auch den schmeichelhaften Namen „The City of Flowers" d. h. „Blumenstadt" beigelegt hat.

San Franzisco kann sich einer nicht unbeträchtlichen Anzahl hervorragender öffentlicher und anderer dem Geschäft gewidmeter Bauten rühmen, von denen einige zu den größten und schönsten des westlichen Amerikas zählen. Unter ihnen zeichnet sich vor allem die mit einem Aufwande von nahezu 6 Millionen Dollars errichtete „City Hall" (Stadthaus) aus, welche ein schöner, 335 Fuß hoher, von vielen korinthischen und jonischen Säulen umgebener Dom schmückt. Mit ihr ist die „Hall of Records" verbunden, die einer beträchtlichen Anzahl von Staatsbeamten als Sitz ihres Wirkungskreises dient. Ferner sind noch besonders erwähnenswerth die „Bank von Kalifornien", ein glänzendes Gebäude aus dunklem Blaustein, dann der schlanke „Callsbau", das höchste Ge-

bäude an der Küste des Stillen Ozeans mit den Bureaus für die Zeitung gleichen Namens, und endlich die Riesenbauten des „Chronicle“ und des „Examiner“, der Hauptzeitungen der Stadt. An diese schließen sich noch würdig an das „Croker Haus“ mit seinen Terracotta-Verzierungen, ferner das fast ganz aus Stein und Eisen konstruirte, mit einer Verausgabung von 7 Millionen Dollars eingerichtete „Palace Hotel“, eines der größten Hotels Amerikas, und endlich das „Emporium“, das anerkannt größte und schönste Detailgeschäftshaus in der Welt, mit seinem herrlichen Dom und seiner hübschen, aus massiver Bronze und Spiegelplatten bestehenden Eingangspforte. Das Gebäude wird des Abends mit 560 Bogen- und 10000 Glühlichtlämpchen erleuchtet, und macht dann einen wahrhaft feenhaften Eindruck.

Der Verkehr im Geschäftszentrum der Stadt, besonders aber in der Markt- und Montgomeriestraße, ist ein gewaltiger. Denn Frisco ist, wie schon erwähnt, nicht nur der Mittelpunkt bedeutender Schifffahrtsverbindungen und eines ausgebreiteten Handels, sondern auch die Einmündungsstelle eines großen Touristenstromes und der Sitz zahlreicher industrieller Etablissements, wie Schuhfabriken, Gießereien, Maschinenwerkstätten, Getreidemühlen, Zuckerraffinerien u. s. f., welche vielen Tausenden von Leuten Beschäftigung geben und Zeugniß ablegen von dem Fleiß und der Energie der seltsam kosmopolitischen Bevölkerung.

Sehen wir uns nun den einheimischen Bürger Friscos etwas näher an und vergleichen wir ihn mit seinem australischen Vetter, dem Bewohner Melbournes oder Sydneys, so werden uns bei aufmerksamer Betrachtung gewisse Unterschiede, die zwischen beiden in der äußeren Erscheinung, also in Bezug auf Statur, Gesichtsausdruck und Kleidung bestehen, nicht entgehen. Der dem Melbourner Bürger unentbehrliche „belltopper“ oder chimney pot (Cylinderhut), ferner der Gehrock und die weiten bis fast an die Fingerknöchel vorfallenden Manschetten sind beim Bewohner Friscos weggefallen — diese Artikel kommen erst wieder in New-York und Boston so recht zum Vorschein — und werden durch einen steifen oder auch weichen Filzhut, leicht geschweiften Rock (Jacket) und ein Paar Glacéhandschuhe ersetzt, die jedoch für gewöhnlich nur in der Hand gehalten, aber nicht angezogen werden. Sein Anzug verräth Geschmack und Sorgfalt, aber keine gesuchte Eleganz.

Die Figur des Kalifornier ist durchschnittlich kleiner und schmächtiger, wie die des Viktorianers. Wir sehen an der nordwestlichen Küste Amerikas, wie überhaupt in den Vereinigten Staaten, nicht, oder doch nur selten, jene hohen kräftigen Burengestalten, denen man in Südafrika und in Australien so häufig begegnet. Dafür ist aber in den Gesichtszügen des Nord-Amerikaners mehr Intelligenz zu lesen, wie in denen seines entfernten Antipoden, des Australiers oder Afrikanders. Auch ist bei den Bewohnern der Union, wie schon angedeutet, nur wenig Neigung zur Korpulenz wahrzunehmen, welche bei der Bevölkerung des mittleren Europas so häufig vorhanden ist. Ueberhaupt scheint die Kreuzung der Menschenrassen, welche dort in Folge der starken Einwanderung aus allen zivilisirten Staaten der Erde fortwährend stattfindet, günstig auf die körperliche und geistige Entwickelung des Menschenschlages einzuwirken. Die Muskulatur des Amerikaners ist gut entwickelt und sehnig; Mißgestaltungen oder gar Verkrüppelungen des Körpers in Folge vorangegangener Knochenleiden begegnet man dort ebenso selten wie in Australien, und Idiotismus und Kretinismus werden kaum beobachtet. Auch Kurzsichtigkeit ist bei den Männern verhältnißmäßig selten, kommt jedoch bei Frauen ziemlich häufig vor. Auch beim Amerikaner sind, ähnlich wie beim Engländer, Jochbein und Hinterhauptbein zuweilen stark hervorstehend, der Schädel ist schmal, desgleichen die Nase, die Schläfenbeine sind etwas eingesunken, — Züge, welche der Kopfbildung ein markirtes Aussehen verleihen. Das Hervorstehen der Jochbeine fiel mir besonders bei den Bewohnern des östlichen und südlichen Colorados auf, welche dadurch eine Annäherung an den indianischen Typus*) verrathen. Die Gesichtsfarbe des Amerikaners ist gewöhnlich blaß und eine gewisse Anlage zu frühzeitigem Ergrauen ist bei ihm nicht zu verkennen. Die letztere Erscheinung macht sich oft beim weiblichen Geschlecht bemerkbar, das indeß dadurch nicht immer von seinen Reizen verliert. Ohne Zweifel steht die Neigung zum vorzeitigen Altern bei den Männern mit den außergewöhnlichen Anforderungen im Zusammenhang, welche dieselben, selbst wenn sie der wohlhabendsten Klasse angehören, an ihre körperliche und geistige Arbeitskraft und Leistungs-

*) Siehe später.

fähigkeit zu stellen pflegen. Dabei mag aber auch die Außerachtlassung der nöthigen hygienischen Rücksichten eine große Rolle spielen. Nicht nur, daß der Amerikaner — ich spreche hier ausschließlich von den Männern — unterläßt, durch Spazierengehen, wofür er eben keine Zeit hat, sich täglich die nöthige Körperbewegung zu verschaffen, sondern er hält sich auch des Tags über meist in mit verdorbener Luft geschwängerten Räumen (Bureaus) auf, die überdies noch im Winter bis zur Unerträglichkeit geheizt werden.

Was die geistigen Gaben des Amerikaners anbelangt, so sind seine rasche Auffassungsgabe und sein praktischer Sinn gleichsam sprichwörtlich geworden. In der Union herrscht keine so große Unwissenheit in den niederen Volksklassen, wie in den Kulturstaaten der alten Welt, und der Unternehmungsgeist des Einzelnen wie der Gesammtbevölkerung überhaupt wird nicht leicht durch kleinliche Bedenken und ängstliches Abwägen gehemmt. Andererseits sind dort die höchsten Grade der Ausbildung in Wissenschaft und Kunst verhältnißmäßig nur selten zu finden. Selbstverständlich giebt es auch hier, und das ganz besonders auf dem Gebiete des Schriftstellerthums viele rühmliche Ausnahmen. Die Namen Bayard Taylor, Oliver Wendell Holmes, William Cullen Bryant, Henry Wadsworth Longfellow, James Russell Lowell und manche Andere sind Sterne am poetischen Himmel Amerikas, während James Fenimore Cooper, Poe, Stockton, Washington Irving, Charles Dudley Warner, Howells ꝛc. auf dem Gebiete des Romanes und der Novellen bekannte Worte nicht nur in ihrem engeren Vaterlande, sondern theilweise auch in England und Deutschland geworden sind. Ihnen möchte ich noch Mark Twain und Altemus Ward als Humoristen, ferner Robert Ingersoll und Ralph Waldo Emerson als philosophische Essaisten, und Sparks, Hildreth, Prescott und Bancroft als Geschichtsschreiber anreihen. Dagegen scheint der Amerikaner für Musik, Bildhauerkunst und Malerei nur wenig Talent zu verrathen. Seine ganze Erziehung ist eben mehr auf das Verständniß und die Aneignung des rein Praktischen und direkt Nützlichen im Leben gerichtet. Auch das bezieht sich hauptsächlich auf die Männer, nicht auf die Frauen, welche, wenn sie den besseren Ständen angehören, gewöhnlich eine sehr sorgfältige Erziehung und wissenschaftliche Ausbildung ge-

nießen, so daß sie im Allgemeinen in gesellschaftlicher und geistiger Beziehung dem anderen Geschlecht überlegen sind.

Uebrigens darf auch nicht vergessen werden, daß Amerika noch zu jung und seine kulturelle Entwicklung zu neuen Datums ist, um jetzt schon eine größere Armee von Poeten, Ton- und anderen Künstlern besitzen zu können. Die Leistungen der amerikanischen Volksschulen, die den unsrigen kaum nachstehen, wenn sie ihnen nicht überlegen sind, ferner die rapid fortschreitende Entwicklung der höheren Lehr- und Bildungsanstalten, deren größte Zierde die Harvard-Universität in Cambridge und die Yale-University in New-Haven sind, in Verbindung mit dem hoch entwickelten Zeitungssystem und anderen der Förderung der Wissenschaft gewidmeten Institutionen, wie Bibliotheken, litterarischen Klubs und Reunions, in denen alle möglichen Tagesfragen politischer, künstlerischer, sozialer und geistlicher Natur zur Erörterung gelangen, berechtigen zu der Annahme, daß das große Staatengebilde der Union nicht nur in materieller, sondern auch in geistiger Beziehung fortwährend in einem mächtigen Aufschwung begriffen ist.

Dabei ist rastloser Eifer, Energie und Unternehmungsgeist, sowie Unerschrockenheit in geschäftlichen Wagnissen allen Bewohnern der Vereinigten Staaten gemeinsam, wenn freilich auch nicht immer in demselben Maße. Gewiß übt die enorme Ausdehnung des Landes und die dadurch bedingte Verschiedenheit des Klimas einen nicht zu verkennenden Einfluß auf die Charakter- und Gemüths-Eigenschaften der Einwohner der verschiedenen Staaten aus. Es läßt sich deshalb auch leicht begreifen, daß den vom Klima ganz besonders begünstigten Bürger Friscos, der fast das ganze Jahr hindurch unter dem Einflusse freundlicher und erheiternder Sonnenstrahlen steht, eine größere Lebensfreudigkeit und Offenheit, aber auch eine leichtere Erregbarkeit und größere Leidenschaftlichkeit auszeichnet, wie den Bewohner des quäkerischen Philadelphia, oder den Bürger des puritanischen Boston, deren Väter im Bereiche des das Gemüth deprimirenden Themsenebels, oder auf den traurigen Torfmooren des schottischen Hochlandes aufgewachsen sind. Auch ist anzunehmen, daß das Chicagoer Kind, dessen Körper meist von einem kühlen, von den weit ausgedehnten, nördlichen Seen herabkommenden Luftstrom umweht wird, eine größere Arbeitsfreudigkeit und Energie entwickelt, als der Ein-

wohner des von einer sumpfigen Ebene begrenzten New-Orleans, den die feuchte, warme Temperatur des Louisianaischen Sommers niederdrückt.

Die kleinen gesellschaftlichen Rücksichtslosigkeiten und Ungeniertheiten, die sich der Amerikaner im Umgange mit Andern manchmal zu Schulden kommen läßt, sowie die sprichwörtlich gewordene Selbstüberhebung und Selbstverherrlichung, in der er sich gefällt, dürfte man ihm wohl verzeihen. Das Bewußtsein, daß er der Bewohner eines großen, reichen und glücklichen Landes ist, und gleichzeitig der Angehörige der freiesten staatlichen Organisation auf der Erde — wenn dies freilich auch weniger auf Thatsache wie auf seiner Annahme beruht —, muß ihn naturgemäß verleiten, von der bekannten „Ellenbogenfreiheit" manchmal etwas ausgiebigeren Gebrauch zu machen, als es für seine Umgebung wünschenswerth ist. Das sind aber meist nur Kleinigkeiten. Mag er auch durch die Nase sprechen, Tabak kauen, seinen Fuß auf den gegenüberstehenden Stuhl oder Tisch legen, sich ungebührlich räuspern und das Produkt seiner Rachen- und Kehlkopfschleimhaut über deine ausgestreckten Beine hinweg auf den Boden senden, ja sogar dich anrempeln oder auf deine Hühneraugen treten, kümmere dich nicht weiter darum, und nimm es ihm nicht übel; denn er meint es nicht böse. Der Kern in ihm ist ein guter!

XXXVI.

San Franzisco (Fortsetzung) und seine Umgebung — das Cliff-Haus, die Robben-Felsen und die Sutro-Höhen. — Das Chinesenviertel. Vegetarische und fleischessende Götter; Opiumraucher ꝛc. — Das Yosemitethal —

„Reisen ist schön, aber die Erinnerungen daran sind schöner."

Kommen wir nun wieder auf die Königin des amerikanischen Westens zurück!

San Franzisco ist eine ausgeprägt internationale Stadt, vielleicht noch mehr wie New-York, das den Ruf hat, in dieser Beziehung an der Spitze aller Großstädte zu stehen.

Daran erinnern schon die vielen nicht englischen, meist spanischen, theilweise aber auch französischen Namen der Orte, welche San Franzisco in der näheren und weiteren Entfernung umgeben; ganz besonders aber auch die verballhornte englische Sprache, deren sich das weniger gebildete Publikum im gewöhnlichen Umgang und Verkehr bedient. Nirgends hörte ich ein so „verhunztes" Englisch sprechen, wie gerade in San Franzisco. Was man häufig zu hören bekommt, ist in der That kein Englisch mehr, sondern ein „mixtum compositum" von Englisch und Deutsch. — Ein Bild babylonischer Sprachverwirrung!

San Franzisco trägt auch mehr den Stempel kontinentalen, d. h. mitteleuropäischen Lebens an sich wie irgend eine andere amerikanische Stadt. Theater, Konzerte, elegante Restaurants und nach kontinentalem Stil eingerichtete Cafés sind zahlreich. Nebenbei ist allerdings das englisch-amerikanische Klubwesen sehr ausgebildet. Zu nennen wäre hier der „Bohemian Club", welcher sich vornehmlich aus Journalisten, Malern, Tonkünstlern und Schauspielern zusammensetzt, ferner der „Concordia-", „Pacific-Union-" und „Olympic-Club", von denen der letztere den Ruf

hat, das größte und bestausgestattete Klubhaus der Welt zu besitzen. Es enthält Lese-, Billard- und Kartenspiel-Räume, eine Turnhalle, einen Hof für Handballspiel und Wettrennen, ferner Wannen- und Dampfbäder, ja sogar ein Schwimmbassin, das mit Wasser aus dem Ozean gespeist wird. Welch' ein enormer Fortschritt und Unterschied unseren eigenen, so sehr zurückstehenden, gesellschaftlichen Versammlungsorten gegenüber!

Da in San Franzisco das Deutschthum wohl mehr vertreten ist, wie in irgend einer anderen größeren amerikanischen Stadt*), St. Louis und Milwaukee ausgenommen, so gedeihen auch die verschiedenen deutschen Klubs dort recht wohl. Deutsche Gesang- und Turnvereine, sowie andere deutsche, den geselligen Freuden gewidmete Lokale finden zahlreichen Zuspruch.

Noch mehrere Nationalitäten besitzen ihre eigenen Klublokale und halten darin ihre vaterländischen Feste ab.

Von den Theatern sind besonders erwähnenswerth das „Grand" oder „Morosco's Opera House" mit 1900 Sitzplätzen, das „California-Theater", in dem seiner Zeit jeden Sonntag Abend eine gute deutsche Truppe spielte, das geräumige Varietäten-Theater „Orpheum" und das „Tivoli Opera House" für leichte Opern.

In mehreren eleganten Etablissements pflegen, um das Publikum besser anzulocken, Musikkapellen Gratiskonzerte aufzuführen, eine Einrichtung, die, wie der Leser sofort erkennen wird, lebhaft an verschiedene Lokale Berlins und Dresdens erinnert. Als ich kurz nach meiner Ankunft in San Franzisco von Australien aus in einem dieser Etablissements — ich glaube, es war im Café Louvre — nach langen Jahren zum erstenmal wieder den elektrisirenden Klängen des „blauen Donau-Walzers" lauschte, fühlte ich mich in der That wie aus dem Grabe auferstanden, denn bei den mehr auf andere Arten von Zerstreuung bedachten Antipoden hatte ich eine derartige populäre Musik von einer, wenn auch nur mittelmäßigen Kapelle gespielt, nie zu hören bekommen. Ich bitte meine sachverständigen Leser nicht über meinen wenig entwickelten musikalischen Geschmack zu lachen oder gar die Nase zu rümpfen. Nach

*) Es mögen jetzt in San Franzisco etwa 70 — 80000 Deutsche wohnen, von denen etwa zwei Fünftel in Deutschland geboren sind. In St. Louis befinden sich etwas über 70000, und in Milwaukee beiläufig 60000 in Deutschland Geborene.

einer langen, den Körper und Geist erschlaffenden Reise durch die heißen Zonen, ist nichts so geeignet, einen wieder in die richtige Stimmung zu versetzen, als einige leichte, fröhliche Weisen. Die Kompositionen des bekannten alten Walzerkönigs wirken unter solchen Verhältnissen zehnmal erheiternder als ein geistliches Oratorium von Händel, eine Symphonie von Bach oder wie Melodien aus Glucks Oper „Iphigenie auf Tauris".

Viele Etablissements San Franziscos sind, im Gegensatz zu den meisten des östlichen Amerikas, die ganze Nacht hindurch, wie auch des Sonntags über geöffnet, und werden von Fremden und Einheimischen fleißig besucht. Denn der Kalifornier ist im Allgemeinen lebensfreudiger wie der Bewohner des amerikanischen Ostens und seine Gastfreundschaft ist ebenso sprichwörtlich geworden wie seine Freigebigkeit. Auch ist die Verpflegung in den Restaurants und Hotels, von denen einige den berühmtesten Hotels Chicagos und New-Yorks fast ebenbürtig zur Seite stehen, durchschnittlich gut und verhältnißmäßig nicht theuer. Ich halte Frisco für die billigste Großstadt in den Vereinigten Staaten. Es fehlt dort nicht an guten Chops*) und Steaks, während Gemüse und Obst geradezu im Ueberfluß vorhanden sind. Denn Kalifornien ist das Fruchtland Amerikas. Weintrinker werden wohl bereits wissen, daß die dort wachsende Rebe einen guten Stoff liefert, und Raucher wird es vielleicht interessiren zu erfahren, daß die kalifornische Goldstadt einer der wenigen amerikanischen Plätze ist, wo man, nach unserem Maßstabe ein Urtheil fällend, für sein Geld eine anständige und preiswürdige Cigarre bekommt. Auch andere zu den gewöhnlichen Bedürfnissen des Lebens zählende Artikel, wie Kleidungsstücke, Wäsche ꝛc. sind durchschnittlich nicht theuer. Kurzum, Kalifornien mit dem schönen Frisco an der Spitze, scheint mir das gelobte Land Amerikas zu sein. Es ist das Land des Sonnenscheins, die Heimath des ewigen Frühlings, das „Land, wo Milch und Honig fließt"; das letztere jedoch nicht so sehr wegen der Freigebigkeit der Natur — denn das Klima ist dazu zu trocken — als in Folge der magischen Wirkung der künstlichen Bewässerung. Wenn ich nicht wüßte, daß meine Liebe zur Heimath mich wieder nach Deutschland zurückzöge, und wenn

*) Hammel- oder Schweinskotelette.

ich nicht meinen gegenwärtigen Wohnort zu lieb gewonnen hätte, so würde ich meinen dauernden Aufenthalt an der goldenen Pforte des Westens nehmen.

Das, was ich schon früher über die direkte und weitere Umgebung Friscos angeführt habe, läßt schon vermuthen, daß dasselbe eine Menge von Sehenswürdigkeiten besitzt, die zu besuchen jeder Fremde sich zur Aufgabe machen sollte. So wird z. B. ein Spaziergang um die Stadtfront herum, den Landungs- und Abfahrtsplatz der verschiedenen Dampferlinien entlang, ihm einen guten Begriff von der Ausdehnung des Schiffsverkehrs und des Handels dieses Platzes geben. Auch wird der Besuch des „Telegraphenhügels", des „Buena Vista" Parkes, der „Presidio-Reserve", des „Laurel Hügels", des „Calvarienberges", des „Masonic Kirchhofes" und des „Lick Observatoriums" auf dem Mount Hamilton einen angenehmen und bleibenden Eindruck in ihm zurücklassen. Der Besuch aller dieser Orte ist wesentlich erleichtert durch ein ausgedehntes Netz von elektrischen und Kabel-(Drahtseil-)bahnen, welches durch Pferde- und Dampfbahnen ergänzt wird.

Den Hauptanziehungspunkt von allen Sehenswürdigkeiten jedoch bildet der im westlichen Stadttheile gelegene und nach dem Meere zu sich hinziehende „Golden Gate-Park". Dieser große Vergnügungsplatz der Friscobevölkerung ist eigentlich nichts anderes als eine kleine, mit niedrigem und verkrüppeltem Buschwerk bedeckte Wüste, welche aber herrliche, in üppigem Grün und in farbenreicher Blumenpracht prangende Oasen aufweist, auf denen kleinere elegante Bauten und Musiktempel, Spielplätze, Teiche, Kaskaden und Statuen das Auge erfreuen und die sonstige Oede wohlthuend unterbrechen. Der Park wird durchschnitten von zahlreichen, gut gehaltenen und labyrinthartig sich hinziehenden Geh- und Fahrwegen, von denen die letzteren den Tummelplatz zahlloser mit feurigen Rossen bespannter Fahrzeuge und mit rasender Schnelligkeit dahinsausender Automobile bilden. — An Sonn- und Feiertagen ein glänzender Corso!

Einer der Fahrwege führt den Strawberry-Hügel hinan, den das malerisch gelegene Observatorium beherrscht. Auf der östlichen Seite des Hügels, den ein See umgürtet, liegt der Ausstellungsplatz des Jahres 1894. Noch weiter östlich befindet sich der Hirsch- und Buffalo-Park und das Aviarium (Vogelhaus). Speziell

noch zu erwähnen ist das nach englischem Vorbilde errichtete „Conservatory" (botanische Anlage), dessen Inneres geschwängert ist mit den berauschenden Düften seltener in- und ausländischer Pflanzen und Blumen, unter denen Orchideen und die anmuthige „Victoria regia", die Schwester der bezaubernden Lotosblume, vertreten sind.

Auch der Japanische Garten, der nicht weit vom Museum liegt, verdient besucht zu werden. Er wurde von Japanern zur Zeit der Ausstellung angelegt und später der Stadt als Geschenk überwiesen, steht aber noch unter Aufsicht seiner Errichter. Der Anblick des Teiches mit seinen Goldfischen, sowie der von Japan überführten Gewächse und Bäume, japanische Thierarten und nach japanischer Sitte eingerichtete Theehäuser mit ihren liebenswürdigen und aufmerksamen dunklen Dienerinnen gewähren dem Besucher eine ziemlich getreue Vorstellung von einem Stückchen japanischer Erde, ohne daß er es nöthig hätte, erst den Großen Ozean zu durchkreuzen.

Indem wir uns nun westlich nach dem Meere zu wenden und dann in nördlicher Richtung über den Boulevard schreiten, gelangen wir zum „Cliff-Haus" und den „Sutro-Höhen", von wo aus unsere Blicke über die blauen Fluthen des in unmeßbarer Ausdehnung zu unseren Füßen liegenden Ozeans schweifen, dessen nimmer endende schneeige Brandung den Meeresstrand umrauscht und dessen äußerste, in der Ferne nicht mehr erkennbare Wasser sich mit dem Horizont zu vermählen scheinen. Am Fuße der Sutro-Höhen befinden sich auch die von den Meereswellen umtanzten „Seal Rocks" (Robben-Felsen), auf denen zahllose Seehunde sich sonnend oder bei munterem Spielen bellend sich herumtummeln. Ganz in der Nähe sind ferner die „Sutro Baths", eine der schönsten und elegantesten Badeanstalten der Welt.

Kein Vergnügungsreisender, welcher nicht etwa schon vorher den Orient gesehen hat, wird es über sich bringen können, San Franzisco zu verlassen, ohne auch dem Chinesenviertel einen Besuch abgestattet zu haben. Eine nähere Bekanntschaft mit „China Town" muß ja um so mehr Interesse für ihn haben, als gerade in den letzten Jahren der schiefäugige Bewohner des hundertfachen Mil-

lionenreiches nicht nur die Aufmerksamkeit der ganzen civilisirten Welt auf sich lenkte, sondern in der ganzen Weltpolitik geradezu einen Umschwung der Verhältnisse verursachte. Die Vertreterinnen des schönen Geschlechts jedoch, welche im Besitze sehr empfindlicher Geruchsnerven sind, thun im Allgemeinen besser, von einem Besuche bei den zopftragenden Asiaten Abstand zu nehmen und zu Haus zu bleiben. Sollten sie sich aber doch stark genug fühlen, den Anforderungen, welche an ihr zartes Riechorgan während ihrer Wanderung durch besagtes Viertel gestellt werden, gerecht zu werden und sich zu dessen näherer Besichtigung entschließen, so dürfte es sich für sie empfehlen, einige Flaschen Eau de Cologne oder Rosenöl mit auf den Weg zu nehmen oder auch sich mit einer Atmosphäre von himmlischem Moschus und Ambra, welche nach persischer Sage Mahomed einhüllte, zu umgeben.

Das Chinesenviertel (China Town) befindet sich im Herzen der Stadt — ein Umstand, der dem schönen Frisco nicht gerade zur Zierde gereicht — und giebt mindestens 10000 Mongolen*) Unterkunft, während einige weitere Tausend über die übrigen Stadttheile vertheilt sind. Es repräsentirt ein Stückchen dichtbewohnter chinesischer Erde, welches von Schanghai, Kanton oder Hongkong über den Stillen Ozean nach der westlichen Küste Nordamerikas gleichsam verpflanzt wurde. Die meisten Straßen der „China Town" sind eng und schmutzig, und der Aufenthalt in denselben ist in Folge der daselbst herrschenden verpesteten Luft ungemüthlich, ja oft geradezu abschreckend. Aber er giebt uns einen richtigen Begriff von dem bunten Treiben und Leben in einer Mongolenstadt. Die starkbelebten Straßen und Durchgänge machen den Eindruck, als wenn ein Jahrmarkt im Gange wäre, während dessen die zopftragenden Orientalen unter Erzeugung eines scharfen, an die Ohren dringenden Geschnatters, das uns an das Geräusch einer Klapperschlange denken läßt, in Schwärmen hin- und herziehen, theilweise mit Körben beladen und auf ihr Geschäft bedacht, theilweise auch anscheinend dem Nichtsthun sich hingebend, aber immer in Bewegung und Aufruhr. Die Männer in ihrer schon früher von mir näher beschriebenen Nationaltracht,

*) Nach anderen Autoren beträgt die Gesammtzahl der in San Franzisco ansässigen Chinesen gegen 30000 Seelen.

erfreuen sich als die verachtetsten Geschöpfe der Erde gewöhnlich keiner besonderen Beachtung von seiten des Fremden, aber die Frauen mit ihren Pumphosen und bemalten Gesichtern, ihrem aufgestriegelten Haar, seltsamen Kopfputz und den verschiedenen Schmucksachen, die sie am Körper tragen, verstehen unter Beihilfe vielsagender Blicke, die sie mit ihren mandelförmigen Schlitzaugen auf den weißen Ankömmling werfen, die Neugierde des letzteren in erhöhtem Grade anzuregen.

Die Holzbaracken in den Straßen, von denen viele den Eindruck machen, als ob sie zusammenbrechen wollten, tragen häufig aus rothen oder goldenen chinesischen Buchstaben bestehende Inschriften — nicht zu enträthselnde Hieroglyphen für den gewöhnlichen Sterblichen — oder sie sind mit bunten Laternen behangen, deren Bedeutung mir unbekannt ist. Die unteren Stockwerke der Gebäude werden meist von Läden eingenommen, welche allen möglichen Krims-Krams enthalten, oder sie dienen dem kleinen Hand- und Industriegewerbe. Da giebt es Waschhäuser, in denen die unsauberen Chinesen die schmutzige Wäsche der Weißen reinigen, worin sie bekanntlich exzelliren; Barbierläden, in welchen, wie man von außen beobachten kann, der fahlgelbe Orientale sorgfältig bemüht ist, das Haupt seines Bruders in kundiger Weise bis auf den Scheitel glatt abzurasiren, oder auch den nach hinten herabhängenden Schopf seines Kunden in einen langen Zopf zu drehen; Gold- und Silberläden, in denen der fleißige Mechanikus des Orients Reparaturen von Schmucksachen ꝛc. vornimmt; Bazare mit allem möglichen Charivari und Nippsachen, wie eingefaßten Haifischzähnen, Amuletts, Ringen, gestickten Tabaksbeuteln, Dosen, Knöpfen, Münzen, Amethysts, Bechern, Elfenbeinkästchen, Netschukeffs, bemaltem Porzellan; Trödlerläden, vollgepfropft mit chinesischen Kleidungsstücken, Strohsandalen, seidenen Pantoffeln und Bambushüten u. s. f. Auch an zahlreichen Verkaufsstellen, die mit Lebensmitteln der verschiedensten Art, wie Kuchen, Obst, Gemüse, Fischen und Fleisch, angefüllt sind, führt uns der Weg vorüber. Das Obst geht theilweise in Fäulniß und die Fische in Verwesung über und verpesten die Luft mit ihren schrecklichen Ausdünstungen. Ganz besonders fallen auch die dortigen Schlächterbuden ins Auge. Im Ganzen gebratene Schweine und große Fleischstücke, die wohl meist edlen Pferdelenden entstammen, hängen an Nägeln und

Haken von den Wänden herab, und eine große Auswahl von angeblichem „Haar- und Feder-Wild" ist vorhanden. Aber das erstere erinnert, wenn es abgezogen ist, dem Aussehen nach mehr an die ihres haarigen Kleides beraubten Kadaver unserer vierbeinigen Hausfreunde, wie an die Bewohner des Waldes und Feldes, und letzteres mehr an das Geschlecht von Falken und Eulen, welche auf den Kirchthürmen von San Franzisco nisten, als an das der hochgeschätzten Wachteln und Rebhühner. In der That; kein munterer Pinscher und kein fröhliches Kätzchen können sich innerhalb und in der direkten Umgebung des Chinesenviertels außer Haus blicken lassen, ohne Gefahr zu laufen, von einem asiatischen Wilddiebe eingefangen zu werden und das Fell über die Ohren gezogen zu bekommen; es sei denn, daß ersterer seine Promenade in Begleitung seines Herrn und letzteres seinen Rundgang auf den Hausdächern machte.

Nach Obigem läßt sich gewiß mit Recht vermuthen, ja es ist sogar eine bekannte Thatsache, daß ein „Mäuse-" oder „Rattenragout" durchaus keine seltene Erscheinung auf der Tafel des Chinesen ist. Die von ihnen bereiteten, nicht ganz fingerdicken, regenwurmartigen Würste bestehen wohl meist aus diesem Material, das sich nicht nur in der niederen Volksklasse, sondern auch bei den hohen Würdenträgern, den Mandarinen, zuweilen einer ganz besonderen Beliebtheit erfreuen soll. Ueberhaupt ist es ein großer Irrthum anzunehmen, daß die Nahrung des „Sohnes des Himmels" fast ausschließlich aus Reis bestände. Ein gutes Dritttheil derselben ist der animalischen Welt entnommen, bei der der Chinese, wie schon gesagt, durchaus nicht wählerisch ist. Denn so ein Mongolenmagen führt sich so ziemlich Alles mit Vergnügen zu Gemüthe, was lebt und liebt, läuft und kriecht, schwimmt, kraucht und fliegt.

Interessant ist es natürlich auch, die Chinesen bei ihren Mahlzeiten zu beobachten. In China Town sind ganz hübsch eingerichtete Restaurants und Theehäuser, welche parterre oder im ersten Stockwerke liegen. Dieselben scheinen aber mehr zum Gebrauche für die Fremden bestimmt zu sein, als für sie selbst; der gemeine Mann wenigstens ißt in diesen nicht, sondern in düsteren Spelunken, welche unter der Erde liegen. Die Mahlzeit besteht vornehmlich aus Reis und Zwiebel-Gemüse, das mit gehacktem

Fleisch, dessen Herkunft wir nur errathen, aber nicht mit Sicherheit bestimmen können, in einer runden Schale aufgetragen wird. Von Messern und Gabeln macht der Chinese keinen Gebrauch, sondern ersetzt dieselben durch zwei kleine Holzstäbchen — nur die Wohlhabenden gebrauchen Bambus- oder Elfenbeinstäbchen — welche ungefähr das Aussehen eines vierzig- bis fünfzigfach vergrößerten Zahnstochers haben. Mit diesen primitiven Instrumentchen weiß er, während er gleichzeitig die gefüllte Schale mit der linken Hand vor den Mund hält, die soliden Bissen in geschickter Weise herauszufischen und in seinen Mund zu praktiziren. Eine Tasse Thee, ohne Milch getrunken, beendet dann gewöhnlich die ziemlich frugale Mahlzeit.

Von den Wohnungen der in Frisco ansässigen Chinesen kann man fast nur Uebles berichten. Jene der Arbeiter, wie der ärmeren Bevölkerung überhaupt, sind nicht viel mehr als dicht bewohnte schmutzige Kellerräume, welche von mehreren Insassen gleichzeitig getheilt werden und von Luft und Licht fast ganz abgeschlossen sind. Die in ihnen befindlichen Lagerstätten, welche aus Brettern und einer dünnen Matratze bestehen, sind häufig gleich denen einer Schiffskabine übereinander geschichtet. Ein halb zerfallener Stuhl oder Tisch vervollständigt das ganze Mobiliar des traurigen mit verdorbener Luft geschwängerten Aufenthaltsortes. In der That erinnern diese Räume, mit ihren beschmutzten rußigen Wänden und schmierigem Fußboden, wenn, wie gewöhnlich, mehrere nebeneinander sich befinden, mehr an die Katakomben von Rom, als an menschliche Wohnstätten. Nur seiner Küche braucht sich der Chinese nicht zu schämen. Er verwendet dazu gewöhnlich den besten, größten und luftigsten Raum, der ihm zu Gebote steht, und hält diesen auch verhältnißmäßig am reinlichsten. Die Küche bedeutet für den Chinesen also ungefähr das, was für den Europäer das Prunk- oder Staatszimmer, der Salon oder Drawingroom ist.

In den niedrigen chinesischen Vierteln hat man auch stets Gelegenheit, die Opiumraucher beobachten zu können, wie sie sich, auf Pritschen liegend, ihrer entnervenden Leidenschaft hingeben und durch Einathmen des narkotischen Geistes auf kurze Zeit glücklich zu machen suchen. Der Vorgang beim Opiumrauchen ist etwa folgender: Aus einem bereit stehenden Teige wird sorgfältig eine große Pille gedreht. Diese Pille wird dann in ein mit

Opiumsaft gefülltes Fläschchen getaucht, und so mit dem Gifte imprägnirt. — Hierauf wird sie einer Pfeife einverleibt und vermittelst einer Flamme angezündet. Der Raucher macht einige tiefe Züge und die Pille ist „verpufft". Das Rauchen derselben nimmt also weniger Zeit in Anspruch als ihre Bereitung, was sein Analogon in den von Aerzten verordneten Pillen findet, deren Herstellung durch den Apotheker gleichfalls längere Zeit beansprucht, als das Verschlucken derselben seitens des Patienten. Es bedarf ungefähr 5 bis 6 Pillen, um den gewünschten Effekt zu erzielen.

Ein ganz hervorragendes Talent bekunden die Chinesen in der Aufführung von Theaterstücken. Da Frauen sich an solchen Vorstellungen, welche an Ausdehnung zuweilen eine Wagner'sche Trilogie übertreffen, nicht betheiligen, so werden deren Rollen von Männern übernommen, welche es geradezu meisterhaft verstehen, die Stimme und das Mienenspiel des schwächeren Geschlechts bis zur vollständigen Täuschung des Zuschauers nachzuahmen. Die Bühne hat keine Szenerievorrichtung, und das Orchester nimmt seinen Sitz auf ihrer Rückseite ein. Und das mit Recht! Denn eine chinesische Musikkapelle produzirt das denkbar Ungeheuerlichste und Markerschütterndste, was man hören kann. Als der weise Confucius die Worte schrieb: „Musik ist das sicherste, zweckmäßigste und wirksamste Mittel, die Sitten zu verbessern und den Staat blühend zu machen", konnte er unmöglich die Musik seiner Landsleute im Sinne gehabt haben, oder sie müßte sich seit seinem Ableben, anstatt sich zu vervollkommnen, tausendmal verschlechtert haben. Ich weiß nicht, inwieweit das in China selbst der Fall ist; aber die in Frisco ansässigen chinesischen Musikanten sind bei ihren Aufführungen fortwährend bemüht, vermittelst ihrer Fiedeln, Pfeifen und anderer kreischender und quiekender Blas- und Säge-instrumente bei gleichzeitigem heftigen Schlagen von Trommeln und Tamtams oder Gongs solche schreckliche Disharmonien und Mißtöne zu erzeugen, daß einem Hören und Sehen vergeht und man froh ist, wieder ins Freie und so aus dem Bereiche dieser betäubenden Geräusche zu kommen. Eine Anzahl von 30 bis 40 schottischen Dudelsackpfeifern wäre nicht im Stande, auch nur annähernd einen solchen diabolischen Skandal hervorzubringen, im Vergleich zu welchem die Mißtöne der gewöhnlichsten Bauernkapelle geradezu als „süße, himmlische Engelsmusik" bezeichnet werden müßten.

Betreten wir nun einen buddhistischen Tempel, das sogenannte „Joß-House" der Chinesen!

Der innere Eingang in denselben ist vermittelst eines schweren Portales verschlossen. Die Wände sind mit schweren Draperien behangen und luxuriöse Ausstattungen mit Gold- und anderen Verzierungen begegnen überall unseren Augen. Das „Sanktissimum" aber ist das Podium, auf dem die verschiedenen Götter ihren Sitz aufgeschlagen haben. Sie stellen bald den Feuer-, bald den Kriegs- oder Wassergott vor, und sind meist ganz scheußliche Gestalten, die den schrecklichsten Phantasieerzeugnissen moderner und nicht moderner Maler und Bildhauer an Häßlichkeit und Abgeschmacktheit nicht nachstehen. Mit martialischen Schnurrbärten, Pfauenfedern, prächtigen Gewändern und anderen Verzierungen geschmückt, schauen diese aufgeblähten und hochmüthigen Protzen mit ihren schiefen Augen grinsend und grimmig auf den frechen Eindringling, den „Barbaren" von ihrem Throne herab, und die vor ihnen aufgestellten Opfer scheinen ihre Wuth nicht besänftigen zu können. Solche Opfer bestehen aus brennenden Kerzen, Thee, Wein, Früchten oder Fleisch, je nach dem individuellen Geschmacke des Gottes, d. h. je nachdem er Fleischesser, Vegetarier oder nur Abstinenzler ist. Gabel und Messer werden ihnen nicht servirt; denn der „Sohn des Reiches der Mitte" bedient sich ja selbst, wie wir bereits gesehen haben, dieser nützlichen Werkzeuge nicht. Es liegt deshalb auch die Vermuthung nahe, daß diese Herren Götter sich die ihnen vorgesetzten Speisen nach Art unseres Urahnen und nächsten Verwandten — siehe Darwin und Häckel! — zu Gemüthe führen. Vielleicht aber auch, daß die verschmitzten Priester des heidnischen Mongolenthums Schwarzkünstler sind, und als solche dasselbe Verfahren einschlagen wie die Hohenpriester der alten Kanaaniter, welche nach alttestamentischer Ueberlieferung während der Nacht die am Tage ihren Baals dargebrachten Opfer von Speise und Trank wieder wegstibitzten und ihrem eigenen Körper einverleibten.

Allerorten im Chinesenviertel, ja selbst in direkter Nähe der Tempel der Götter, findet man auch „Tempel der Liebe". Sie sind zu Hunderten vorhanden, und deren Inneres bietet jedenfalls das widerlichste und ekelerregendste Bild, nicht nur von China Town, sondern von der ganzen Großstadt. „Aber wie ist es möglich, daß eine so große Anzahl von gewöhnlichen Häusern in

der verhältnißmäßig kleinen Chinesenstadt existiren kann?“ wird mancher Leser fragen. Nun, theilweise liegt die Erklärung dafür darin, daß ein eigentliches geordnetes Familienleben bei den dortigen Chinesen nur selten vorhanden ist. Kaum einige hundert Männer sind wirklich verheirathet und die, welche es sind, leben in Polygamie. Sind die Männer ihrer Frauen überdrüssig, so verkaufen sie dieselben an andere. Ja, es ist dort vorgekommen, daß die Eltern ihre eigenen Töchter verkauften, und das Alles um des schnöden Mammons willen. Denn es giebt keinen habgierigeren Menschen auf Gottes Erdboden, wie den „himmlischen“ Bewohner desselben. Für Geld ist ihm Alles feil. Für Geld werden von ihm nicht nur die Bande der Ehe, sondern auch die Bande des Blutes zerrissen. Lug und Trug, Meineid und Mord, was gilt alles das dem Chinesen im Vergleich zu etwas klingender Münze? Es sind Prostituirte und Sklavinnen, welche den Hauptbestandtheil der weiblichen Bevölkerung der amerikanischen Chinesenstadt ausmachen. Das wäre Alles noch zu begreifen, wenn es sich nur um gelbes Menschenmaterial handeln würde. Aber daß sich selbst zarte Mitglieder der weißen Rassen diesen raffinirten Mädchenjägern in die Arme werfen, das ist unbegreiflich! Welche Geschmacksverirrung, die das vorübergehende Interesse, welches seiner Zeit (1870) einzelne deutsche Vertreterinnen des schwachen Geschlechtes gefangenen Turkos und Zuaven gegenüber bekundeten, weit in den Schatten stellt! Seltsam! Wie stark müssen doch die Ueberredungskunst und die verborgenen Reize des bezopften, runzlichen Asiaten sein, wenn es ihm gelingt, mit Leichtigkeit seine weißen Konkurrenten auszustechen, die doch, selbst wenn sie häßlich sind, im Vergleich zu ihm immer noch reine Apollos und Adonis sind! Wie das auf dem Baume sitzende harmlose Vöglein, dessen Auge der bezaubernde Blick der von der Erde zu ihm emporschauenden Schlange traf, gebannt und gelähmt vor ihr zu Boden fällt und so ein leichtes Opfer seiner Verfolgerin wird, so ist auch das weiße Mädchen, wenn einmal der orientalische Gaukler seine lüsternen Schielaugen darauf geworfen und dessen Mund mit seinen eigenen bartlosen, verwelkten Lippen berührt hat, für immer verloren und wird, wie hypnotisirt, ein willenloses Werkzeug seines Verführers und dessen Begierden. Er mag seine der kaukasischen Rasse angehörige Frau schelten, mißhandeln, ja vor die Thüre setzen, sie kehrt immer wieder zu ihm zurück. Ganz

ähnlich verhält es sich auch in dem Chinesenviertel zu Melbourne, wo die einmal eingekehrten weißen Frauen für immer internirt bleiben. Hier stehen wir vor einem psychologischen Räthsel, das noch Niemand gelöst hat.

Nun weg von diesen bedauernswerthen Geschöpfen und Priesterinnen der Venus, und fort aus der Chinesenstadt, wo wir uns schon zu lange aufgehalten haben! Weg von diesem Aggregat von Schmutzhaufen, Hühnerstiegen, Kellerlöchern, Opiumspelunken, Spielhöllen, Götzentempeln und „Tenderloins"! Fort aus diesem Brennpunkt der Sittenlosigkeit und Verworfenheit! Fort aus diesem Krankheitsherd und weg von dieser Pesthöhle*), die selbst der hartgesottene und empfindungslose Chinese flieht, ... wenn er tot ist!**)

Ich möchte das Kapitel über San Franzisco nicht schließen, ohne noch einiger herrlicher Touren in seine weitere Umgebung Erwähnung zu thun. Die eine davon führt auf den Mount Tamalpais, welcher einen reizenden Ueberblick über den Hafen und über das Meeresufer, über größere und kleinere Städte, über Berge und Thäler gewährt; die andere in das berühmte Yosemitethal, dessen Besuch für den in Kalifornien Reisenden sich nicht weniger wichtig und interessant erweisen dürfte, wie für den Touristen in der Schweiz der Besuch des Thales von Lauterbrunnen mit dem Staubbach und Trümmelbachfall, oder die Durchwanderung des Haslithales bei Meiringen mit den benachbarten Reichenbachfällen.

Die Bahn bringt den Reisenden durch das fruchtbare Joaquinthal, den Getreidespeicher Kaliforniens, bis Raymond, wo ein Postwagen ihn aufnimmt und über die mit Eichen bestandenen und von eisigkalten Bächen durchrieselten Fußhügel der Sierra Nevada

*) Während meines Aufenthaltes in San Franzisco wurden mehrere Fälle von Pest in China Town konstatirt.

**) Ich weiß nicht, ob die Sitte heute noch existirt; aber vor noch nicht ganz zwei Dezennien war es bei den in Frisco wohnenden Chinesen Gebrauch, die Toten, nachdem sie bereits größtentheils in Verwesung übergegangen waren, wieder aus ihren temporären Gräbern hervorzuholen, deren Gebeine in Kisten zu verpacken und, sorgfältig mit den entsprechenden Aufschriften versehen, nach China zurückzusenden, um sie dann in heimathlicher Erde bestatten zu lassen.

in das Thal hinabführt. Die Kutsche macht den ersten Halt für die Nacht in Wawona, einem hübschen, von mächtigen Koniferen umgebenen Platze, in dessen Nähe sich das Mariposagehölz mit seinen „big trees", jenen Baumkolossen und Wundern der vegetabilischen Welt, befindet. Nachdem man Wawona hinter sich hat, verschönert sich die Szenerie mehr und mehr, bis „Inspiration Point", der höchste Punkt des Weges, erreicht ist, wo sich eine Welt von Großartigkeit vor uns ausbreitet. Es erfaßt uns eine tiefe innere Bewegung und nach den ersten Momenten des Staunens, der Entzückung und Begeisterung sinken wir zurück in ehrfurchtvolles Schweigen . . . Langsam rollt die Kutsche hinab in das Thal, bei jeder Wendung des Weges neuen Stoff zur Bewunderung bietend, bis sein Kessel, der nahezu 3000 Fuß tiefer liegt als sein Gipfel, erreicht ist. El Capitan, ein ungeheurer Granitfelsen, das „Symbol ewiger Kraft und Größe", bewacht den Eingang des Thales, während der „Katheder-felsen" den gegenüberstehenden Portalpfeiler bildet. Ueber letzteren fällt der „Bridal Veil" (Brautschleier) herab, ein lieblicher, graziöser Wasserfall, dessen zitternder Schauerregen in allen möglichen Regenbogenfarben sich wiederspiegelt. Auf genannte Felsen folgen andere, noch majestätischer als diese, wie die „drei Brüder", der „Dom", der „Adlerpunkt" u. s. w. und zwischen diesen stürzen noch mehr Wasserfälle von enormer Höhe herab. Hier in diesen Becken, wo die kristallnen kühlen Bergwasser momentan zur Ruhe kommen, mag wohl die Heimath der fröhlichen Najaden sein, welche sich, abgesondert von der profanen, geräuschvollen Welt, in ihren nassen Palästen im Spiele ergehen und so ein munteres, aber zurückgezogenes Dasein führen.

Das Yosemitethal ist ungefähr 15 englische Meilen lang und 5 Meilen breit. Es ist, wie ein enthusiastischer Reisender sich darüber ausließ, ein bezauberndes Stückchen Land, eine wunderbare Vereinigung von Felsen und Schluchten, von Hügeln und Thälern, von Flüßchen, Kataraften, Wasserfällen und Kaskaden, von Blumen und Farren, von Winter und Sommer, von Licht und Schatten.

XXXVII.

Abreise von San Franzisco — Die Sierra Nevada und die sogenannte „Great American Desert."

„Die Welt gehört dem, der sie zu beherrschen weiß."

Nach Chicago, welches den Knotenpunkt der wichtigen transkontinentalen nach New-York führenden Bahnlinien bildet, kann man von San Franzisco auf drei Hauptwegen gelangen. Der eine davon, welcher zugleich der älteste und direkteste ist, führt über Ogden und Omaha, der zweite über Ogden, Salt Lake City, Glenwood Springs und Pueblo resp. Denver, der dritte, am meisten nach Süden gelegene, über Mojave und Santa Fé. Während nun jene Touristen, denen darum zu thun ist, so rasch wie möglich am Orte ihrer Bestimmung anzukommen, die erstgenannte Route vorziehen, empfiehlt es sich für den Naturfreund, dem es auf einige Tage Zeitverlust nicht ankommt, wenn er dafür hervorragende Eindrücke eintauscht, die Route über Salt Lake City und Glenwood Springs zu wählen, welche, da sie eine große Anzahl landschaftlich hervorragender Punkte berührt, auch die „scenische Tour" genannt wird.

Man benützt in San Franzisco die Fähre nach der inmitten immergrüner Eichen liegenden „Gartenstadt Oakland", welches ein eleganter und bevorzugter Wohnplatz wohlhabender Leute ist, und besteigt daselbst einen bereitstehenden Zug der Southern Pacific Bahn*), den nach kurzer Fahrt das größte Fährboot der Welt über die Straße von Carquinez, den Verbindungsarm zwischen der Pablo- und Suisun-Bai, setzt. Bald ist das anziehende Sacramento, die Kapitale Kaliforniens und kommerzielle Metropole des Sacramentothales erreicht, und der Aufstieg auf den westlichen Abhang der Sierra Nevada beginnt. Die Sierra ist eine reizende,

*) Wird auch „Zentrale Pacific-Bahn" genannt.

dicht bewaldete Gebirgskette, welche sich im Staate Kalifornien eine Strecke von über 600 Meilen lang in nordwestlicher Richtung hinzieht und im Norden mit dem Gebirgsstock des berühmten Mount Schasta endet. Während ihre westlichen Fußhügel vielfach mit mächtigen Eichen geschmückt sind, sind ihre Höhen fast ausschließlich mit Kiefernadelwaldungen, die im Winter das weiße Kleid des Schnees tragen, bedeckt. Eine fast fortlaufende Kette von Schneezäunen und Schuppen, welche aus Holz gezimmerte Tunnel darstellen und zur Freihaltung des Bahngeleises nach dem Gipfel der Sierra zu errichtet sind, benehmen die Aussicht über die umliegende Landschaft fast ganz, und der Tourist muß sich bescheiden, von Zeit zu Zeit einen Blick durch die vorhandenen Oeffnungen hindurch auf die Umgebung werfen zu können. Der Zug schleppt sich in vielfachen Krümmungen und Wendungen die Höhe hinan, kreuzt „Rices Schlucht" auf einem langen Gerüste, und nähert sich bald darauf „Kap Horn"*), einem der berühmtesten Pässe der Welt. Nur wenige Sekunden ist es uns vergönnt, hier von der Kante eines grauenerregenden Abhanges hinab zu schauen in die fast unergründliche Tiefe, wo zwischen grünen Böschungen, Nadelholzwäldern und Haufen von Granitblöcken, ca. 2500 Fuß unter uns, die Wasser eines zu einem hellen Streifen zusammengeschmolzenen Flusses, dessen Schäumen und Toben wir nur vermuthen, aber nicht sehen oder hören können, in ihrem felsigen Bette dahinstürzen, bis sie sich in der weiten Ferne auf einer Ebene in friedlichem Verlaufe verlieren.

„Das Wasser fließt ins Meer und nicht zurück;
Zurück kehrt auch kein Augenblick."

Einige Stationen weiter und „Summit", der höchste Eisenbahnpunkt in der Sierra Nevada, ist erreicht. Die Szenerie ist hier großartig. Fischreiche Seen liegen am Fuße der Berge, welche sich bis zu einer Höhe von 10000 Fuß emporthürmen, und Wasserfälle glitzern in der Ferne im Sonnenschein. Abwärts geht's; bald gewinnen wir den Truckee Cannon mit der Stadt gleichen Namens, eine Anzahl kleinerer Stationen wird passirt und Reno, der Vereinigungspunkt der Nevada- und Kalifornien-Eisenbahn,

*) Nicht zu verwechseln mit Kap Horn an der Südspitze Amerikas.

kommt in Sicht. In der Nähe liegt Virginia City, wichtig durch ihre weltberühmten Silber- und Goldminen, wo die Bonanzaprinzen ihr ungeheures Vermögen machten. Bald treten wir in das Becken der Nevadaflüsse, die sogenannte „Lake region" ein, welche diesen Namen den zahlreichen kleineren und größeren Seen, die sich hier vorfinden, verdankt. Der Humboldtsee ist der bedeutendste unter ihnen, während der Name „mudlake", d. h. Schlammsee, den einer von ihnen führt, die charakteristischen Eigenschaften dieser Gewässer kennzeichnet, da sie alle trübe sind und große Mengen von Alkalien und Chlornatrium in Lösung enthalten. Im Uebrigen stellt diese Gegend, welche auch den Namen „Nevada-Wüste" führt, weil sie sich durch fast gänzliche Abwesenheit von Vegetation und durch Auflagerung schwarzer Lava auf graufarbenen Sandflächen auszeichnet, einen der uninteressantesten und traurigsten Abschnitte der ganzen transkontinentalen Reise dar. Doch begegnet man hie und da kleinen, mit grünem Rasen und üppigem Baumwuchs bedeckten Oasen, welche dem Auge und dem Geist, die von dem beständigen Anblick öder Flächen ermüdet sind, eine angenehme Erholung und Erquickung gewähren.

Von Winnemucca an durchläuft die Bahn fruchtbarere Gegenden, wie „das Paradiesthal", „die Pallisaden", „das Humboldtthal" ꝛc., bis Toano erreicht ist, woselbst eine neue öde Fläche, die sogenannte „Great American Desert", auftritt. Die letztere, welche in Anbetracht ihrer Kleinheit diesen Namen ganz mit Unrecht weiterführt, ist theilweise mit alkalischem Sande bedeckt und soll einst als Meeresbett gedient haben. Ueberhaupt nimmt man an, daß die ganze weite, fast ebene Fläche, welche sich zwischen der Sierra Nevada und den Wasatschbergen befindet, früher von einem großen Inland-See bedeckt war. Denn es treten hier ganz auffallende geologische Verhältnisse auf, welche die Charakteristik eines prähistorischen Sees an sich tragen. Ein Streifen, welcher sich den westlichen Abhang der Wasatschberge entlang zieht, kennzeichnet die frühere Wasserlinie dieses großen Binnensees, welcher jetzt zu dem verhältnißmäßig kleinen „Saltlake" zusammengeschrumpft ist. Die allmählich zu Tage getretenen Flächen sind theils von kalkhaltigen Massen, theilweise auch von quarzhaltigem Sandsteine bedeckt, während die Ufer des Saltlake von salzhaltigen Ablagerungen eingefaßt werden. Das ganze Areal könnte als eine

große Alkaliwüste bezeichnet werden, welche durch den weißen Farbenton, welcher in ihr stellenweise vorherrscht, eine ganz auffällige Erscheinung darbietet.

Bei Kelton verlassen wir nun diese unfruchtbare Region, umfahren bald darauf das nördliche Ufer des eben genannten merkwürdigen Sees und erreichen Ogden, nachdem wir kurz vorher Promontorium passirt haben. Dieser Punkt ist historisch insofern interessant, als hier im Jahre 1869 durch die Fertigstellung und das Zusammentreffen der Union Pacific-Bahn mit der Central Pacific-Linie die erste große transkontinentale Eisenbahn Amerikas eine vollzogene Thatsache geworden ist.

In Ogden verlassen wir die Southern (zentrale) Pacific-Bahn, um in einen Wagen der „Denver- und Rio Grand-Linie" zu steigen, welcher uns nach „Salt Lake City" führt. Dies ist die Metropole Utahs und die Kapitale der Mormonen, eine in geologischer, historischer, sozialer und politischer Beziehung höchst interessante Stadt.

XXXVIII.

Salt Lake City — die Mormonen — Neue und sonderbare Heilige — Der Weg zum Himmel und der Pfad zur Hölle — Der Salzsee — Ein zweifelhaftes Vergnügen.

„Während meines Lebens habe ich manche Stadt, sowohl des Ostens wie des Westens beschrieben; aber die „Stadt der Heiligen" macht mich verwirrt. Es ist die junge Rivalin von Mekka, das Zion der Mormonen, das neue Jerusalem. Es ist auch die Stadt der Honigbienen und die Stadt der Sonnenblumen; der Ansiedelungsplatz von Hirtenstämmen und die Residenz eines Schäferkönigs; der Landsitz einer modernen patriarchalischen Demokratie und der Platz des Tabernakels einer alten, von Propheten beherrschten Theokratie. Phil. Robinson."

Die Stadt „Salt Lake City" verdankt ihren Ursprung dem Unternehmungsgeist der im Jahre 1847 hier eingewanderten Mormonen, welche, von religiösem Enthusiasmus erfüllt, unter der Leitung ihres Apostels und Propheten Brigham Young von Nauvoo in Illinois aufgebrochen waren, um gleichsam als modernes Israel ein neues gelobtes Land aufzusuchen. Dieses fanden sie denn auch nach einer Pilgerfahrt von 2000 Meilen durch die pfadlose Wildniß des amerikanischen Westens und bezeichneten es als das „Neue Zion", d. h. die künftige Heimath der „Heiligen des jüngsten Tages". Diese sonderbaren neuen Heiligen gewannen, dank dem ihnen innewohnenden zelotischen Bekehrungseifer, aus amerikanischen und europäischen Staaten — insbesondere auch aus Württemberg — rasch viele Zuzügler und Anhänger, welche von der günstigen Lage der Hauptstadt, die lange Zeit den Mittelpunkt der von Osten kommenden Karawanen bildete, angelockt wurden, und an der von jener Sekte eingeführten, die Vielweiberei begünstigenden Staatsordnung Geschmack fanden.

Die Mormonen repräsentirten, zu ihrer Ehre muß man ihnen

das nachsagen, ein äußerst rühriges Volk; denn sie zeigten sich ebenso arbeitsam, wie sie ehe- und vermehrungsbeflissen waren. Ihr Emblem bildete ein Bienenstock, und Jedermann, Frauen und Kinder eingeschlossen, mußte dazu beitragen, dieses kommunale Staatsgebäude zu erhalten und zu erweitern. Bettler, Landstreicher und Faulenzer wurden nicht geduldet. Und so kam es denn auch, daß der von ihnen begründete und von der Nordamerikanischen Union anerkannte Staat „Utah" sich bald eines bedeutenden industriellen und materiellen Aufschwungs und Wohlstands erfreute. Als sich jedoch im Jahre 1877 der greise Präsident der Sekte, Brigham Young, der großen Mehrzahl angeschlossen hatte, nachdem er — ein wahrer Salomo! — 19 Frauen geehelicht, 56 Kinder gezeugt und seine Privatschatulle mit einigen Millionen Dollars gefüllt hatte, schien es mit dem Mormonenthum wieder rückwärts zu gehen, besonders auch deshalb, weil die Regierung der Vereinigten Staaten allmählich anfing, die von jener Sekte unterhaltenen polygamistischen Tendenzen nicht nur zu mißbilligen, sondern auch direkt gegen ihre Würdenträger, welche sich gewisser Verbrechen schuldig gemacht hatten, strafrechtlich vorzugehen. Einer ihrer Bischöfe Namens Lee büßte seine Betheiligung an einer Mordthat mit dem Tode am Galgen, und die nächste Sühne wäre wohl der greise Präsident selbst gewesen, wenn nicht ein rechtzeitiger Tod ihn vor dieser Schmach bewahrt hätte.

Man schätzt heute noch die Gesammtzahl der Mormonen auf etwa 300000 Mitglieder, wovon ca. die Hälfte im Staate Utah leben mögen. Der Begründer der Sekte war Joe Smith, der angeblich von Johannes dem Täufer seine Weihe erhalten hatte und das Kollegium der zwölf Apostel, der Hohenpriester, der Bischöfe und Diakonen ꝛc. einsetzte. Sein Nachfolger, Brigham Young, umgab sich auch noch mit einem Stabe von Geheimpolizisten, den sogenannten Daniten oder „Engeln der Zerstörung", welche ihrem Namen alle Ehre gemacht zu haben scheinen, da man dieselben nicht nur der Ermordung Einzelner, sondern der Niedermetzelung ganzer Karawanen beschuldigte. Die Vielweiberei, welche schon unter Joe Smith in einzelnen Fällen in Erscheinung trat, erhielt ihre eigentliche staatliche Berechtigung und Einführung durch Brigham Young. Sie war nach seiner Theorie die conditio sine qua non der Erlösung und des Heiles des Menschen. Die erste

und höchste Pflicht für jeden Bürger im Staate Utah war, sich zu verehelichen und Kinder zu zeugen. „Seid fruchtbar und mehret euch", war die Devise des vielbeweibten Führers des patriarchalischen Mormonenthums. Die Frau hatte nach seiner Meinung und Lehre um so größeres Anrecht auf das Himmelreich, je mehr Kinder sie ihrem Manne schenkte. Aber nur „angesiegelte Frauen" hatten Aussicht, die ewige Seligkeit zu erlangen. Uebrig gebliebene Jungfrauen dagegen und alte Junggesellen wanderten den Pfad zur Hölle. Man heirathete deshalb auch dort ebenso leicht und ohne Bedenken, wie man sich bei uns etwa einen neuen Gehrock oder Frack zulegt. Selbst die Erhabenheit des Todes war diesen heirathslustigen Leuten nicht heilig; denn Manchem, der das Unglück hatte, ehelos zu sterben, wurde selbst im Grabe noch, ehe er sich's versah, eine gleichaltrige Jungfrau als Seelenbraut angetraut! Eine ähnliche Sitte herrscht auch bei den Chinesen. Während jedoch die letzteren gewöhnlich nur die Geister frühzeitig verstorbener Knaben mit jenen gleichaltriger Mädchen verbinden, ja mitunter sogar kaum geborene Mädchen mit noch ungeborenen Knaben verloben, so that man bei den Mormonen die Ehre der „unbewußten" und zwangsweisen seelischen „Verknüpfung" nur jenen Jungfrauen an, die das „kanonische Alter" bereits erreicht hatten, oder doch wenigstens nahe daran waren.

Fürwahr! Es giebt keine Narretei, und sei sie auch noch so groß; keine Sünde und kein Verbrechen, dessen sich ein in religiösem Wahnsinn befangenes und von Fanatismus beherrschtes Volk nicht fähig erweisen könnte!

Salt Lake City, mit einer Bevölkerung von ca. 70000 Seelen, wovon die Hälfte auf Nichtmormonen (Gentils) kommen mögen, hat eine malerische Lage am Fuße der königlichen Wasatschberge, dem westlichen Bollwerk der großen von Nordwesten nach Südosten verlaufenden Gebirgskette, welche unter dem Namen „Rocky Mountains", oder „Rockies" bekannt ist, und auf die der Amerikaner mindestens ebenso stolz ist, wie der Neusüdwales' Mann auf seine Blauen Berge, der Schweizer und Oesterreicher auf seine Alpen, der Bayer auf sein Hochgebirge und der Sachse auf seine Sächsische Schweiz und das angrenzende Erzgebirge.

Wohl keine amerikanische Stadt ist mit einer solchen Sorgfalt angelegt und mit einer solchen Raumverschwendung aufgebaut worden, wie Salt Lake City, und kaum eine Stadt der Union weist eine so exakt regelmäßige Anlage der Straßen auf, wie die Kapitale der „Türken" des Westens.

Die Straßen sind bis zu 132 Fuß breit und auf jeder Seite mit langen, oft mehreren Reihen von schattengebenden Bäumen bepflanzt. Die Häuser sind vielfach von grünen Rasen- und Blumenbeeten, sowie von Fruchtbäumen umgeben. Der Besucher ist erstaunt über die Reinlichkeit, Ruhe, den allgemeinen Wohlstand und die Zufriedenheit, die an dem Orte herrschen. Klares Wasser rinnt in Gräben auf beiden Seiten der Straßen, in denen zahlreiche, schöne und einladende Verkaufsstellen stehen. Eines der bedeutendsten Geschäftsunternehmungen ist das „Cooperative Establishment", gewöhnlich nur „Co-op" genannt, dessen Filialen die mystischen Zeichen Z. C. M. I., d. h. „Zions Cooperative Mercantile Institution" tragen. Von Mormonen geführte Verkaufsläden sind häufig mit der Ueberschrift „Holiness to the Lord" versehen; das heißt „Ehre sei dem Herrn". Daß die fleißigen Mitglieder der Sekte sich auf die Unterstützung ihrer Gesinnungsgenossen verlassen können, und deshalb auch meist gut vorankommen, liegt auf der Hand.

Die heutigen Mormonen zeichnen sich durch sanftes äußerliches Auftreten und gefällige und höfliche Sitten aus. Sie sind immer noch in dem Wahne befangen, „Heilige" zu sein und nennen sich auch so. Auch senden sie noch Priester oder Missionäre in die weite Welt, um andere für ihr „Credo"*) zu gewinnen. Doch hat das im Jahre 1875 von der Unionsregierung erlassene Gesetz, wonach Polygamie mit Zuchthausstrafe belegt wurde, eine theilweise Scheidung in dem Lager der Sekte hervorgerufen, welches sich nun in solche theilt, die sich dem Verbote unbedingt unterwerfen und in jene, welche demselben Widerstand entgegenzusetzen trachten. Der durch eben jenes Gesetz auf die Sekte ausgeübte Druck dürfte ein allmählich sich vorbereitendes Ueberwiegen der Gentils, d. h. derjenigen, welche sich den Bestimmungen desselben fügen, zur Folge haben. Doch werden gewiß auch heute noch

*) Glaubensbekenntniß.

polygamistische Ehen heimlich geschlossen*). Die haremartige Einrichtung der Häuser aber, mit ihren verschiedenen getrennten Aus- und Eingangs- und Hinterpförtchen ꝛc., welche der Bequemlichkeit des Verkehrs des Hausvaters mit seinen Weibern dienten, scheinen allmählich zu verschwinden.

Die schönsten Wohnsitze nehmen den unteren Abhang der Wasatschberge ein, der, wie schon früher erwähnt, das Ufer eines großen Sees bildete, welcher bis an die Sierra Nevada gereicht hat, aber durch das seit Jahrhunderten stattfindende, allmähliche Zurückweichen des Wassers bis auf seinen gegenwärtigen Umfang reduzirt worden ist. Den größten Anziehungspunkt jedoch für den Fremden bildet der Tempelplatz (Temple Square). Hier befindet sich der berühmte, prächtige Tempel der Mormonen, ein imposantes Gebäude mit massiven Granitmauern, das mit seinem mächtigen hohen Schiffe und seinen sechs stolzen Thürmen die „Heiligenstadt" und ihre Umgebung weithin beherrscht. Kein profaner Fuß eines Heiden oder Uneingeweihten durfte je die heiligen Hallen dieses Tempels betreten, ein Umstand, der nicht wenig dazu beiträgt, auch den größten Ketzer mit nicht geringer Ehrfurcht für den steinernen Riesen, diesen sogenannten „Holy of Holies"**) zu erfüllen. Die Sitte der Mormonen, Nichtgläubigen den Eintritt in ihr eigentliches Gotteshaus zu verwehren, steht sonach gerade im Gegensatze zu unserer heimischen Gewohnheit, wo die Geistlichkeit sich über das gelegentliche Erscheinen eines Andersgläubigen oder Gottlosen in der Kirche mehr zu freuen pflegt, wie über den regelmäßigen Besuch eines Strenggläubigen und Frommen.

Auf dem Tempelplatze steht auch die „Assembly Hall", das Rathhaus der Mormonen, ein elegantes Gebäude; ferner das wegen seiner wunderbaren Akustik bezeichnete „Tabernakel". Das Aeußere dieses seltsamen Gebäudes gleicht einem großen, umgestürzten Boote, das von Mauern getragen wird. Mann könnte auch sagen, daß es einer ungeheuren länglichen umgewendeten Schüssel ähnelt, deren ovalförmiger Boden mit seiner konvexen Seite nach oben gerichtet ist.

---

*) Noch vor einigen Jahren war ein mehrfach verheiratheter Mormone Mitglied des Kongresses.

**) Der Heilige der Heiligen.

Der innere Raum des Tabernakels, der eine Länge von 250 Fuß und eine Breite von 150 Fuß aufweist, enthält Sitzplätze für 10- bis 12000 Personen, einen Chor für 500 Stimmen und angeblich die größte Orgel der Welt. Die Akustik im Saale ist von einer solchen Vollendung, daß man nicht nur jedes auf der Kanzel gesprochene Wort, sondern auch das leiseste Flüstern an allen Enden desselben deutlich vernehmen kann. Ja noch mehr; ich konnte sogar das Geräusch hören, das durch das Auffallen einer kleinen Stecknadel auf den Boden verursacht wurde, welche mein Führer, der auf der anderen Seite des Raumes stand, absichtlich fallen gelassen hatte.

Der ganze Tempelplatz mit seinen daraufstehenden Gebäuden macht auf den Beschauer den Eindruck des Ungewöhnlichen. Nur ein energischer und reger, von der lebhaftesten Phantasie beseelter Geist eines fanatischen und für sein Glaubensbekenntniß enthusiasmirten Volkes konnte etwas Derartiges schaffen.

Nicht ferne vom Tempelplatz steht das „Löwenhaus", der eigentliche Geschäftspalast Brigham Youngs, in welchem sich die Empfangszimmer des einstigen Mormonenpapstes befinden. Ferner der „Bienenkorb" (Bee Hive), das Serail des verstorbenen Häuptlings und amerikanischen Sultans, der jetzt in der Nähe des Schauplatzes seiner selbstherrlichen Thätigkeit in einem vereinsamten und verwahrlosten Kirchhofe inmitten einiger seiner Frauen unter einer schmucklosen und unbeschriebenen Granitplatte ruht. Kein Kranz deckt den Stein zum Andenken an den Dahingeschiedenen. Keine frische Blume ziert die bescheidene Ruhestätte des Verblichenen. Keine liebende Hand jätet das Unkraut aus, das neben dem Grabeshügel wuchert, und keine weibliche Thräne befeuchtet den Boden, der die letzte Etappe auf der Wanderung eines Mannes durch ein vielbewegtes, von den Stürmen unersättlichen Ehrgeizes und niedriger Selbstsucht getragenes Leben bildet.

Der General, der einst den Marschallstab über eine zahlreiche Armee von blind folgenden Gläubigen schwang, der einstige, fast unumschränkte geistliche und weltliche Herrscher über Hunderte von Tausenden, schläft hier unbeachtet und fast vergessen den ewigen Schlaf. Nur der Schritt des neugierigen Fremden naht. Verwundert schaut der Besucher auf den vernachlässigten Erdhügel

herab, der die Gebeine des großen Utahpapstes umschließt, und erinnert sich der Worte: „Sic transit gloria mundi“.

Kaum weniger interessant, wie die Kapitale der Mormonen, ist der in ihrer Nähe gelegene mysteriöse Salzsee. Er ist ungefähr 100 Meilen lang und 30 Meilen breit, bedeckt also einen Flächenraum von etwas über 6000 Quadrat-Kilometer. Seine durchschnittliche Tiefe beträgt nicht mehr als 20 Fuß, erreicht jedoch an einzelnen Stellen ca. 60 Fuß. Das Auffallende dabei ist, daß sein Wasser von Zeit zu Zeit zu steigen beginnt (5 bis 6 Fuß), um dann nach einigen Jahren wieder auf sein früheres Niveau zurückzusinken. Nach Professor Gilbert ist der See sogar innerhalb der neueren geologischen Zeit zweimal je 1000 Fuß höher gestiegen, als er gegenwärtig ist, und bedeckte demnach während der betreffenden Periode, wie schon erwähnt, einen viel größeren Flächenraum als heute. Auch thätige Vulkane sollen sich früher in demselben befunden haben. Das am meisten Geheimnißvolle an diesem See ist jedoch, daß er keine bekannte Ausmündung hat, und daß er, obwohl mehrere Süßwasserflüsse in ihn einmünden, stets salzig bleibt und niemals überläuft. Da sein Wasser 20 bis 22 % Kochsalz und 2 % andere Salze enthält, so ist er mindestens eben so salzreich wie sein judäisches Gegenstück, das „Tote Meer“ und ca. sechsmal salzreicher wie der Atlantische Ozean. Er enthält keine Fische und die spezifische Schwere seines Wassers macht regelrechtes Schwimmen und Untertauchen unmöglich, da der in ihm sich befindende Körper, gleich einem Korke, in beträchtlich stärkerem Maße wie bei anderen Gewässern die Tendenz zeigt, immer auf der Wasseroberfläche zu verbleiben. Diese Thatsache in Verbindung mit dem Umstand, daß die stark salzhaltige Flüssigkeit alle Schleimhäute des menschlichen Körpers, mit denen sie in Berührung kommt, anätzt, läßt das Baden im See, welches als sehr stärkend gepriesen wird, als ein wenig begehrliches Vergnügen erscheinen. In den See hinein ist eine großartige, in maurischem Stil erbaute Badeanstalt „Saltair Beach“ errichtet, deren Pavillon nicht weniger als 1000 Badehäuschen enthält. Selbstverständlich konnte auch ich es mir nicht versagen, die angeblich kräftigende Wirkung des Bades an meinem eigenen Körper zu erproben. Hierbei machte ich nun die oben

näher angegebene Erfahrung; und da auch Neptuns Taufe mir eisig kalt erschien, so entriß ich mich enttäuscht und fröstelnd und zähneklappernd seinen salzigfeuchten Umarmungen so schnell wie möglich. Uebrigens entschädigte mich hinlänglich für meine Enttäuschung die reizende Aussicht, welche man von der Badeanstalt aus über die den See wie ein Kranz einschließenden, schneebedeckten Wasatsch-, Uintah- und Oquirrh-Berge genießt. Es war ein echtes, alpengleiches Landschaftsbild, und das ganze Panorama, das da vor mir lag, erinnerte mich etwas an die Gegend von Silva plana im Oberengadin, wo ich gleichfalls die Gewässer wie eine ungeheure Silberfläche in der Sonne schimmern sah, während sie die glänzenden Schneeflächen der umliegenden Berge reflektirten.

XXXIX.

Der Jordan des Westens — Die Colorado-Wüste — Die Book-Mountains — Glenwood Springs — Der Heilige-Kreuz Berg.

„The splendor falls on castle walls
And snowy summits, old in story;
The long light shakes across the lakes,
And the wild cataracts leap in glory."

Tennyson über die „Wasatsch-Ranges."

Wir setzen nun die „szenische Tour" fort und besteigen wieder den Zug. — Kurz nach dem Verlassen von Salt Lake City kommt rechter Hand ein kleiner Fluß mit schmutziggelblichem Wasser zum Vorschein. Es ist dies der Jordan des Westens, so genannt, weil er den etwas weiter entfernt liegenden Utahsee mit dem Salzsee verbindet, ganz ähnlich wie sein Namensvetter in Palästina den Genezarethsee oder das Galiläische Meer mit dem Toten Meere in Verbindung setzt. Gern hätte ich mich hier einer zweiten Taufe durch Johannes den Wiedertäufer unterzogen; da derselbe jedoch keine Anstalt zu machen schien, mich in derselben Weise zu begnadigen, wie Joe Smith, welcher, nach seiner Angabe, durch jenen Heiligen seine Weihe erhalten hatte, so begnügte ich mich mit der Erinnerung an jene geschichtlich nicht uninteressante Thatsache und setzte meine Reise fort. Der Zug lief bald darauf in das fruchtbare „Utah Valley" ein, diesen Garten der Mormonen, in dem die blühenden Städtchen Provo und Springville liegen, welche alle charakteristischen Zeichen typischer Mormonenniederlassungen an sich tragen. Weinberge, Blumen-, Frucht- und Gemüsegärten zieren das Thal und legen Zeugniß ab von dem Bienenfleiß seiner Bewohner. Nach einer Steigung wird Soldiers Summit erreicht, der höchste Punkt im Wasatschgebirge, von wo aus man

eine bedeutende Fernsicht über die zackigen Gipfel der umliegenden Bergspitzen genießt. Beim Abstieg passiren wir das kohlenreiche Pleasant Valley-Junktion und betreten bald darauf den pittoresken Price River Canon mit seinen bewaldeten Höhen. Canon bedeutet eine Thalschlucht, ist also ungefähr dasselbe, was in der Schweiz „Klause" oder „Tobel" genannt wird.

Allmählich nähern wir uns nun den gelben Fluthen des Green-River und dem westlichen Ende der Colorado-Wüste, welche der ganzen Szenerie ein wesentlich verschiedenes Gepräge verleiht. Während wir uns auf einer großen und öden Ebene befinden, sehen wir zu unserer Rechten in einer Entfernung von ca. 50 englischen Meilen die zerrissenen blauen Felskolosse des Grand Canon of Colorado sich aufthürmen, ein Weltwunder und der Stolz und Ruhm nordamerikanischer Szenerie. Dieser Canon, dessen Felswände oft senkrecht bis zu einer Höhe von 4000 Fuß über dem Thalbette emporsteigen, repräsentirt bei einer Breite von ca. 13 und bei einer Länge von über 300 englischen Meilen wohl die größte bekannte Thalschlucht der Erde.

Es währt nicht lange, und unsere Aufmerksamkeit während der Fahrt wird wieder in Anspruch genommen von einer zu unserer Linken auftauchenden, von Westen nach Osten sich hinziehenden merkwürdigen Bergkette, welche sich vorzüglich durch ihre auffallende Vielgestaltigkeit und wunderbare Farbennüancirung auszeichnet. Sie wird von den „Roan" oder „Book Mountains" (grauröthliche oder Bücherberge) gebildet, welche eine ca. 200 Meilen lange Linie von zerrissenen, röthlich gefärbten und buchform-ähnlich gezeichneten Felsen darstellen, von denen man annimmt, daß sie einst das nördliche Ufer eines großen Inlandsees bildeten, der sich über die Fläche, über welche jetzt die Bahnlinie führt, erstreckte. Entzückende kaleidoskopische Bilder treten hier in langer, fortgesetzter Reihenfolge vor unsere Augen, indem die Felsen mitunter die seltsamsten und phantastischsten Gestalten annehmen. Bald glauben wir uns in den Orient versetzt und die runden Gewölbe oder Minarets arabischer oder byzantinischer Moscheen oder die Obelisken und Bildhauerwerke Aegyptens vor uns zu sehen — Ein Traum aus „Tausend und eine Nacht" —, bald glauben wir in dem Lande der Azteken zu sein und die Teokalli, die Tempelpyramiden und terrassenförmigen Hügel der alten Mexikaner anzustaunen, bald wähnen

wir auch wieder in unserer deutschen Heimath zu weilen und unsere Augen an den alten Schlössern und zerfallenen Burgen des Rheinthales zu ergötzen. Häufig treten auch modernen Befestigungswerken ähnliche Wälle in die Erscheinung, die uns in Versuchung führen, mit einer gewissen Neugier einen Blick hinter die vermeintlichen Verschanzungen zu werfen, um etwa den einen oder anderen verderbenbringenden, aber schon lange verschlossenen Schlund zu erspähen. Kurzum, die ganze Bergkette ähnelt einer langen Linie nebeneinanderstehender Thürme und Thürmchen, Säulen, Mauern, Strebepfeiler, Bogen, Terrassen, Bastionen, Minarets und Schlösser, welche der Phantasie des Beschauers einen unendlichen Spielraum gewähren.

Die nächste bedeutende Station, auf welcher der von Westen kommende Zug Halt macht, ist „Grand Junktion" in Colorado. Es liegt am Vereinigungspunkte des Grand- und des Gunnison-Flusses in einem Thale, das einen weiteren Beweis liefert, was Unternehmungsgeist im Verein mit harter Arbeit und Ausdauer erreichen kann. Noch vor kurzer Zeit ein Stück wüsten Landes ist es durch die Strebsamkeit seiner Bewohner und durch ein zweckmäßig durchgeführtes Bewässerungssystem in einen üppigen Frucht- und Weingarten umgewandelt worden. Man nimmt an, daß auch die meisten übrigen Theile der sogenannten „Colorado-Wüste" hoher Ertragsfähigkeit und Kultivirung zugeführt werden können. Denn es ist nicht die Qualität des Bodens, welche diese Flächen zu öden Steppen oder wüstenartigem Lande stempelt, sondern nur der Mangel an Wasser und an Bearbeitung des Bodens. Sobald die Urbarmachung und künstliche Bewässerung des jetzt noch öden Landes in Angriff genommen ist, wird es sich voraussichtlich ebenso ertragsfähig erweisen, wie viele andere Theile dieser Wüste, welche vor der Berührung mit dem Pfluge und vor der Einführung der künstlichen Bewässerung die gleichen Verhältnisse aufwiesen. In einigen Jahrzehnten wird es wohl weder eine amerikanische noch eine Colorado-Wüste mehr geben, sondern beide Namen werden in das Bereich der Mythe gehören.

Nach dem Verlassen von Grand Junktion folgt der Zug, fortwährend ansteigend und immer tiefer in das Herz Colorados und der Rocky Mountains eindringend, dem Laufe des Grand River, bis Glenwood Springs erreicht ist. Dieser Ort ist ein bevorzugter

Bade- und Vergnügungsplatz mit heißen Quellen, denen bedeutende Heilerfolge zugeschrieben werden. Sie weisen eine Temperatur bis zu 140° Fahrenheit (60° Celsius) auf und speisen einen enormen Teich, in dessen Mitte eine kaltes Wasser führende Fontaine ihre graziösen Strahlen in die Höhe wirft, die in ihrem Falle die Temperatur des heißen Wassers mäßigen. Es ist ein elegantes Badehaus mit einer Anzahl bequem eingerichteter Baderäume vorhanden, in denen Bäder von den verschiedensten Temperaturgraden mit oder ohne Mineralwasser verabfolgt werden.

Eine bemerkenswerthe Eigenthümlichkeit dieser Quellen bilden auch die sogenannten Dampfhöhlen, welche natürliche Oeffnungen in den Felsen darstellen, zu denen der Dampf der heißen Quellen, welcher zur Verabreichung von Bädern Verwendung findet, Zutritt hat.

Jenseits von Glenwood Springs ändert sich das landschaftliche Bild in auffallender Weise. Die Bahnlinie hält sich zwar noch eine Zeit lang innerhalb des Thales des Grand River, aber sie führt über schwarze Lava, das Produkt eines alten erloschenen Vulkans. Einige vom Feuer versenkte schwarze Bäume stehen am Ufer des Flusses, dessen Wasser die dunkle Umgebung wiederspiegelt, wodurch dem Ganzen ein düsteres Bild verliehen wird. — Ein Stück Landschaft aus der Unterwelt.

Bald lenkt die Bahn wieder in eine milder angehauchte Landschaft ein, passirt den Minendistrikt Redcliff und beginnt endlich, den vielgewundenen Teneſsee-Paß hinanzusteigen. Zu unserer Rechten erscheint ein Thal mit alpenähnlicher Szenerie, an dessen oberem Ende sich der pyramidenförmige Gipfel eines majestätischen Bergriesen erhebt. Es ist dies der „Mount of the Holy Cross“ (Heilige Kreuzberg), auf dessen Gipfel sein charakteristisches Kennzeichen, d. i. ein mit glänzend weißem Schnee ausgefülltes Kreuz von der mächtigen Hand der Natur schon seit Jahrtausenden eingegraben war, bevor es zum Symbol der Christenheit wurde.

Beschwerlich, langsam und keuchend, aber unverdrossen, schleppt das riesige Dampfroß, seine eisernen Sehnen bis aufs Aeußerste anstrengend und mächtige, dunkle Rauchwolken nach oben stoßend, die Wagenreihe weiter und weiter die Höhen hinan. Wird es wohl stehen bleiben, bevor es die Pforten des Himmels erreicht?

Immer noch ist es im Aufwärtskurs nach den kalten Himmelsstrichen begriffen; und wenn es nach Ueberwindung aller Hindernisse sein erwünschtes Ziel „Leadville“ erreicht hat, befinden wir uns thatsächlich in den eisigen Regionen der Wolken 10200 Fuß über dem Meeresspiegel.

XL.

Eine Wolkenstadt — Manitou — Der Göttergarten — Colorado Springs — Ein Triumph des Abstinenzlerthums und deutsche Trinkliebe.

„In der Welt darf Niemand ruhn,
Jeder findet dort zu thun."

Leadville, das große Silberfeld der Erde, ist neben San Franzisco und Salt Lake City, ohne Zweifel eine der interessantesten Städte der Vereinigten Staaten. Denn es bietet so viel neue und charakteristische Merkmale eigenartiger Natur, daß der Fremde beim Betreten dieser „Wolkenstadt" sich des Gefühles nicht erwehren kann, als ob er sich in einem ganz anderen Erdtheile befände. Die Gipfel der Berge, welche dasselbe umgeben, sind mit ewigem Schnee bedeckt, und die durch die hohe Lage des Ortes bedingte Temperaturerniedrigung, welche hier verzeichnet werden kann, ist bedeutend. Auch bleiben die Trockenheit und die Verdünnung der Luft, die da oben herrschen, nicht ohne Rückwirkung auf die Athmungsorgane und die Thätigkeit des Herzens, was sich durch eine Art von Lufthunger und Trockenheit der Mund- und Rachenschleimhaut (erhöhten Durst) zu erkennen giebt.

In den Straßen der höheren und mittleren Stadttheile — Leadville ist eigentlich so recht auf den Abhang der Berge hingebaut — lag zur Zeit meines Besuches*) noch Schnee und Eis. Ueberhaupt konnte man an ihnen nur geringe Spuren von Reinigung oder sonstiger ihnen geschenkter Aufmerksamkeit wahrnehmen. Auch waren in den oberen Stadtvierteln keine eigentlichen Trottoirs vorhanden, sondern nur wacklige hölzerne Stege, welche an manchen Stellen quer über jene hinwegführten.

Die Bauart der Häuser erinnerte mich sehr an jene der

*) Ende März.

Bewohner des Kammes des Thüringer Waldes, war also nicht gerade im Stande, den Eindruck der Wohlhabenheit oder des Ueberflusses hervorzubringen. Kurzum, Leadville ist in Bezug auf Lage und Klima, Anordnung der Straßen, Bauart seiner Häuser ꝛc. von den meisten anderen amerikanischen Städten wesentlich verschieden.

Aber es herrscht in den Straßen Leadvilles ein ganz ungewöhnliches buntes Leben und Treiben. Kleinere Gefährte und Wagen eilen hin und her. Auch die Menschen sehen so aus, wie wenn sie alle vollauf zu thun hätten. An vielen Stellen häufen sie sich zu Gruppen zusammen, die einen lebhaften Meinungsaustausch über neuentdeckte oder neu zu bearbeitende Minen, Gänge, Adern, Gräben und Dämme führen. Die Konversation wird häufig in die nächstgelegenen Restaurants uud Schanklokale getragen und hier in einem noch animirteren Tone fortgesetzt. Dabei bedienen sich die daran Theilnehmenden, welche sich meist aus Spekulanten, Sachverständigen, Prospektors, Agenten und Mineuren zusammensetzen, einer Sprache, des sogenannten „miners slang", die nicht gerade jedermann, der von unten und von zivilisirten Gegenden kommt, versteht.

Den ungewohntesten Eindruck jedoch machte auf mich der merkwürdig seltsame und rege Verkehr, der in den oberen am Fuße der Hauptminen gelegenen Stadttheile herrschte. Als ich gegen Abend zwischen 6 und 7 Uhr die Straßen derselben hinaufwanderte, begegnete mir eine große Anzahl Schlitten, besetzt mit Leuten, welche, bis über die Ohren in Bären- und Zobelfelle gehüllt, nach Verlassen der Stätte ihrer Tagesthätigkeit nach ihren Wohnungen fuhren. Auch zahlreiche Reiter kamen eilig von oben herab. Sie waren fast ganz vermummt und trabten, die Füße in Steigbügel versteckt, die mit Leder oder Eisenblech umgeben waren, vor, hinter oder auch neben den über die schlechten Fahrwege schnell dahingleitenden offenen Gefährten einher, auf diese Weise ein getreues Pendant zu einer echt russischen Winterlandschaft bildend.

Doch wer sind diese hageren, wettergebräunten und verschlossenen, fast finster aussehenden, bärtigen Gesellen? Und woher kamen diese Leute, die dort in den Bergen über den Wolken graben? ... Es sind die Gold- und Silberjäger des Distrikts! Es sind, wenn

ich mich so ausdrücken darf, die „Anatomen“ oder „Prosektors“ der Erde, welche ihre Oberfläche aufschneiden, ihre Eingeweide bloßlegen, zu Tage fördern, untersuchen und prüfen. Der Ernst des Lebens ist ihnen auf die Stirn geschrieben. Kein Lächeln zuckt um ihren Mund. Nur wenige von ihnen haben ein eignes Heim. Nur wenige kennen die freundliche Zusprache eines liebevollen Weibes, nur wenige die Wonne des ersten Kindeslächelns. Von allen Himmelsgegenden der Erde trafen sie hier ein; von Ost und West, von Nord und Süd! Die Stürme des Lebens, die über sie im Kampfe ums Dasein hereinbrachen, haben sie hierher geworfen! Hier stehen sie nun, und hier kämpfen sie fort, indem sie dem Schooße der Erde die kostbaren Schätze entringen, die sie birgt.

Mancher mag wohl unter ihnen sein, der einst als Kavalier den bunten Rock getragen, mancher, der als verzogenes und verweichlichtes Kind, als Dändy*) oder Kockney**), als Freiherr oder Graf, Count oder Lord, Marquis oder Comte die Straßen von Berlin und Wien, Paris und London, Madrid und Rom auf- und abflanirte; doch die meisten von ihnen siedelten von Gegenden über, wo gleichfalls Bergbau getrieben wurde, sich jedoch eine weniger günstige Aussicht auf genügenden Gelderwerb darbot. Sie kamen von den Eisen- und Silberregionen des Ural, von den Zinn- und Kupferbergwerken Cornwalls und Devonshires, von den unter ihrer Schnee- und Eisdecke kostbares, gelbes Metall bergenden Gefilden des nordischen Alaskas und von den sonnenverbrannten Goldstrichen des heißen Australiens! Natürlich ist auch der Yankee hier vertreten; aber dieser arbeitet mit dem Kopfe, seine Genossen mit der Hand. — Es ist eine seltsam internationale Menschheit, die uns da begegnet!

Leadville, das im Jahre 1859 als „California Gulch“***) bekannt wurde, war ursprünglich ein reiches Goldfeld, wurde jedoch später fast ganz verlassen, bis im Jahre 1876 die großen Chlorsilberlager entdeckt wurden. Der Ort ist jetzt eines der bedeutendsten Silberbergwerke Nordamerikas, und der Umstand, daß in der

*) Gezierter, alberner Mensch.
**) Londoner Stadtkind.
***) Goldwäscherei.

neueren Zeit auch die Goldgrabungen wieder aufgenommen wurden, trägt nicht wenig dazu bei, seinen Ruf und Ruhm als Minenplatz zu erhöhen. Alle Methoden des Bergbaues sind hier vertreten, vom Grubenbau anfangend bis zu den Schleusen- und Wasserwerken.

Was den Grubenbau anbelangt, so sind wohl alle meine Leser darüber schon mehr oder weniger orientirt. Das Wesentliche beim Grubenbau sind die senkrecht absteigenden Schächte, welche in Fahr-, Wetter-, Förder- und Wasserhaltungsschächte zerfallen; ferner die „Stollen", d. h. annähernd wagerechte Gänge, welche zu Tage ausmünden. In die Schächte münden die sogenannten Sohlen aus, d. h. wagerechte Strecken, welche zum Fortschaffen des gewonnenen Erdreiches, zur Ableitung des Wassers und der schlechten Luft, sowie der Zuführung frischer Luft dienen. Die tiefsten Schächte sollen in Pribram in Böhmen sein, welche eine Tiefe von 1080 Meter aufweisen. Es giebt aber auch in der englischen Kolonie Viktoria (Australien) Schächte, welche bereits eine Tiefe von über 3000 Fuß (englisch) erreicht haben. Ich stieg einmal einen Goldschacht von 1200 Fuß Tiefe hinunter, schätzte mich aber glücklich, wieder heraus zu sein.

Die Schleuse ist ein offener, aus drei Planken gebildeter Kanal — der zuweilen auch in den Boden eingelassen ist — von etwa 30 Zentimeter Breite und 100 bis 300 Meter Länge, so daß er hinreichenden Fall hat. Der untere Theil des Kanals enthält Quecksilber. Während nun ein starker Wasserstrom die goldtragende Erde durch den Kanal schwemmt, löst sich das mit dem Quecksilber in Berührung kommende Gold auf, und wird später aus demselben in der schon früher angegebenen Weise wieder ausgeschieden.

Beim hydraulischen Abbau, der besonders in Californien zur Anwendung kommt, ergießt sich das durch einen Damm oder in einem Reservoir abgestaute Wasser aus einem System von Röhren und Schläuchen mit einem Druck von 4 bis 5 Atmosphären auf die goldtragende Erde. Dadurch wird der feine Kies weggeschwemmt, der Sand und Lehm dagegen aufgeweicht. Diese Masse wird dann in unterirdischen Gängen von Schleusen aufgenommen, welche das Gold abscheiden.

Verlassen wir nun diese Höhen und steigen wieder mehr in das Thal hinab!

Von Leadville nach Buena Vista, der nächsten größeren Station auf der Linie Leadville-Denver, dessen Lage seinem Namen alle Ehre macht, schlägt die Bahnlinie eine südöstliche Richtung ein. Zur Linken erscheinen die „Park Ranges“ und zur Rechten „Mount Harvard“ und „Mount Yale“. Die Gegend ist fortgesetzt eine malerische und stellenweise besetzt mit größeren oder kleineren Seen, in denen ein Ueberfluß an Fischen, besonders Trout vorhanden ist. Ueberhaupt scheint Colorado das amerikanische Paradies für die Freunde der Diana zu sein. Die Ufer seiner Flüsse und Seen wimmeln von den verschiedensten Sorten von Wasservögeln, und seine Büsche und Wälder dienen Hirschen, Antilopen und Elenthieren als natürliche Zufluchtsstätte. Auch wilde Gänse, Enten, Prärichühnchen, Birkhühner und Wachteln sind dort vertreten.

Von Buena Vista aus führt eine neugebaute Bahnstrecke durch den romantischen Southpark nach Manitou, dem Saratoga des Westens. Manitou bedeutete bei den indianischen Ureinwohnern soviel als „Großer Geist“, und der Ort wurde so benannt, weil er nach ihrer Ueberlieferung als ein Ruhepunkt für die Müden, ein Erholungsort für die Kranken und als ein Rettungsplatz für die Verunglückten angesehen wurde. Manitou liegt in einem alpenähnlichen Thalausschnitte am Fuß des berühmten und vielbesungenen Pike's Pik, des Vaters der Felsengebirge, und ist wegen seiner geschützten Lage und kohlensäurereichen Natron- und Eisenquellen nicht nur einer der beliebtesten Kurorte des nördlichen Amerikas, sondern wegen seiner hübschen und eigenartigen Umgebung einer der größten Anziehungspunkte für die Vergnügungsreisenden. In der That bietet der Aufstieg auf den Pike's Pik, der von seinem Gipfel aus eine prachtvolle Aussicht nach Osten und Westen zu gewährt, ferner der Besuch der dortigen Tropfsteinhöhlen und ein Spaziergang durch den Williams Canon, den Ute-Paß und nach den Wasserfällen, dem Touristen Genüsse, wie sie ihm nicht leicht an einem zweiten Orte in den Vereinigten Staaten geboten werden. Bei diesen Ausflügen steht auch denen, welche zu bequem oder zu ermüdet sind, um Fußtouren zu unternehmen, das viel geschmähte und viel verkannte langohrige Grauthier — dort mit dem wohlklingenden spanischen Namen „Burro“ bezeichnet — zur Verfügung, das, anstatt unsere Verachtung, eher

unsere volle Hochschätzung und Dankbarkeit verdient, weil es nicht nur gewöhnlich vernünftiger ist, als sein Herr und Treiber, sondern sich auch mit großer Bereitwilligkeit und Gutmütigkeit in den Dienst der Menschheit stellt. Es macht stets einen komischen Eindruck, dieses edle Quadruped mit seiner zweibeinigen Last auf dem Rücken dahin traben zu sehen, während es von Zeit zu Zeit vermittelst seiner hochentwickelten Kehlkopfmuskulatur in Verbindung mit geeigneter Gymnastik seiner Nüstern musikalische Töne hervorzaubert, die im Stande sind, unser innerstes Mark zu durchdringen und unsere Seele in die tiefste melancholische Stimmung zu versetzen. Gelegentlich schlägt es auch, indem es mit einem seiner Hinterfüße einen eleganten Seitenhieb auf seinen Treiber richtet, den Takt zu seinen melodienreichen Weisen und versteht so die Rolle eines Kapellmeisters mit der einer ausgesungenen Primadonna und eines heiseren Baritons zu verbinden. — In der That; das größte Wunder der Thierwelt Colorados!

Den Hauptanziehungspunkt von Manitou bietet jedoch der in seiner Art einzig dastehende „Göttergarten" (The Garden of the Gods).

Eine getreue Beschreibung dieses seltsamen Stückchens Erde zu geben, liegt außerhalb des Bereiches meines Könnens. Man muß es gesehen haben, um einen richtigen Begriff davon zu bekommen. Der Eindruck, den der Göttergarten auf den Beschauer hervorbringt, ist, wie Ernest Ingersoll sich ausdrückt, ein mächtiger, unnatürlicher, übernatürlicher; zauberhaft und grotesk, aber feierlich und ehrfurchtgebietend zu gleicher Zeit, als wenn man an der Schwelle einer anderen Welt stände und der Schleier zerrissen würde, welcher sie von einem trennte. Der „Göttergarten" kann nicht verglichen werden mit dem Sitze der griechischen Götter, welche auf dem hohen Olympos an Thessaliens Grenze ihre Zusammenkünfte hielten, noch mit der nordischen Walhalla, durch deren Thüren die gefallenen Helden schritten; er gleicht mehr einer verlassenen Theaterszene, hinter deren Kulissen einst mächtige und geheimnißvolle Kräfte wirkten; einer versteinerten Menagerie in großem Maßstabe, einem natürlichen, meilenweit ausgedehnten Kuriositäten- und Raritäten-Kabinet, einer ungeheuren, mit den sonderbarsten Säulen und Monumenten geschmückten Halle, deren Boden die schönsten Arabesken von Gras und Moos erkennen

läßt, und deren Dach das blaue Himmelsgewölbe bildet. — Vielleicht, daß sich hier einst die Werkstatt von Titanen befand, welche, nachdem sie ihre felsigen Schöpfungen fertiggestellt, von der Bildfläche der Erde verschwanden; vielleicht auch, daß die Meisterhand der Natur durch den modellirenden Einfluß ihrer Elemente, der Luft und des Wassers im Verlaufe von Jahrtausenden diese Bildwerke geschaffen! Seltsame und groteske, meist aus rothem Sandstein bestehende Gestalten, Mammuththier-Karrikaturen, Statuen, Obelisken, spitze Thürme und Pyramiden sind hier zu schauen. Der Effekt dieses fremdartigen landschaftlichen Bildes wird noch erhöht durch den Ausblick auf die weite, den Garten umgebende Wildniß und auf die langgezogene Gebirgskette, deren Mitte der majestätische, alle anderen Berggipfel überragende Pike's Pik bildet.

Einige Meilen vom Göttergarten entfernt liegt „Colorado City", die frühere Hauptstadt des Staates Colorado, und nicht weit von diesem Orte „Colorado Springs", eine Stadt mit ungefähr 20000 Einwohnern, welche diesen Namen ganz mit Unrecht führt, da er sich auf die in Manitou gelegenen Heilquellen bezieht.

Merkwürdig! Ganz in der Nähe von Colorado Springs liegt der Göttergarten. Aber gerade diejenigen modernen Götter, welche von der Menschheit am meisten verehrt und geliebt werden, und welche die „wahren" Hauspenaten darzustellen pflegen, ich meine den fröhlichen, rebenumkränzten Bacchus und den dickleibigen, schwerfälligen Gambrinus, haben hier keinen Thron und sind weit und breit nicht zu finden. Wo mögen sie sich wohl herumtreiben? Scheuen sie etwa die Gesellschaft und die Nähe ihrer vornehmeren und älteren Herren Kollegen, der Senioren der griechischen Mythologie? Wurden sie verwiesen oder ausgestoßen aus dem modernen Rathe der Götter, oder wurden sie gar von starker Menschenhand vertrieben? Kein schäumender Gerstensaft labt hier den trockenen Gaumen des müden Wanderers; kein edles, schillerndes und prickelndes Produkt der Traube erheitert hier das Herz des Betrübten! Mag auch der donnerkeilschmiedende Zeus auf dem fernen hohen Olymp das Szepter führen; mögen der stattliche Apollo, der geflügelte Amor und der kriegerische Mars hier nebenan im Göttergarten von der Hebe gereichten und Unsterblichkeit verleihenden Nektar trinken; mögen die hehre Juno, die leichtfüßige Diana und die sinnverwirrende Venus ihre holden Lippen mit Jugend

und Schönheit gewährender Ambrosia benetzen! Hier, in Colorado Springs und seiner nächsten Umgebung regiert der kalte Wassergott „Neptun“ allein, während seine Gefährtinnen, die anmuthigen Wassernymphen, triumphirend aus dem feuchten Elemente die mit krystallnem Naß gefüllten Pokale erheben, und mit freundlich lächelnder Miene den durstigen Sterblichen oder körperlich Geschwächten zu einem kühlen, erfrischenden Trunke einladen!

„Doch wie kommt das?“ werdet ihr mich fragen.

Wohlan denn! Bei der Gründung des Stadtkomplexes Colorado City und Colorado Springs wurde von der Gesellschaft, welche die Konzession zum Anbau ertheilte, und an deren Spitze General Palmer stand, in den Verkaufstitel eine Klausel eingeschaltet, wonach jeder, der behufs Errichtung eines Hauses Grund und Boden aufnahm, sich verpflichten mußte, Bier, Wein oder sonstige alkoholhaltige Getränke innerhalb seines Grundstückes weder einführen, noch auch die Einführung oder Lagerung solcher Getränke dulden zu wollen. Außerachtlassung dieses Uebereinkommens war mit dem Verluste des erworbenen Eigenthumrechts verbunden.

Es waren keine engherzigen Leute, welche die Einfügung dieser Klausel veranlaßten, sondern intelligente, weitschauende und auf das Wohl ihrer Mitmenschen bedachte Persönlichkeiten, die dadurch manch Gutes erzielt haben. Denn die Einwohner von Colorado Springs stellen eine wohlhabende, dabei gesellschaftlich und sittlich verfeinerte Bevölkerung vor, welche sich durch die mustergültige Ordnung ihres Gemeinwesens und durch ihre schätzbaren moralischen Eigenschaften nicht nur in ihrer näheren Umgebung, sondern im ganzen Gebiete der Vereinigten Staaten einen guten Ruf erworben hat. Ja, sie giebt den Kulturstaaten der neuen und alten Welt eine Lehre, die auch wir Deutschen beherzigen sollten. Ich gehöre nicht zu dem Guttemplerorden, noch zu der Blue Ribbon-*) oder Heilsarmee, wie überhaupt nicht zu den strikten Abstinenzlern; auch zähle ich mich nicht zu den Moralisten und anderen Tugendhelden oder Sittenverbesserern, welche sich die Bekehrung der Menschheit zur Aufgabe gemacht haben; denn das Reformirenwollen heißt ja doch nur Wölfen in der Wüste predigen; aber ich muß denn doch gestehen, daß die allzu lieberale Weise,

*) Blauband-Orden.

in der man sich bei uns zu Hause dem Genusse alkoholhaltiger Getränke, speziell des Bieres, hingiebt, mich mit Bedauern, zuweilen sogar mit einem gewissen Entsetzen, oft freilich auch mit Belustigung erfüllt.

Peter Rosegger sagt: „Das Trinken ist in Deutschland zu einem förmlichen Kultus geworden, der mit fanatischem Pietismus geübt wird". Ich glaube, daß man nicht zu weit geht, wenn man behauptet, daß es eine „nationale Unsitte" ist, um nicht zu sagen ein „nationales Laster". In unserer Reichskapitale, die auf ihren kulturellen Fortschritt so stolz ist, sieht man Männer, ja Frauen vor Weißbierhumpen oder, besser ausgedrückt, vor „Eimern"*) sitzen, die groß genug sind, um ein neugeborenes Kalb daraus zu tränken! Und gar erst die Leistungen unserer lieben Landsleute, der biertapfern Bayern! Als ich mich vor Kurzem in der bayrischen Metropole, diesem modernen Bier-Athen und irdischem Paradies für den Gerstensaftschwärmer, aufhielt, brüstete sich ein dortiger Bürger — dick und rund wie eine Biertonne und fett wie ein Butterballen, mit zarten Rosenknöspchen auf seinen Wangen — mir gegenüber, daß er gewohnt sei, sein Verdauungsfeld täglich mit einem Quantum von 30 bis 40 Glas der bekannten braunen Flüssigkeit zu berieseln, wobei er noch hie und da ein Gläschen Kognak oder Wein dazwischen laufen lasse, um dasselbe auch gleichzeitig zu desinfiziren. Nun, frage ich, müssen in einem solchen fortdauernden Kampfe mit dem berückenden Dämon „Alkohol" nicht alle edleren sittlichen Gefühle und Regungen erstickt werden? Wie viel physische, geistige und moralische Kräfte werden nicht auf dem Altar des „Bacchus" und „Gambrinus" geopfert! Wie viel Unzufriedenheit und Unglück werden nicht durch wüste Bier-, Wein- und Schnapsorgien in die Familie getragen! Wie viel Irrsinn erzeugt, wie viel .... doch halt, ich will ja nicht predigen! Auch möchte ich mich nicht zu weit von meinem vorgesetzten Reisethema entfernen, um nicht den Tadel meiner Leser heraufzubeschwören! Doch möchte ich mir noch die Frage erlauben: „Habt ihr denn,

*) Ich wüßte in der That keinen bezeichnenderen Ausdruck für jene unansehnlichen weiten und runden Gefäße, welche keinen Fuß haben, und infolge dessen, theilweise aber auch wegen ihrer Schwere in gefülltem Zustande, mit beiden Händen an den Mund geführt werden müssen.

meine fröhlichen Zechbrüder, nicht selbst auch schon die Wahrheit des bekannten Ausspruchs von Fr. Nietzsche und Döllinger erkannt, daß die braune Gottheit, die ihr anbetet, roh, dumm und träge macht?

Und ihr, meine lieben guten deutschen Hausfrauen, auch über euch möchte ich deshalb keinen direkten Tadel aussprechen, weil ihr manchmal dem Bierglase ein höheres Interesse zu schenken scheint, als es wirklich verdient! Wenn ihr es nicht thätet, so würde ich ja gar nicht selten eine vergnügte halbe Stunde entbehren müssen. Denn es gewährt mir stets eine gewisse Erheiterung, euch heimlich beobachten zu können, wie ihr, indem ihr glaubt, es eurem Gatten gleich thun zu müssen, einmal um das andere Mal das Glas in die Hand nehmt, um euch in dasselbe zu vertiefen wie in euer Gebetbuch, als ob ersteres ebenso zur Erlangung der ewigen Seligkeit nothwendig wäre, wie letzteres. Aber im Interesse eures Wohlbefindens und theilweise auch eurer schönen Formen dürfte es sich immerhin empfehlen, den Genuß jenes Getränkes womöglich ganz fallen zu lassen. Denn es setzt euch nicht nur dem spöttelnden Kritizismus Anderer aus, sondern benimmt auch eurer Figur die Eleganz, indem es euch plump und unbeholfen macht, abgesehen von manch anderen kleineren und größeren Gebrechen, die es zur Folge hat!

Ich hoffe nicht, daß Jemand von meinen Lesern Ursache haben wird, sich von meinen obigen Auseinandersetzungen getroffen zu fühlen. Sollte es aber doch der Fall sein und sollte „er“ oder „sie“ mir dieserhalb grollen, so würde es mir zwar leid thun, aber ich würde deshalb gewiß keine Nacht schlechter schlafen. Solche und ähnliche Erinnerungen, in scherzhafter Weise vorgebracht, sollten niemals irgendwelche mißgünstigen Gefühle erzeugen! Denn, schon Horaz sagt: „Warum soll man der Welt nicht lachend die Wahrheit sagen?“

XLI.

Denver — Pueblo — King Cole — Moderne Amazonen — Das amerikanische Mädchen.

„Wohl dem, selig muß ich ihn preisen,
Der in der Stille der ländlichen Flur,
Fern von des Lebens verworrenen Kreisen,
Kindlich liegt an der Brust der Natur".

Braut von Messina.

Von Colorado Springs nach Denver führt der Weg durch den Monumentpark, ein liebliches Thal, das seinen Namen den vielen wunderlichen Sandsteinformationen, die es aufweist, verdankt. Auch hier zeigt sich die Natur, ähnlich wie in den Bücherbergen und im Göttergarten, in all ihren Kapricen und Launen. All diese steinernen Bildungen, welche ein pilzförmiges Aussehen haben und eine Höhe bis zu 200 Fuß besitzen, haben das Gemeinsame, daß sie auf einer breiten Basis stehen, nach oben spitz zulaufen und am oberen Ende mit einer breiten, aus härterem Gesteine bestehenden Platte bedeckt sind, welche einem breitkrämpigen Hute ähnelt. Diese seltsame Formation kommt dadurch zu Stande, daß der Regen, Zeit und Wind den weniger widerstandsfähigen Sandstein des Mittelstückes abwäscht und abbröckelt, während der aus härterem Material (Eisenstein) bestehende Obertheil sich diesen elementaren Einwirkungen gegenüber resistent verhält.

Die Farbe dieser „Steinpilze" ist verschieden und spielt vom Weißlichen ins Dunkelgraue. Viele dieser Bildungen zeigen eine reihenförmige Anordnung, so daß wir glauben, uns vor einer Kolonnade, oder vor dem Eingang zu einem griechischen Säulentempel zu befinden; andere stehen in Gruppen zusammen und erinnern uns an feierliche Prozessionen oder gesellschaftliche Zusammenkünfte, während der Rest wiederum vereinsamt dasteht und die Figuren oder Bildnisse von versteinerten Weibern wiedergiebt.

Man hat deshalb auch diesen Steinbildungen charakteristische Bezeichnungen, wie Vulkans Werkstatt, Romeo und Julie, die Versammlung der Quäker, die holländische Hochzeit, Mutter Judith ꝛc. beigelegt. Letztere ist ein fast tadelloses, nahezu ideales Modell einer hochbetagten Matrone mit stark gekrümmter Nase, eingefallenen Wangen, vorspringenden Backenknochen und Unterkiefer und zurücktretenden und enggeschlossenen Mundwinkeln, — eine reizende Figur von berückender Schönheit, wie aus Praxiteles Meisterhand gehauen, bei deren Erschaffung der Schöpfer nur unterlassen hat, ihr gleichzeitig eine Seele einzuhauchen, um sie ebenso liebenswürdig und geschwätzig zu machen, wie alte Weiber zu sein pflegen.

Einige Stationen nach Monument Park liegt „Palmer Lake", eine Perle von einem See, eingebettet in den Hügeln — eine Idylle; ein Traumbild! Seine Wiege ist die sogenannte „Divide", ein östlicher Vorsprung der Felsengebirge, von wo aus sich die Wasser nördlich in den „Platte", einen Nebenfluß des Missouri, und südlich in den Arkansas, einen Arm des Mississippi, ergießen.

Auf der Weiterfahrt nach Denver passiren wir noch „Castle Rock", eine sonderbare Felsanhäufung auf der Spitze eines konischen Hügels, ferner einen Theil der Bewässerungswerke Colorados, welche etwa 100000 Acker trockenes Land in den Zustand der Ertragsfähigkeit und Fruchtbarkeit überführen, und endlich „Military Post", d. h. den Garnisonsplatz eines Kontingents der Truppen der Vereinigten Staaten.

Die Landtruppen der Vereinigten Staaten bestehen aus dem „stehenden Heer" und der „Miliz", denen im Falle eines Krieges noch die „Freiwilligen" angereiht werden. Die Friedensarmee ist in 95 Garnisonen vertheilt, welche in Forts, Barackenlagern oder Kasernen und auf einzelnen Posten (military posts) stationirt sind. Die gesetzmäßige Friedensstärke des stehenden Heeres beträgt 30000 Mann, die der Miliz 118000 Mann organisirte Truppen. Im Kriegsfalle kann erstere auf 120000 und letztere auf ca. 150000 Mann gebracht werden. Da aber die Miliz alle waffenfähigen Bürger zwischen dem 18. bis 45. Lebensjahre einschließt, so rechnet man im Nothfalle auf viele Millionen brauchbare, aber unausgebildete Mannschaften. Die Forts, welche sich in den

Vereinigten Staaten befinden, wurden meist gegen die Indianer errichtet, haben aber jetzt nach Unterdrückung dieser Rasse ihre Wichtigkeit und Bedeutung großentheils verloren.

Die amerikanische Flotte nimmt bekanntlich in Bezug auf Stärke im Wettbewerb der Völker gegenwärtig die vierte Stellung ein, kommt sonach gleich nach der russischen Flotte und steht vor der deutschen. Für den Fall jedoch, daß seitens der Union der Neubau von Kriegsfahrzeugen in demselben Tempo fortgeführt werden sollte, wie er in den letzten Jahren betrieben wurde, so dürfte die amerikanische Kriegsflotte in ein bis zwei Dezennien die russische und französische maritime Streitmacht überholt haben.

Der Ort „Military Post", in den wir bereits eingefahren sind, bildet eine Vorstadt von Denver; wir durcheilen einige weitere kleinere Stationen und das Union-Depot dieser Stadt mit seinem massiven und hübschen Bahngebäude ist erreicht.

Denver, „The Queen of the Plains" (Königin der Ebenen), die Hauptstadt Colorados und Handelsmetropole der Rocky Mountains, mit einer Bevölkerung von ca. 200000 Seelen, gilt mit Recht als eine der schönsten Städte der Vereinigten Staaten. Es liegt nahe am östlichen Fuße der Rockies, aus denen im Norden Long's Peak sein majestätisches Haupt in den blauen Himmelsdom erhebt, während im Westen Mount Evans und Rosalie und im fernen Süden der schon öfter erwähnte historische Pike's Pik, — diese mächtige Landmarke der Indianer und Wegweiser für die von Osten kommenden Pioniere und Goldgräber, sichtbar sind.

Denver ist eine Stadt, die wohl jedem Touristen gleich beim Betreten sofort gefällt. Kann das auch Wunder nehmen, wenn es feststeht, daß diese freundliche „Fürstin der Prärien und Felsengebirge" in Bezug auf Klima und andere Verhältnisse mit der Beherrscherin des Stillen Ozeans so viel Aehnlichkeit hat? Auch Denver ist, ähnlich wie San Franzisco, eine Goldstadt. Es hat, gleich dem letzteren, wenn vielleicht auch nicht gerade seine Gründung, so doch sein Gedeihen und Aufblühen vornehmlich dem berückenden und unwiderstehlichen gelben Metalle zu verdanken. Beide Städte haben ihre Spekulationsmanie, ihren Land- und

Gründungsschwindel, aber auch ihre schweren wirthschaftlichen Reaktionen durchgemacht. Beide Städte waren verschiedene Male der Vernichtung nahe, San Franzisco durch eine Feuersbrunst, Denver durch eine Wasserfluth. Und beide Städte erhoben sich wieder aus ihren Trümmern und blühen heute mehr denn je! Der rege Verkehr, der in den Straßen Denvers herrscht, die vielen Kaufläden und Ausstellungsdepots, die stattlichen Hotels, welche es aufweist, die Thätigkeit und Emsigkeit seiner Bevölkerung, überhaupt sein ganzer Handel und Wandel, erinnern lebhaft an die Verhältnisse von Frisco. Denver ist, neben San Franzisco, ein zweites „amerikanisches Paris".

Es ist ein wichtiger Eisenbahnknotenpunkt und wird von schönen, breiten, mit hervorragenden Bauten, Gärten und Baumalleen geschmückten Straßen durchzogen. Unter den Gebäuden thun sich besonders das „Große Opernhaus" hervor, das den Ruf genießt, nach dem Pariser das hübscheste der Welt zu sein; ferner das Staatskapitol, das „Arapahoe County Court House" und zahlreiche Privatwohnungen der dort ansässigen Minenkönige, Viehbarone und Geldmagnaten. Eine Universität, ein Museum, mehrere Colleges und hervorragende Kirchen bilden weitere Zierden der Stadt. Sie besitzt ein weitverzweigtes Tram- und Kabelbahnnetz, ein gutes Bewässerungssystem, Vieh-, Bergbau- und Hüttengesellschaften, große Schmelzhütten, sowie andere zahlreiche industrielle Etablissements.

Das ist aber noch nicht Alles. Denver hat auch, wie schon angedeutet, ein ausgezeichnetes warmes, trockenes und gesundes Klima aufzuweisen. Der Regenfall ist unter 15 Zoll, und die Stadt kann sich rühmen, im Durchschnitt jährlich an 348, sage dreihundertachtundvierzig Tagen von Sonnenschein begünstigt zu sein. Sie genießt in Folge dessen auch einen guten Ruf als Sanatorium. Sie ist das amerikanische Davos, aber weniger kalt, und sind es besonders Lungenkranke, welche von einem längeren Aufenthalte daselbst Vortheil ziehen.

Fünf Länder, resp. Staaten der Erde sind es, welche darauf Anspruch machen, das schönste und gleichzeitig gesündeste Klima der Welt zu besitzen. Das sind: Südafrika, die englisch-australische Kolonie Viktoria, sowie die nordamerikanischen Staaten Californien, Utah und Colorado.

Was Viktoria anbetrifft, so liegen dort die Verhältnisse für Erholungsbedürftige, speziell Lungenkranke, nicht allzu günstig. Denn die Temperaturschwankungen an seinen Küsten sind groß, während das Binnenland im Sommer ziemlich heiß und entnervend ist. Südafrika hat zweifellos im Allgemeinen ein herrliches Klima. Der Sommer ist dortselbst allerdings etwas drückend, aber er ist immerhin erträglich. Zahlreiche Brustkranke fanden daselbst Heilung nach längerem Aufenthalt. Das Klima Californiens nähert sich im Allgemeinen wohl dem Australiens, speziell Viktorias. Aber die Küsten des Ersteren sind weniger von veränderlichen und kalten Winden heimgesucht wie jene Viktorias, obwohl sie auch nicht ganz davon frei und nicht selten neblig sind. Utah ist nicht ganz so warm, wie Californien; erfreut sich aber immer noch einer recht milden und dabei reinen Luft. Colorado endlich ist in Folge seiner höheren Lage und vielen Berge, welche es durchziehen, bedeutend rauher wie Utah; aber die Hochebenen, auf denen Denver, Colorado Springs, Pueblo ꝛc. liegen, zeichnen sich, wie schon gesagt, gleichfalls durch ein angenehmes und mildes Klima aus. Ueberhaupt wissen die meisten Touristen die in diesen Gegenden herrschenden außerordentlich günstigen klimatischen Verhältnisse, welche geeignet sind, eine Stärkung des Körpers und Erheiterung des Gemüthes hervorzubringen, gar nicht genügend zu preisen. Freilich mag auch die großartige Aussicht, welche man von diesen Plätzen aus auf die langgezogene, im Westen von Nord nach Süd sich hinziehende Bergkette mit ihren schneegekrönten Spitzen genießt, wesentlich zu dieser allgemeinen Hebung des körperlichen und geistigen Wohlbefindens mit beitragen.

Was ich bisher von Colorado, resp. von seinen Sehenswürdigkeiten angeführt habe, ist nur ein kleiner Bruchtheil von dem, was es bietet. Um nun auch die übrigen wichtigsten Hauptpunkte dieses großen und in landschaftlicher Beziehung hervorragendsten Staates der amerikanischen Union kennen zu lernen, ist es zweckmäßig, eine Rundreisetour zu unternehmen, welche zuerst in westlicher Richtung wieder in das Herz dieses „amerikanischen Arkadiens“ und von da in weitem Umkreise auf den Ausgangspunkt zurückführt. Selbstverständlich involvirt diese „Zirkeltour“ ein gewisses Opfer

an Zeit und Geld*), da ja von Denver aus der nächste und direkte Weg nach Chicago, das doch die meisten Reisenden und auch wir besuchen wollen, über Omaha führt. Der Naturfreund dürfte jedoch, wenn er in seinem Innern Ratschlag hält, nicht lange darüber im Zweifel sein, daß es sich wohl der Mühe lohnt, für den Eintausch des Anblickes all' der Herrlichkeiten jenes vielbesuchten und vielbewunderten Landes dieses Opfer zu bringen. Der Ausgangspunkt unserer geplanten Zirkeltour ist jedoch nicht Denver, sondern Pueblo. Wir begeben uns deshalb zuerst von Denver aus wieder nach Colorado Springs zurück und fahren von da nach Pueblo weiter. Auf der ganzen Fahrt liegen die Felsengebirge zu unserer Rechten und die unabsehbare, vom Horizont begrenzte Ebene Colorados zu unserer Linken. Nach mehrstündiger Fahrt kommen im Süden die berühmten „spanischen Zwillingsbrüder" zum Vorschein, d. h. zwei schöne symmetrische, aus der Ebene direkt emporsteigende Bergriesen, welche dem Wahatoya-Gebirge angehören.

Bald darauf rasselt der Zug über die den Arkansasfluß überspannende Stahlbrücke und kommt, nachdem er zahllose Weichen und Bahnsignale hinter sich gelassen hat, auf dem Uniondepot**) zum Stehen. Hier steigen wir ab, um uns das „Pittsburg des Westens" etwas näher zu betrachten.

Pueblo verdankt diesen Namen seinen bedeutenden Kohlengruben und seinen Eisen- und Schmelzwerken, welche zur Reduktion von Gold- und Silbererzen dienen. Hier wird auch der berühmte Bessemerstahl, sowie ein großer Prozentsatz von Eisenschienen, welche im Westen verbraucht werden, fabrizirt. Die Stadt verspricht durch den Fleiß und die Energie ihrer Bewohner der hervorragendste Industrieplatz zwischen dem Missouri und der stillen Meeresküste zu werden.

Einen speziellen Besuch verdient der „Mineralpalast" in Pueblo, der mit einem Aufwande von 250000 Dollars errichtet wurde und eine glänzende Sammlung der verschiedenen, größtentheils in Colorado gegrabenen Erze enthält. Die prächtige Rotunde des

*) Die Reise, welche dort „Circular Tour" genannt wird, kostet exclusive Verpflegung dreißig Dollars und nimmt bei fast fortwährender Fahrzeit mit Unterbrechung der Nachtstunden ca. vier Tage in Anspruch.

**) In Amerika sagt man nicht „Station", sondern „Depot".

Palastes wird von Säulen getragen, die mit Mineralien ausgefüllt sind, und enthält in ihrem Innern eine aus Kohle hergestellte Statue, welche einen König vorstellt. In einen Purpurmantel gehüllt, das Szepter in der Hand und eine Krone auf dem Haupt, so sitzt dieser „Kohlenfürst" auf seinem Throne.

Kaum hatte ich diesem „König von Menschen Gnaden" den Rücken gekehrt, die Halle verlassen, und mich wieder auf die Landstraße begeben, als eine neue Erscheinung, welche jedoch nicht auf einem Thron, sondern auf einem feurigen Rosse saß, meine Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Der Reiter war in einem leichten Galopp auf mich zugekommen, ließ jedoch etwa dreißig Schritte vor mir sein Pferd einen ruhigeren Schritt annehmen, so daß ich genügend Gelegenheit hatte, ihn in Bezug auf sein Aeußeres und seine ganze Haltung etwas näher zu prüfen. Er hielt die Zügel leicht und elegant in den Händen und wußte, indem er die Vorschrift „Brust heraus, Bauch hinein" gewissenhaft zu befolgen schien, seinem Oberkörper und Kopf eine gerade Haltung zu geben. Dabei verstand er auch seine Beine durch Einwärtsdrehung seiner Oberschenkel und durch leichtes Balancirenlassen seiner Fußspitzen in den Steigbügeln in die richtige Stellung zu bringen. Kurzum, der Ankömmling saß nach allen Regeln der Reitkunst zu Pferde. Er war offenbar noch jung und die ganze Erscheinung glich der eines neugebackenen, schmucken und selbstbewußten Ulanen- oder Husarenleutnants in Civil, dem nur noch der nöthige und sehnlichst herbeigewünschte Flaum auf der Oberlippe fehlte, um ihr den Stempel der Vollkommenheit aufzudrücken. Die Gesichtszüge des schönen Reiters sahen freilich in Folge des Mangels jedweden Bartwuchses etwas weibisch aus, aber die enganliegenden Hosen und die hohen Stiefeln und Sporen, die er trug, ließen in mir keinen Zweifel über seine männliche Herkunft und Würde aufkommen.

Doch das verrätherische Haar! Das ist ja — seltsam! — à la chinoise unter der Kopfbedeckung aufgewunden! — Wahrhaftig, eine leibhaftige Tochter Evas! — Eine moderne Amazone in des Wortes vollster Bedeutung! — Das emanzipirte Fräulein des amerikanischen Westens!

Der Duke of Manchester spendet den Yankeetöchtern ein großes Lob: „Ihr fragt mich, warum ich ein amerikanisches Mädchen heirathete", sagt er, „nun, die amerikanischen Mädchen sind die schönsten und bezauberndsten von allen in der Welt. Sie haben die guten Eigenschaften von allen anderen zusammengenommen. Die Engländerinnen und Französinnen sind gleichfalls reizend, aber ihre transatlantischen Schwestern besitzen einen größeren Umfang an Reizen. Sie sind schön, witzig, anmuthig, wohlerzogen, originell, unschuldig, kühn, geistreich und praktisch".

Der schwärmerische Herzog fährt dann weiter fort: „Ein amerikanisches Mädchen kann man überall herausfinden. Man kann es in Paris und in London, selbst eine Meile von der Stadt entfernt, erkennen. Sein Anzug, seine Haltung und andere, nicht näher zu bezeichnende Eigenschaften unterscheiden es von den Töchtern anderer Nationen. Unzweifelhaft ist es besser gekleidet, wie irgend ein anderes in der Welt, und man begeht entschieden einen Irrthum, wenn man annimmt, daß die Gallierinnen allein es verstehen, sich vortheilhaft anzuziehen. Indeß, auch die englischen Fräuleins entwickeln zuweilen einen guten Geschmack in ihrem Anzug".

Den Kulminationspunkt seines Enthusiasmus bilden jedoch folgende Worte: „Von abgelebten, griesgrämigen, mit dem Spleen behafteten Engländern hört man immer und immer wieder die alten, dummen Geschichten vorbringen, daß die Amerikanerinnen zwar sehr hübsch, aber nicht gesund wären, daß sie eine schlechte Farbe und einen schlechten Gang hätten. Das ist alles nonsense*), besonders, was sich auf ihren Gang bezieht. Die Frauen jenseits des atlantischen Ozeans haben die beste Haltung in der Welt! Sie sind einfach großartig, denn sie schreiten gleich den griechischen Göttinnen einher, deren Füße kaum den Boden berühren!" —

Ganz ähnlich also, wie einst Paris, der zweite Sohn des Priamos und der Hekabe, der Entführer der schönen Helena und Urheber des Trojanischen Krieges, im Wettstreite von drei göttlichen Bewerberinnen um die Schönheit Aphrodite den goldenen Apfel überreichte und so dieselbe als die schönste unter den drei Betheiligten erklärte, so hat auch der unparteiische Herzog im

*) Unsinn.

Wettstreite von menschlichen Bewerberinnen um die Schönheit, nämlich von Französinnen, Engländerinnen und Amerikanerinnen, die Palme des Sieges dem amerikanischen Mädchen überwiesen, — eine Handlung, die gewiß dazu angethan wäre, die Bevorzugte mit dem größten Stolz, ihre vom Schicksal weniger begünstigten europäischen Schwestern, dagegen — die deutschen werden von dem edlen Herzog ganz ignorirt — mit dem größten Neid und Mißgunst zu erfüllen, wenn nicht das Ansehen jenes schwärmerischen Herrn durch das Vorkommniß wesentlich Einbuße erlitten hätte, daß er vor nicht langer Zeit wegen „Breach of Promise", also wegen Bruch des Heirathsversprechens einer englischen Dame gegenüber, von einem englischen Gerichte zu 1000 Pfund Sterling Schadenersatz verurtheilt wurde. Uebrigens liegt auch die Vermuthung nahe, daß der begeisterte englische Edelmann, der ja selbst mit einer Tochter Jonathans verheirathet ist, die guten Eigenschaften der Yankee-Schönen mit einem Vergrößerungsglas, deren Defekte und Mängel jedoch — denn solche müssen ja auch die Amerikanerinnen haben, wenn man den Grundsatz nicht umstoßen wollte, daß es nichts Vollkommenes auf der Welt giebt — durch eine vom Londoner Nebel getrübte Brille besehen hat.

Nichtsdestoweniger muß zugestanden werden, daß das amerikanische Mädchen in seiner äußeren Erscheinung und seinem äußeren Auftreten unter all' seinen Genossinnen der Welt wohl die höchste Stufe der Ausbildung und Vervollkommnung einnimmt. Die Anmuth, mit der es sich zu bewegen weiß, und die Leichtigkeit der Umgangsformen, über die es verfügt, kommen jedoch nicht von ungefähr, sondern sind das Resultat eines zielbewußten Schönheitskultus, der nicht nur in systematisch ausgeführten Körperübungen besteht, sondern auch in der Hingabe an die verschiedensten Arten von Spielen und sonstigen Unterhaltungen, welche von einer physischen Ausbildung und Kräftigung gefolgt sind. Onkel Sams Tochter beginnt gewöhnlich schon am frühen Morgen mit ihren gymnastischen Exerzitien, welche sie in einem dafür extra errichteten Raum, dort „Gymnasium" genannt, durchführt. Ein solches ist fast in jedem besseren Hause von New-York vorhanden, das auch stets eine entsprechende Anzahl von Baderäumen aufweist, eine Einrichtung, die sich auch in größerem Maßstabe für deutsche Wohnungen empfehlen dürfte. Die Uebungen, welche die junge

Gymnastin macht, sind meist solche, wie wir sie mit dem Namen Zimmergymnastik bezeichnen, d. h. sie bestehen in Drehungen des Körpers und Halses, in Bewegungen der Ober- und Unterextremitäten, Vor- und Rückwärtsbeugungen ꝛc. bei gleichzeitigem Gebrauche von Hanteln und Keulen. Neben diesen Uebungen giebt sie sich noch mit Vorliebe dem Bogenschießen und dem Reifen- und Ballspiele in all' seinen Abstufungen hin. Aber auch im Reiten, Rudern, Schwimmen, Kegeln und Schießen ist die sportlustige Tochter der Union bewandert.

Im Umgange mit Herren, wie in gesellschaftlicher Beziehung überhaupt, genießt das amerikanische Mädchen, wenn es einmal das achtzehnte Jahr überschritten hat, die denkbar größte Freiheit. Es kann allein reisen, und ohne Chaperone oder Tugendwächterin Konzerte und Theater besuchen; ja es kann sogar bei diesen und ähnlichen Gelegenheiten an Stelle seiner Gesellschafterin oder langweiligen Duenna, die Begleitung einer interessanteren, mit Schnurrbart und „Whiskers"*) geschmückten Persönlichkeit ganz ungenirt annehmen. Nach dem Theater oder Konzerte mag der Begünstigte seine Dame zu Fuß oder im Wagen nach Hause begleiten, ja er mag sie sogar am folgenden Tag in ihrer eigenen Wohnung ohne Beisein ihrer Eltern besuchen; das Alles sind ganz natürliche Vorkommnisse dort drüben, bei denen Jonathans Tochter nicht zu fürchten braucht, sich von Seiten ihrer Eltern oder sonst Jemand einem Tadel auszusetzen. Eine derartige Freiheit im Umgange zwischen einem jungen Mädchen und einem mehr oder minder gleichaltrigen Manne würde bei uns, wie auf dem europäischen Kontinente überhaupt, nicht nur das größte Aufsehen erregen, sondern geradezu aus gesellschaftlichen und sittlichen Rücksichten unstatthaft erscheinen. Wenn wir jedoch die Verschiedenheit der Charaktere und Gemüthseigenschaften zwischen der amerikanischen und deutschen jungen (unverheiratheten) Welt in Berücksichtigung ziehen, ich meine, um mich etwas deutlicher auszusprechen, — wenn wir erwägen, daß die junge Amerikanerin vermöge ihrer Selbstkontrolle und Selbstbeherrschung, die ihr zu Gebote stehen, jederzeit in der Lage ist, ihre eigene Tugend- und Sittenwächterin zu spielen, während andererseits wieder dort die Männer mit zurück-

*) Backenbart.

haltender Hochachtung für das weibliche Geschlecht beseelt sind, so daß alle derartigen freien Zusammenkünfte kaum jemals von irgendwelchen Verletzungen des Anstands- und Schicklichkeitsgefühls gefolgt sind, so ist damit der Schlüssel zu einer Erklärung für die freiheitliche Bewegung beider Geschlechter im äußeren Umgange gegeben.

In Bezug auf Gemüthseigenschaften hat das amerikanische Mädchen, diese „Vereinigung von Hebe und Minerva", wie man es genannt hat, viel mit der schon früher von mir näher beschriebenen Tochter Australiens gemein. Die „Herrinnen der Schöpfung" sind im „Lande der Sterne und Streifen" in Folge des dort herrschenden Töchterkultus mindestens von demselben Geiste der Unabhängigkeit, Selbständigkeit und Freiheit durchdrungen, wie im Lande des „Känguruh und Emu". Alle sind sich des großen Ansehens und der Wichtigkeit der Rolle bewußt, die sie in der Familie und im öffentlichen Leben spielen. Alle tragen daher auch den Stempel des Selbstbewußtseins und der Selbstschätzung an sich. Man wird jedoch nicht fehl gehen, wenn man annimmt, daß die Bewohnerin der Union im Durchschnitt eine feinere gesellschaftliche und höhere geistige Ausbildung besitzt, wie ihre Gegenfüßlerin. Denn während ein Besuch der höheren Colleges und Universitäten von Seiten der letzteren immer noch zu den Ausnahmen zählt, ist er bei den ersteren gleichsam zur nothwendigen Bedingung einer wirklich guten Erziehung geworden. Dagegen werden „Töchterschulen" verhältnißmäßig weniger von den Amerikanerinnen aufgesucht. Daß der gemeinschaftliche Besuch der höheren Fortbildungsschulen und Universitäten seitens der jungen Männer und Frauen nicht ohne Rückwirkung auf die seelische und Gemüthsausbildung der letzteren bleiben wird, ist klar. Denn dadurch, daß auf diesen Schulen das Mädchen mit dem männlichen Geschlechte fortwährend in Berührung kommt, wird es nicht nur beginnen, auch eine gewisse Vorliebe für männliche Berufsarten zu entwickeln, wodurch ein Theil der seinem Geschlechte angeborenen charakteristischen „Weiblichkeit" und ein Theil des Sinnes für häusliche Angelegenheiten verloren gehen muß, sondern es wird auch anfangen, dem männlichen Geschlechte gegenüber, dessen Schwächen es kennen lernt, eine gewisse Gleichgültigkeit und Indifferenz zu bezeugen, wenn freilich auch die Thatsachen nicht

gerade dafür sprechen, daß die zarteren weiblichen Gefühle dabei Gefahr laufen, ganz unterdrückt oder erstickt zu werden.

Wenn nun mit dem Obigen bereits angedeutet wurde, daß das amerikanische Mädchen, gleich der Australierin, weniger für die Häuslichkeit erzogen ist, wie das deutsche, so muß zu seiner Vertheidigung doch nachgeholt werden, daß der Amerikaner als Ehemann diese Eigenschaft von seiner Gattin auch gar nicht beansprucht. Im Gegentheil! Die Männer der wohlhabenderen und selbst der besseren Mittelklasse würden es mit Entrüstung zurückweisen, ihren Frauen häusliche oder auch geschäftliche Dienstleistungen zuzumuthen, welche geeignet wären, die zarte Haut der Hände ihrer Gebieterinnen zu beschmutzen oder rauh zu machen. Während der Deutsche gewöhnlich damit zufrieden ist, eine Frau gefunden zu haben, welche ihm eine gute Suppe kocht, und hinreichend Sorge für seine Bequemlichkeit trägt, besteht der Ehrgeiz unseres transatlantischen Vetters darin, ein Wesen sein eigen nennen zu können, das im Besitze körperlicher Reize ist, ihn zu unterhalten und aufzuheitern und nach Außen hin zu repräsentiren versteht. Ja, für diese Mitgift, über die seine Frau verfügt, ist er sogar bereit, einen guten Theil seiner eigenen Bequemlichkeit zu opfern. Es ist jenseits des atlantischen Ozeans durchaus nichts Seltenes oder Ungewöhnliches, daß der willige Ehemann des Morgens um 6 Uhr aufsteht, das Feuer anmacht und den Kaffee kocht, ja sogar, nachdem dies geschehen, noch das Dienstmädchen weckt, wenn er überhaupt glücklich genug ist, ein solches zu besitzen. Daß der gesetzte Ehegemahl unter diesen Verhältnissen es nicht unter seiner Würde halten wird, sich manchmal auch zu bücken und die zierlichen Stiefeletten am göttlichen Fuße seiner angebeteten Herrin zu reinigen, kann wohl vermuthet, aber freilich nicht behauptet werden. Die Jagd nach dem Dollar, die wir mit einer gewissen Berechtigung dem Amerikaner zum Vorwurf machen, ist gewiß nur zum kleinsten Theil durch seine persönliche Vorliebe für den Mammon und durch seine Habgier verursacht. Er setzt sie in Szene, um einestheils seinem hochentwickelten Unternehmungsgeiste Rechnung zu tragen und seinen Ehrgeiz zu befriedigen, vor allem aber, um sich eine Position zu verschaffen, welche ihn in den Stand setzt, die vielen kleinen und großen Bedürfnisse seiner Gattin und Töchter befriedigen zu können. Die Diamanten, welche Jonathans Tochter auf ihrem

Nacken, an ihren Fingern und in ihren Ohren trägt, sind, wie sich Max O'rell treffend ausdrückt, die kristallisirten Schweißtropfen, die von der Stirne ihres Mannes, resp. Vaters oder Bruders fielen.

Nicht nur in New-York, sondern auch in vielen anderen großen Städten der Vereinigten Staaten, giebt es Klubs und gesellschaftliche Vereinigungen, welche nur Angehörige des schönen Geschlechtes zu ihren Mitgliedern zählen. Diese Klubs haben ihre Lese-, Spiel-, Eß- und Schlafräume ꝛc., weisen also beiläufig dieselbe Einrichtung auf, wie die männlichen. Keinem Adams Sohne wird erlaubt, diese weiblichen Heiligthümer zu betreten, und selbst der Briefträger wird mit Mißtrauen und Argwohn betrachtet. Obwohl diese Frauenklubs angeblich nur errichtet sind, um geselligen Unterhaltungen und durch Musiziren und Vorträge ꝛc. auch den Arbeiten und Künsten des Friedens zu dienen, so kann ich mich doch der Ueberzeugung nicht ganz erwehren, daß in denselben mitunter auch politisirt und polemisirt wird, ja, daß in denselben zuweilen sogar die Kriegsfanfare ertönt, d. h. daß sie die Pflegestätte der Bewegung für Frauenemanzipation sind und zugleich die Stätte, wo Feldzugs- und Rachepläne gegen die nichtsnutzige und verderbte Männerwelt entworfen und geschmiedet werden.

XLII.

Der Grand Cañon of the Arkansas — Die amerikaniſche Via mala — Eine Szenerie des Hades — Der Marſhall-Paß — Die Sangre de Christo Ranges — Der Black Cañon — Indianer und Felſenbewohner — Die Toltec-Schlucht — Ein Berg-Monarch.

„Wenn du ermüdet biſt und ſchwer bedrückt von Kummer, den du gern vergeſſen möchteſt; wenn du Neigung haſt, ein Buch zu leſen, das deine Seele erquickt und den Schlaf von deinem Körper fernhält, gehe in den Wald und auf die Berge! Dort trüben keine Thränen den reizenden Anblick, den die Natur dir bietet". Longfellow.

Nun wieder fort in die Berge! Das war meine Loſung, als ich, mit einem Rundreiſebillet in der Taſche, Pueblo verließ. Die Bahnlinie folgt dem Lauf des berühmten Arkanſasfluſſes, paſſirt Florence, ein Kohlen-Oelfeld-Zentrum, und führt jenſeits von Canon City in den „Grand Cañon of the Arkansas", deſſen engſte Partie als „Royal Gorge" (Königsſchlucht) bekannt iſt. Dröhnend und in Schlangenwindungen bewegt ſich der Zug, ſeinen Pfad tiefer und tiefer in die Berge grabend, zwiſchen den ſteilen, zu unüberſehbaren Höhen emporſteigenden Felswänden, die ſein Echo widerhallen laſſen, hindurch, an den tobenden, ſchäumenden Waſſern des Fluſſes entlang. Die Schlucht wird enger und enger, die Berge werden höher und höher, die Schatten düſterer und düſterer, die Szenerie wilder und wilder; und wenn der ſchauerlichſte Punkt der Schlucht erreicht iſt, da, wo eiſerne Bögen die Kluft überſpannen, überkommt uns ein unheimliches Grauſen. So mag der Eingang in die Unterwelt ausſehen, von der wir, nachdem wir ſie einmal betreten, nicht mehr zurückkehren! .... Bald iſt die Stelle paſſirt, der Engpaß erweitert ſich wieder zum Thal, die Herrſchaft des Lichtes macht ſich wieder geltend und wie von einem drückenden Alp

befreit, athmen wir erleichtert auf. Unwillkürlich suchen unsere Augen die lichten Höhen, und wenn wir den Ausgang der Schlucht hinter uns haben, fallen unsere Blicke auf die mit ewigem Schnee bedeckten pyramidenförmigen Gipfel der Sangre de Christo Ranges, an deren Silberglanz wir unsere Augen weiden, bis Salida erreicht ist.

Salida ist ein kleiner, aber angenehmer Ort mit reizender Umgebung, die von den oben genannten Bergen, von der Collegiate-Gebirgskette und dem Mount Schavano und Ouray gebildet wird. Nach Verlassen dieses Ortes wird das wegen seiner heißen Bäder berühmte Poncha Springs passirt und der Anstieg auf den Paß gleichen Namens, welcher die erste Sektion des berühmten Marshallpasses bildet, beginnt. Letzterer ist ein Gegenstück zu dem noch bedeutenderen „Hagermann-Paß" zwischen Glenwood Springs und Leadville, welcher der höchste Paß der Welt auf einer Hauptbahnlinie ist. In schlangenartigen Krümmungen windet sich der glitzernde eiserne Schienenweg empor. Je höher wir kommen, desto freier wird die Aussicht, und endlich beherrscht der Blick den größten Theil der vollkommensten aller Sierras, der oben erwähnten Sangre de Christo-Berge, deren konisch gestaltete Gipfel sich gegen Süden zu erstrecken, bis sie sich mit den Wolken und dem Himmel zu vermischen scheinen. Wir befinden uns nun gegen 10000 Fuß über dem Meeresspiegel, auf der Grenzscheide der Gewässer, die nach dem Atlantischen und Stillen Ozean rollen. Zu unserer Rechten thürmt sich der vom Feuer ausgebrannte „Mount Ouray" auf, begleitet vom Berg Schavano, der gleichfalls ein erloschener Vulkan ist. Haufen von Granitblöcken lagern umher, und zwischen diesen hindurch windet sich die vierfach terrassenförmige Bahnlinie von der schwindelnden Höhe wieder hinab in das fruchtbare Gunnisonthal. Der Eindruck ist überwältigend, und das Gefühl der Hochachtung vor dem Unternehmungsgeiste und der Geschicklichkeit der Vollender dieses großartigen Werkes der Ingenieurkunst mischt sich mit dem Gefühl der Bewunderung und Ehrfurcht vor der Majestät der Natur.

Abwärts geht es wieder, um vorspringende Felsen herum und am Rande steiler Abgründe dahin. Wir passiren die Orte Gunnison und Sapinero und laufen bald darauf in eine neue Schlucht, den „Black Canon", ein, die noch größer, tiefer und

dunkler und noch schöner ist, als die, welche wir kurz vorher durchfuhren; denn sie ist voll von Abwechslung an landschaftlichen Bildern.

Bald erkämpft sich der brausende Gunnisonstrom, von Felsen eingezwängt, seinen Weg zwischen mächtigen Granitblöcken hindurch, die ihm trotzig die Stirn zu bieten suchen, bald wieder fließt er ruhig zwischen niederen Ufern dahin. Hier stürzt sich ein Wasserfall von felsigen Höhen herab, dort kommt eine murmelnde Quelle zum Vorschein und verliert sich auf ihrem kurzen Wege zum Flusse. Hier streben nackte, steile Felsklippen himmelan, dort wiederum ist ein bescheidener Hügel, auf dem die Zeder und Pinie wächst.

In dieser Gegend ist es auch, wo einst die Ute-Rothhäute in ungekannten Felsschluchten ihre ernsten und unheimlichen Versammlungen abhielten. Das Gesicht mit grellen Farben bemalt, das schwarze Kopfhaar mit Federn aufgeputzt, und Hals und Arme mit Perlen geschmückt, gelangten sie, ausgerüstet mit Schild und Speer, mit Bogen, Pfeil und Tomahawks, auf verborgenen Pfaden hierher, um, angespornt von fanatischen Schamanen*), beim Scheine eines großen Feuers ihre Kriegsberathungen abzuhalten, wilde religiöse Tänze aufzuführen und sich furchtbaren Selbstpeinigungen zu unterziehen. Der Feuerschein blitzte über ihre Köpfe hinweg, und ihre unheimlichen Figuren warfen geisterhafte Schatten auf die umliegenden Felswände, deren dunkle Höhlen und Klüfte bestimmt zu sein schienen, finsteren Cyklopen und Kobolden als Behausung zu dienen.

Man schätzt die Gesammtzahl der jetzt noch lebenden Indianer auf neun bis zehn Millionen Köpfe, von denen allerdings nur etwa 400000 auf Nordamerika kommen, wo sie über Kanada und die Vereinigten Staaten, und zwar vornehmlich über Colorado, Arizona und Neu-Mexiko vertheilt sind. Daneben besitzen sie noch ein eigenes, von der Union ihnen garantirtes, von den Staaten Kansas, Texas und Arkansas eingeschlossenes Territorium (Indian Territory), auf welchem etwa 70000 Seelen ansässig sein mögen. Aber auch von diesem Boden werden sie von den Weißen und Negern allmählich verdrängt.

Selbstverständlich ist auch ein Theil der Indianerstämme durch Vermischung mit der weißen Rasse fortwährend im Auf-

*) Medizinmänner, welche gleichzeitig als Geistliche fungirten.

gehen begriffen. Das läßt sich recht deutlich an den Bewohnern des östlichen und südlichen Colorado erkennen, welche häufig genug gewisse charakteristische Merkmale, die sie mit den Indianern theilen, wie gelbröthliche Färbung der Haut, vorstehende Backenknochen, eingesunkenen Schläfen, kleine dunkle und etwas schiefgestellte Augen, dunkelröthliches Haar ꝛc. aufweisen. Es klingt seltsam und fast wie eine Ironie des Schicksals, daß gerade diese Bevölkerung in materieller, gesellschaftlicher und sittlicher Beziehung eine verhältnißmäßig hohe Stellung in den Vereinigten Staaten einnimmt.

Die Wohnungen der Indianer, sogenannte „Wigwams", bestehen meist aus kleinen, niedrigen kegelförmigen, aus Baumrinde und Lehm gefertigten Hütten, die in ihrer Mitte einen Feuerplatz und in der Decke eine Rauchöffnung haben. Wenn man durch Colorado oder sonst einen der benachbarten Staaten reist, so hat man nicht selten Gelegenheit, die braunrothen Gesellen in Pelz, Häute, abgetragene Kleider oder Wolldecken eingehüllt, vor ihren Zelten zusammengekauert sitzen und sich dem „Dolce far niente" hingeben zu sehen.

In Montrose, das den westlichsten Punkt der Zirkeltour bildet, schlägt die Bahn wiederum eine direkt südliche Richtung ein. Hier wird auch die Gebirgsscenerie wieder eine ganz besonders großartige. Links sieht man die Uncompahgre- und San Juan-Berge, zu denen Mount Sneffles, Simpsons Pik und Sultan Mountain, alle über 14000 Fuß hoch, gehören. Rechts sind die Dolores, die San Miquel- und La Plata-Berge. Kurzum, nichts als Berge und Berge; ein wahrer Ozean von Bergen! —

Die Kälte durchdrang hier meinen Körper, wie die scharfe Kante eines Messers, und allmählich begann ich, gegen die großartigen Naturbilder gleichgültig zu werden. Denn der fortwährende Genuß selbst der schönsten landschaftlichen Reize stumpft nicht nur unsere Fähigkeit, sie zu würdigen ab, sondern bringt in uns auch das Gefühl der Uebersättigung hervor. Kein Wunder also, daß sich auch in mir immer mehr der Wunsch geltend machte, bald diese ewige Felsenwildniß und Schneeflächen hinter mir zu haben, meine Augen wieder an dem frischen Grün fruchtbarer Thäler und Ebenen ergötzen und den Körper in den freundlichen Strahlen der Sonne erwärmen zu können.

Dieser bescheidene Wunsch ging in Erfüllung, als der Zug nach Passiren der wichtigen Minenstadt Silverton in den Elkpark und durch den berühmten Animas Canon in das Animasthal hinabglitt. Wogende Getreidefelder und Farmhäuser schmücken hier die Gegend; Silberbäche, von strahlendem Sonnenglanz durchleuchtet, schlängeln sich zwischen den grünen Matten dahin und mischen zuletzt ihre Wasser mit denen des poetischen Hauptstroms.

„Bald über einen Fels im Thal,
Das Bächlein munter hüpfet;
Bald wirbelt es im Sonnenstrahl,
Bald um den Berg es schlüpfet.
Bald spiegelt es des Mondes Schein,
Mit hellem Glitzern wieder;
Bald schießt es über Stock und Stein
Den steilen Abhang nieder" . . .

Burns.

Die nächste größere Station, in welche der Zug nun einfuhr, ist Durango, die Metropole des San Juan-Distrikts mit bedeutenden Kohlengruben. In ihrer Nähe befinden sich die in historischer Beziehung höchst interessanten „Cliff Dwellings", d. h. die Wohnungen einer, wie man vermuthet, längst ausgestorbenen Rasse; — eines Menschengeschlechtes, das älter ist als das, welches das Kolosseum gebaut, und dessen einstige Existenz und Lebensweise noch vielfach in mysteriöses Dunkel gehüllt erscheint. Die Wohnungen befinden sich etwa 700 Fuß über dem Boden des Mancosthales auf Felsenvorsprüngen, die gerade weit genug sind, um die zweistöckigen aus Sandstein errichteten Gebäude aufzunehmen. Boden und Dach dieser Häuser werden von den oben erwähnten vorspringenden Felsenschichten gebildet. Die einzelnen Räume sind theilweise bemalt und haben als Fenster viereckige Oeffnungen, welche die Aussicht auf das Thal gewähren, indessen keine Zeichen eines vorhanden gewesenen Glaseinsatzes erkennen lassen. Viele von ihnen enthalten Hand- und Kriegswerkzeuge, Trophäen und andere merkwürdige Gegenstände*).

*) Nach den Untersuchungen des Forschungsreisenden C. Lumholtz scheint es wahrscheinlich zu sein, daß der jetzige Indianerstamm der westlichen Sierra Madre, welcher gleichfalls Höhlen bewohnt, die Nachkommen der Cliffdweller des Mancosthales darstellt.

Auch das große Montezumathal, der Chaw Canon und das niedere Animasthal bieten dem neugierigen Fremden viel Interessantes, so daß es wohl der Mühe werth ist, diese Gegenden aufzusuchen und näher zu durchforschen.

Von Durango aus schlagen wir, fortwährend ansteigend, wieder eine östliche Richtung ein und kommen nach Ignacio, einer „indianischen Reservation", d. h. einem für die Rothhäute reservirten Gebiete. In seiner Nähe sieht man zahlreiche Zelte des südlichen Ute-Indianerstammes, die an den Ufern des Florida- und Pinosflusses errichtet sind. Auch hat man dort Gelegenheit, indianische Bogen, Pfeile und Handarbeiten gegen baare Münze einzutauschen, welche die urwüchsigen und trotzigen Söhne der Wildniß auf die Station bringen, um ein Geschäft damit zu machen.

In Cumbres, das 10000 Fuß hoch über dem Meeresspiegel liegt, hat der Zug wiederum den Kamm des Gebirges und die Grenzscheide zwischen dem Atlantischen und Stillen Ozean erklommen. Bald darauf passirt er den Toltec Gorge, eines der größten Naturwunder Colorados, und den Toltec-Tunnel, der insofern merkwürdig ist, als er den Gipfel des Berges anstatt dessen Basis durchbohrt. Kurz vor dem Tunnel befindet sich der Zug am Rande eines Abgrundes, 1500 Fuß tief, dessen seitliche, verbrannt aussehende Wände senkrecht in die Höhe steigen. Unter uns stürzt schäumend und tobend ein Flüßchen zwischen Felsen dahin; über uns ist der blaue Himmel, und um uns ist die Majestät und Stille der Natur. Wir halten unseren Athem an, und ein kalter Schauer durchrieselt uns, wenn wir da hinabblicken, wo zehnfach thurmhoch unter uns die Tiefe gähnt. Gleich darauf rasselt der schwere Wagentroß auf einem eisernen Netzwerk über den jähen Abgrund dahin — ein fürchterlicher Sprung in die Luft —, stürzt sich in das Tunnel, und wenn er aus demselben hervortaucht, sehen wir rückwärtsblickend die dunkle Oeffnung des Felsenthores, welche, allmählich immer kleiner werdend, nach und nach dem Auge entschwindet. Wir fahren dann in Windungen die Phantomkurve entlang, eine wilde Gegend mit zahlreichen, monumentartigen Felsmassen, gleiten vorsichtig in das Los Pinosthal herab und erreichen bald darauf Alamosa im San Luis Valley oder San Luis Park, der eine große und fruchtbare Ebene im südlichen Colorado darstellt.

„Parks“ nennt man in Colorado große, hochgelegene Thäler oder Ebenen (plateaus), welche von Höhenzügen eingeschlossen werden, vielfach mit üppigem Baumwuchs und Seen geschmückt sind und stellenweise sich durch große Fruchtbarkeit auszeichnen. Zu ihnen gehören der an der Grenze von Wyoming gelegene North (Nord-) Park, der Middle (Mittel-) Park, der aus zahlreichen vulkanischen Hügeln zusammengesetzte South (Süd-) Park und das San Luis Valley. Sämmtliche Parks liegen in einer Höhe von 2000 bis 3000 Meter über dem Meeresspiegel und erfreuen sich infolgedessen einer klaren und trockenen, sich besonders für Lungenkranke wohlthätig erweisenden Luft. Man nimmt an, daß diese Parks Reste ehemaliger Seen sind. San Luis Park nun, in den wir soeben eingelaufen sind, liegt im südlichen Colorado nach der Grenze von New-Mexiko zu, ist etwa 10000 Quadratmeilen (englisch) groß und bildet eine weite sandige, aber durch natürliche und künstliche Bewässerung in hohem Grade fruchtbar gemachte Ebene, in der besonders Hafer, Weizen, Kartoffeln, Bohnen, alle Arten von Wurzelgemüse, Hopfen, Clover*) und Früchte gedeihen.

Von Alamosa aus ist es uns auch vergönnt, den Sierra Blanca, den höchsten Berg der Rocky Mountains, einen wahren Felsmonarchen, von Kopf bis zu Fuß zu sehen. Er gewährt einen vornehmen und imposanten Anblick. Frei tritt er aus der Gebirgskette, welcher er angehört, heraus, gleich einem seinem Gefolge voranschreitenden Fürsten, indem er sein mit einer dreigezackten Krone geschmücktes Haupt in die Wolken erhebend, von der Ebene aus bis zu einer Höhe von 14464 Fuß — 4408 Meter — emporsteigt, und so dem Beschauer in seiner ganzen Majestät vor Augen tritt.

„Jeder Zoll ein König.“

Ich halte den Sierra Blanca für den schönsten Berg der Felsengebirge, der wohl an Schönheit alle Berge der schweizerischen und Savoyischen Alpen überträfe, wenn ihm nicht der bis an die Füße herabreichende Schneehermelin fehlte, der jene bekleidet.

Der ausgesprochene Mangel an ewigem Schnee und an Gletschern ist überhaupt ein hervorstechender Charakterzug der Berge

*) Klee.

Colorados, der durch die relativ südliche Lage des Landes, resp. durch sein warmes und trockenes Klima bedingt wird. Während nämlich in der nördlichen Schweiz die Schneelinie schon bei einer Höhe von ca. 2600 Meter beginnt, so nimmt sie in Colorado ihren Anfang erst bei einer Höhe von ca. 3500 Meter. Kahle, schneelose Berge jedoch erscheinen im Allgemeinen weniger imposant als schneebedeckte. Colorado hat wohl an 100 Berggipfel, welche eine Höhe von 4000 Meter und darüber erreichen; es hat also viel mehr und höhere Berge, wie die Schweiz, aber es dürften doch nur wenige darunter sein — mit Ausnahme des „Long", „Grays" und „Pike's Peak" vielleicht — welche das Grandiose eines Montblanc, die Schönheit eines Monte Rosa oder den unvergleichlichen Glanz einer Jungfrau aufzuweisen imstande wären. Ich mag mich hierin vielleicht täuschen; ich gebe jedoch den Eindruck wieder, den die Coloradoberge jenen der Schweiz gegenüber auf mich machten.

Nach Uebersteigung des Vetapasses, der durch seine „Mule-Shoe Curve" (Maulesel-Hufkurve) berühmt ist, weil sie die stärkste bekannte Bahnkrümmung der Welt darstellen soll, kommen von rechts die symmetrischen Häupter der „spanischen Brüder" wieder zum Vorschein, und daran erkennen wir, daß wir dem Ende unserer Rundtour, resp. ihrem Ausgangspunkte uns nähern. Diesen haben wir denn auch mit der Einfahrt in den Bahnhof von Pueblo wieder erreicht.

XLIII.

Abschied von den Felsengebirgen — Die Prärien — Kansas City — St. Louis — Chicago — Das Land der großen Dimensionen und Ziffern — Das größte Naturschauspiel der Erde — Eine schnelle Fahrt — New-York — Das Ende.

„Vom Fels zum Meer".

Die Zeit, von Colorado Abschied zu nehmen, war gekommen. Als der Zug aus dem Bahnhofe von Pueblo herausdampfte, stellte ich mich auf den hinteren Perron eines Pullman-Wagens, um den prächtigen Anblick nochmals mit vollen Zügen zu genießen, welchen die Front-Ranges der Felsengebirge, von Osten besehen, gewähren. Und in der That war es ein Bild überraschender und erhabener Schönheit! Eine unübersehbare Kette tiefblauer Berge, von strahlendem Sonnenlichte übergossen, deren obere hügelförmige schneeige Linie sich gegen den sie umwallenden Horizont gleich einem Silberfaden scharf abgrenzte, zog sich in der Richtung von Norden nach Süden hin. Noch konnte ich die einzelnen vorspringenden Felswände, sowie die zwischen ihnen gelegenen, mit grünem Holzschlage bedeckten Schluchten, aus denen hervor sich das Wasser seinen Weg in die Ebene bahnte, deutlich erkennen; bald aber verloren sie sich mehr und mehr und gingen in den allgemeinen Umrissen der immer niedriger werdenden Gebirgskette auf. Aber auch diese begann allmählich vor meinen Augen zu verschwinden. War es der Berggeist, der, grollend darüber, daß man ihn, der uns so gastfreundlich aufgenommen, verließ, einen Riesenschleier über seine Wohnung zog? Und stellte der matte, weiße Schimmer, den ich noch sah, die Schneedecken der Berggipfel vor, oder waren es zarte Schäferwölkchen, welche mein Auge täuschten? Immer undeutlicher und verschwommener wurde das Bild; die Bergkonturen verschmolzen mit dem Dunstkreis des

Horizonts, und nach dem Himmel zu dämmerten nur noch Spuren von etwas Graublauem und Weißem. Kurz darauf verloren sich auch diese, und damit waren und blieben die Felsengebirge .... verschwunden. — Adieu, ihr Berge, und .... vielleicht .... auf Wiedersehen!

Ueber die weiten baum- und anscheinend endlosen Flächen der Prärie brauste der schwere eiserne Troß auf seinem blanken Schienenwege dahin, eingehüllt von schwarzen Rauch- und Staubwolken, und überschüttet von einem Hagel ausgebrannter Kohlenstückchen, welche der sprühende Geiser der arbeitsfreudigen Maschine ständig herausschleuderte. Die Telegraphenpfosten, die treuen Begleiter der Wüstenbahn, flogen in rascher Aufeinanderfolge vor meinen Augen vorüber und erinnerten mich daran, daß sie hier standen als Zeugen und Träger der Kultur, welche nicht nur in die Mitte der ödesten Steppen gedrungen ist, sondern bereits ganz Nordamerika umspannt. Ich verließ die Plattform und begab mich auf meinen Sitz in das Innere des Wagens, um da im Geiste nochmals Rundschau zu halten über dieses amerikanische Arkadien und Wunderland, das ich in den letzten Tagen gesehen und angestaunt hatte. Wunderland? .... Jawohl, Colorado ist ohne Zweifel ein Wunderland; seine zahlreichen, hohen Berge, die vielgestaltigen phantastischen Formen seiner Sandsteinfelsen, seine grausigen, wildromantischen Schluchten, seine hohen Pässe mit ihren eisernen Schienenwegen und endlich sein großer Reichthum an edlen Metallen und an anderen Mineralien*) stempeln es dazu! — Aber Colorado ist keine Schweiz! .... Seinen Bergen fehlt nicht nur der weiße bis an ihren Fuß herabhängende Hermelinmantel, der die meisten Berge der Schweizer- und Savoyer-Alpen umgiebt, sondern vor Allem auch die gewaltigen in den Sonnenstrahlen wie ungeheure Silberflächen schimmernden Eismassen und Gletscher, welche viele der letzteren bedecken. In ähnlicher Weise ermangeln Colorados Thäler der zahlreichen, hohen und graziösen

*) Die Goldproduktion des Staates Colorado belief sich im Jahre 1901 auf etwas über 25 Millionen Dollars. Es steht sonach heutzutage wohl allen goldproduzirenden Ländern der Erde voran, Kalifornien, Westaustralien und den Witwaterranddistrikt in Südafrika mit eingeschlossen. Der Werth der Silberausbeute war im Jahre 1897 über 14 Millionen Dollars und die Kohlenindustrie zeigte ein Ergebniß von $3^1/_2$ Millionen Tonnen.

Wasserfälle, sowie der krystallnen Gebirgsbäche, Flüßchen, Flüsse und Ströme. Seine Ebenen ermangeln auch der grünen Matten und lachenden Auen, der unvergleichlichen romantischen Seen*), der gut gehaltenen und bequemen Landstraßen, und endlich der zahlreichen reizenden und einladenden Villen, Landhäuser, Dörfer, Marktflecken und Städte, welche die Schweizerlandschaft so herrlich schmücken.

Es ist wahr, das Felsenmeer, die Hügel von Granitblöcken, die grauenerregenden, düsteren Schluchten und viele anderen Naturwunder Colorados, regen uns zum Staunen, ja zur Bewunderung an; aber ihre Kahlheit, Nacktheit und Schroffheit, bedingt durch den Mangel an Baumwuchs und niederem Gebüsch, vor allem aber der Mangel an scenischer Abwechselung, wirken ermüdend auf das Auge und den Geist. Es ist dort viel Großartiges, ja Majestätisches zu schauen, aber wenig Liebliches und Anmuthiges; viel Ernstes und Erhebendes, ja Gebieterisches, aber wenig Heiteres und Mildes! Colorado ist großartig, aber nicht schön! Es ist romantisch, aber nicht idyllisch! Oft bizarr und wild, aber selten ansprechend und gewinnend! — Es giebt nur eine Schweiz!

Der östliche Theil Colorados, in dem ich mich jetzt befand, bildet mit dem westlichen Theile des Staates Kansas auch heute noch eine weite Fläche von scheinbar endlosen wüsten Steppen, auf denen nichts als Buffalogras gedeiht. Dieses Gras hat eine graubraune Farbe, ist nur einige Zoll hoch, gekräuselt und anscheinend trocken und kraftlos, besitzt jedoch einen ganz bedeutenden Nährwerth, indem es die auf den Steppen weidenden Vieh- und Schafheerden, die dasselbe gerne zu sich nehmen, nicht nur zu ernähren, sondern geradezu zu mästen vermag. Dies ist ein Beweis, daß der Boden, auf dem es wächst, nicht ertragsunfähig ist; es fehlt ihm nur der befruchtende Regen resp. die künstliche Bewässerung und die Pflugschar des Landmannes, um ihn aus einer Wüste zu dem zu machen, was bereits viele andere Länderstrecken Amerikas geworden sind, nämlich zu einem jungfräulichen, höchst ergiebigen Ackerfeld.

*) Dies ist natürlich nur im Allgemeinen gesprochen; daß es davon viele rühmliche Ausnahmen giebt, geht aus den früheren Schilderungen hinreichend hervor.

Wenn je die Empfindung des Unendlichen, des Ewigen und Unabänderlichen an mich herantrat, so war es auf diesem unübersehbaren Prärie-Ozean, der nun vor mir lag. Wenn uns je das Gefühl der Einsamkeit, der Verlassenheit und Oede beschleicht, so ist es auf diesen schier grenzenlosen Wüsteneien, die uns dort umgeben. Der breite goldene Feuerball der Sonne rollt täglich über uns hinweg auf seiner ihm vorgezeichneten ewigen Bahn und bestrahlt mit versengender Gluth die graufarbenen, stellenweise ins Weißliche oder Braune spielenden Sandflächen der weiten Steppen, aber er verändert ihre Farbe nicht. ... Die glänzendfahle Silberscheibe des Mondes löst am Abend das glühende Tagesgestirn ab und macht schweigend ihren gewohnten Rundgang durch die fernen Höhen von Ost nach West, aber sie erzeugt keine gespenstischen Schatten auf dem von ihr erhellten Boden, denn nichts ist da, um Schatten zu verursachen..... Wolken mögen über die Ebene dahinziehen, Blitze die Luft durchzucken und ein gelegentlicher Regenschauer die dürstende Erde befruchten, aber er vermag keinen grünen Halm aus ihr hervorzulocken. Es mag ein heftiger Tornado über das Wüstenmeer hinwegbrausen; er verändert seine Wellen nicht, und selbst der Feuerbrand, der sich über die sandigen Steppen dahinwälzt, vermag keinen anderen Einfluß auf dieselben auszuüben, als schwarze Spuren seines Besuches zu hinterlassen; denn nichts ist da, was er verzehren könnte!

Diese Präriebrände, mit deren angeblichen Furchtbarkeit schon unsere kindliche Phantasie durch drastische Beschreibungen geängstigt wurde, sind in diesen Gegenden heutzutage ein ganz gewöhnliches Vorkommniß und werden meist durch brennende Kohlentheilchen verursacht, welche die Lokomotive auswirft. Sie sind hier, wo dem Feuer aus Mangel an Strauchwerk und hohem Gehölz fast jede Nahrung fehlt, ganz ungefährlich und ersticken meist von selbst. Ja sogar in dem Falle, daß sie Gehöfte bedrohen sollten, wissen sich die Farmer meist dadurch zu schützen, daß sie mit einer Pflugschar um die zu rettende Stelle einen kleinen Graben ziehen, den das Feuer nicht überschreiten kann, oder sie legen auch ein Gegenfeuer an, das dem herannahenden Prärieseuer die Nahrung entzieht.

Die bedeutenderen Städte, welche man, von Westen kommend, auf der Santa Fé-Bahn berührt, sind La Yunta, Dodge City, —

so genannt wegen der Fata morgana, die man dort häufig zu sehen bekommt, — Kinsley, Hutchinson, Newton, Florence, Emporia, Topeka, die Hauptstadt des Staates, und Lawrence. Bis nach Hutchinson folgt die Linie mehr oder minder dem Laufe des breiten, sandigen und gelbfluthigen Arkansasflusses. Dabei kann man beobachten, daß, je weiter man von La Junta aus nach Osten vordringt, desto mehr Ansiedelungen und desto größere Strecken kultivirten Landes zum Vorschein kommen, bis schließlich zwischen Topeka und Lawrence ein hoher Grad von Kulturzustand erreicht wird. Hier sieht man nicht nur üppiges, fettes und kniehohes (und noch höheres) Gras, sondern auch wogende Getreidefelder mit Mais, Hafer, Weizen, Roggen und Gerste, abwechselnd mit Anpflanzungen von Kartoffeln, Bohnen, Erbsen, Flachs, Tabak und Wein, — ein Zeichen, daß das frühere Prärieland einen ausgezeichneten Ackerboden besitzt.

Welch wunderbare Veränderungen haben nicht auf diesen weiten Gefilden innerhalb einiger Dezennien stattgefunden? Es war vorzüglich in den Regionen des ausgedehnten Kansas und Nebraskas, wo einst der Büffel in Millionen hauste, wo die rasche Antilope und das Elenthier über die Ebenen eilte und der gierige Präriewolf und der Jaguar nach Beute spähten. Der Boden war hier einst bedeckt mit unzähligen Ansiedelungen von Präriehunden, — „Prärie Dog Towns“ —, die ihre Wohnungen friedlich mit Klapperschlangen und Eulen theilten. Und jetzt gehört fast die ganze einstige Thierwelt dieser Gegenden in das Reich der Fabel und der Mythe! Von Osten her marschirte die Kultur und Zivilisation gen Westen. Von Osten her kam der unerbittliche weiße Eindringling und entwand, Schritt für Schritt, der grimmen Rothhaut die heimathliche Scholle, die sie bis dahin unbestritten beherrscht hatte. Aus Holz zimmerte sich der kühne Pionier eine Hütte; bald erweiterte sich die Hütte zu einem Gehöfte. Gehöfte wurden zum Dorf, Dörfer wurden zu Marktflecken und Marktflecken verwandelten sich in Städte. Und diese wiederum entwickelten sich zu blühenden Handelsemporen; und das nicht im Verlauf von Jahrhunderten und Jahrtausenden, wie in der alten Welt, nein, im Verlauf von Jahrzehnten! Das ist der Entwicklungsgang der meisten amerikanischen Städte!

Ein Theil der obengenannten Orte auf der langen Route

von den Felsengebirgen bis Kansas City dient als Eßstationen, und so kann man denn häufig bei der Ankunft des Zuges mit Augen und Ohren wahrnehmen, daß die Glocken der in Front der Bahnlinie stehenden Hotels außerordentlich kräftig gezogen werden. Wenn man bei uns so stark läutet, so ist es gewöhnlich eine Aufforderung zum Kirchgang. Dort aber bedeutet es eine Aufforderung zur Mahlzeit.

Das Aussehen genannter Städte unter einander stimmt in allen wesentlichen Punkten mehr oder minder überein. Gewöhnlich gleichen sie sich wie ein Ei dem anderen. Im Gegensatze zu den großen Industrie- und Handelsstädten des Ostens tragen sie einen mehr ländlichen oder kolonialen Charakter, wie er auch in den meisten kleineren australischen Städten ausgesprochen ist, d. h. sie haben gewöhnlich breite und ungepflasterte Straßen, die zum großen Theil mit niedrigen Holzhäusern bebaut sind. Die letzteren sind häufig mit hölzernen Altanen versehen und haben in der Höhe des ersten Stockwerks aus Eisenblech hergestellte Bedachungen angebracht, welche über die Trottoirs hinwegführen und theilweise zum Schutze der im Laden ausgestellten Verkaufsgegenstände, theilweise aber auch zum Schutz der unter ihnen wandelnden Menschen gegen die Strahlen der Sonne dienen. Zwischen diesen kleineren oder größeren Holzbauten lugen auch viele stattliche und massive Gebäude, große Warenhauslager, Magazine, öffentliche Bureaus ꝛc. hervor. In den Seitengassen umgeben niedliche Gärten mit schattigen Bäumen die freundlichen Wohnungen. Trotzdem erscheinen die Städte dem Touristen ebenso eintönig, wie ihre Umgebung, welche der landschaftlichen Abwechselung fast durchgehends entbehrt.

Ein wesentlich verschiedenes Aussehen von den obengenannten Orten bildet die im äußersten Osten des Staates Kansas gelegene bedeutende Handels- und Industriestadt „Kansas City“, welche in raschem Aufblühen begriffen ist. Sie verdankt dies zum großen Theil ihren in großartigem Stil angelegten Schlacht- und Fleischversandthäusern, welche jährlich im Durchschnitt etwa eine Million friedliche Horn- und zwei Millionen grunzende Borstenthiere auf die Schlachtbank führen und verarbeiten. Kansas City ist sonach in dieser Beziehung eine mächtige Konkurrentin von Cincinnati und Chicago und wird deshalb auch, gleich diesen Orten, folgerichtig mit dem nicht sehr schmeichelhaften Namen „Porcopolis“,

d. h. die große „Schweineſtadt" des Weſtens bezeichnet. Wir wollen uns nicht bemühen, ihr dieſen Ruf und Ruhm ſtreitig zu machen, ſondern eher noch eine neue Bezeichnung hinzufügen, die am beſten mit „Rauch"- oder „Schlotſtadt" wiedergegeben wird. Ja, Kanſas City iſt das im vollſten Sinne des Wortes, gleich ſeiner nächſten großen Nachbarin St. Louis im Staate Miſſouri.

St. Louis, mit einer Einwohnerzahl von 700000 Seelen, iſt die größte, aber nicht die Hauptſtadt eben genannten Staates und nimmt in Bezug auf kommerzielle und induſtrielle Stellung den fünften Platz unter allen Großſtädten der Vereinigten Staaten ein. Seine außerordentlich günſtige Lage in Mitte des ungeheuren Miſſiſſippi-Beckens, das von zahlreichen Waſſerſtraßen, dem Miſſouri, Arkanſas, Platte, Kanſas, Ohio, Wisconſin u. ſ. w. durchzogen wird, und der dadurch bedingte großartige Schiffsverkehr, im Verein mit ſeinem weitverzweigten Eiſenbahnnetz, das über dreißig Bahnlinien aufnimmt und im Mittelpunkt der Stadt vereinigt, machen es zu dem größten Stapelplatz des zentralen Theiles der Union. Es beſitzt unzählige induſtrielle Etabliſſements, darunter viele Hunderte von Cigarren-, Tabak- und Kleiderfabriken, eine große Anzahl von Fleiſchverpackungsanſtalten, über hundert Gießereien, vierzehn Eiſenbahnwagenbauanſtalten und große Brauereien, von denen die „Anhäuſer Buſchbrauerei" die bedeutendſte in Amerika iſt. Dieſer Name hat entſchieden einen deutſchen Klang, und wenn wir berückſichtigen, daß nach St. Louis Milwaukee die größte Brauſtadt der Vereinigten Staaten iſt, eine Stadt, wo das deutſche Element ungefähr in demſelben ſtarken Verhältniſſe vertreten iſt, wie in St. Louis, ſo können wir mit Rückſicht auf die Bierverhältniſſe in unſerer eigenen Heimath, beſonders aber mit Rückſicht auf die großen Brauereien in Berlin, München, Dortmund, Kulmbach u. ſ. f. dem franzöſiſchen Blatte „Siecle" nicht ſo ganz Unrecht geben, das einſt gelegentlich der letzten deutſchen Ausſtellung in Paris die uns wenig ſchmeichelhafte Aeußerung machte: „Die größte Induſtrie der Deutſchen wird durch ſeine Brauereien repräſentirt".

Neben dem großen Bierverſandtgeſchäfte erſtreckt ſich der Haupthandel von St. Louis auf Baumwolle, Getreide, Vieh, Fleiſch, Brot, Tabak und Holz, während das umliegende Terrain mit

seinen reichen Eisen- und Kohlenminen gleichfalls wesentlich zum Gedeihen und Aufblühen der Stadt mit beiträgt.

Ich glaube auf eine nähere Beschreibung der Metropole des Mississippibeckens umsomehr verzichten zu können, als ich später noch die wesentlichsten Charakterzüge, welche die meisten Städte des östlichen und zentralen Bereiches der Union mit einander theilen, anführen werde. Hier möchte ich nur noch den schönen in Mitte der Stadt sich befindlichen „Lafayette Park" erwähnen, eine hübsche Anlage mit prachtvollen Blumenbeeten, Fontainen und Statuen; ferner den großen „Forest Park", den Stolz und Ruhm des St. Louis-Bürgers, sowie das schöne Bahnhofsgebäude mit seinem herrlichen, mit großer Pracht und Verschwendung ausgestatteten Wartesaal. Es ist geradezu ein Vergnügen, sich in demselben einige Stunden unter der bunten Menge herumzutreiben, seine Granittreppen auf- und abzusteigen, seine Marmorwände und Marmorsäulen näher zu besichtigen, die Malereien des Plafonds zu bewundern und seine Augen an den mit Blumen geschmückten Fontainen zu ergötzen. Schöne Restaurationsräume, Cigarrenläden, Zeitungsstände ꝛc. tragen weiter dazu bei, den Aufenthalt daselbst gemüthlich zu machen.

Der Bahnhof von St. Louis ist der größte der Welt. Ihm zunächst steht der Frankfurter; dann folgt die St. Pancras-Station in London, und dieser das Grand Central-Depot in New-York.

Auch die große Brücke von St. Louis, welche über den Mississippi nach East St. Louis führt, verdient hier genannt zu werden. Sie ist 680 Meter lang und hat drei aus Gußstahl errichtete Bögen, die auf steinernen Pfeilern ruhen. Der Eisenbahnverkehr findet auf dem oberen, der Fuß- und Wagenverkehr auf dem unteren Stockwerk statt. Die Kosten ihrer Errichtung beliefen sich auf elf Millionen Dollars.

Die ungeheuren Getreidespeicher, Lagerschuppen, Waarenhäuser und Magazine, welche sich zu beiden Seiten des Stromes befinden, die zahlreichen Dampfer, welche den Fluß auf- und abwärts fahren, und der rege Verkehr in den hier auslaufenden Straßen geben uns einen beiläufigen Begriff von dem großen Schifffahrtshandel der Stadt. Im Uebrigen dürfte jedoch der Fremde von dem Aussehen des „Mississippi", der etwas oberhalb von St. Louis den Missouri aufnimmt, sehr enttäuscht sein. Taylor nennt

ihn den „häßlichsten Fluß der Welt*), und seine monotonen Ufer tragen nicht viel zur Verschönerung seines Aussehens bei. Wer hat nicht schon als Kind von dem „Vater der Ströme" gelesen und gehört und in wem entstand nicht der glühende Wunsch, in seine Fluthen schauen zu können? Welcher Kontrast nun zwischen dem jugendlichen Phantasiegemälde und der Wirklichkeit! Traurig wälzen sich seine Fluthen, Sand, Morast und Baumstämme mit sich führend, zwischen ebenen Flächen und reizlosen Landstrecken dahin, um sich bei New-Orleans mit denen des atlantischen Ozeans zu mischen und sie mit ihren gelben Wassern zu trüben. Nur in seinem oberen Verlaufe, unterhalb St. Paul weist er auf eine Strecke von einigen hundert Meilen landschaftliche Reize auf, die denen des Rheinstroms kaum nachstehen dürften.

St. Louis ist, ähnlich wie San Franzisco, eine kosmopolitische Stadt. Neben vielen Irländern, Franzosen und Böhmen ist besonders auch unser landsmännisches Element dort stark vertreten. Deutsche Theater, deutsche Musik-, Gesangs- und Turnvereine — wobei natürlich auch der deutsche Gerstensaft eine große Rolle spielt — wetteifern darum, das Deutschthum zu pflegen und zu erhalten. Trotzdem möchte ich dort nicht zum Vergnügen leben. Noch wäre es mir besonders darum zu thun, meine ärztliche Thätigkeit daselbst auszuüben. Denn St. Louis scheint mehr das ärztliche Dorado für solche Herren zu sein, welche sich vorzüglich mit Rachen- und Kehlkopfleiden beschäftigen, als für jene, welche sich, wie ich, speziell Hautkrankheiten widmen. Die unwillkommenen Rauchwolken nämlich, welche von den dortigen zahlreichen Fabriken ausgestoßen werden und sich wie ein dichter Schleier über die Stadt legen, reizen die Rachen- und Kehlkopfschleimhaut ganz empfindlich. Es ist dort in dieser Beziehung viel schlimmer, wie in einigen Vororten Dresdens. Ich hörte wohl an keinem Orte soviel Räuspern und Husten wie in St. Louis, noch traf ich irgendwo — Sanatorien selbstredend ausgenommen, — soviel

*) Diese Bezeichnung bezieht sich eigentlich auf den Missouri, welcher bei seiner Vereinigung mit dem Mississippi den größeren Arm vorstellt und jenen, der bis dahin ziemlich klar und rein erschien, mit seinem trüben Wasser verunreinigt.

Bedauernswerthe, welche den Verlust ihrer Stimme zu beklagen hatten, wie dort.

Deshalb fort von diesen Schornsteinpaläſten, Dampfkesseln, Kaminschlössern und Rauchschloten! Einige Stunden in die frische Luft, in einen der zahlreichen und berühmten Parks von St. Louis und dann weiter nach Chicago, der Königin der Seen, diesem großen Handelszentrum, dessen Pulsschlag überall hin bis in die entferntesten Länder der Erde gefühlt wird, und dessen im Jahre 1893 abgehaltene große Columbia-Ausstellung die ganze zivilisirte Welt mit Staunen und Bewunderung erfüllte!

Chicago, diese junge aber gigantische Wunder- und Zauberstadt, die zweitgrößte Stadt Amerikas und die gefährlichste Rivalin der großen Metropole am Gestade des atlantischen Ozeans, erhob sich nach den Feuersbrünsten der Jahre 1871 und 1874 gleich einem Riesenphönix aus seiner Asche und zählt jetzt nahe an zwei Millionen Einwohner. Chicago ist eine typisch amerikanische Stadt, die wahre Repräsentantin der Größe und des Reichthums des Landes, dem sie angehört, und ein Produkt des kühnen Unternehmungsgeistes, der Arbeitsfreudigkeit, Ausdauer und Zähigkeit seiner Bewohner.

Chicago, die größte Binnenstadt der Union — eine Stadt, 500 Meilen vom Meere abgelegen, ist zugleich eine .... Seestadt! Wieso? Das klingt ja echt amerikanisch! Und doch ist es so! Ja, die Stadt steht sogar zweifach mit dem Meere in Verbindung. In nordöstlicher Richtung ist die Verbindung mit dem atlantischen Ozean hergestellt durch den Michigan-, Erie-, Ontariosee und Lorenzostrom, und in südlicher Richtung durch den großen Michigan-Illinois-Kanal und den Mississippi mit dem Golf von Mexiko! Nur eine Stadt, welche die Vortheile eines ausgedehnten fruchtbaren und reichen Landes mit den Vortheilen eines Seehafens verbindet, konnte sich trotz schwerer Unglücksschläge innerhalb eines Zeitraumes von kaum hundert Jahren zu einer solch ungeahnten und erstaunlichen Höhe entwickeln.

Chicago zählte, obwohl es schon im Jahre 1804 gegründet wurde, im Jahre 1830 kaum ein Dutzend Häuser. Aber der Bau des Illinois and Michigan Kanals hat sein Wachsthum wesentlich befördert, so daß es 1870, also kurz vor dem Ausbruche

des ersten großen Feuers eine Einwohnerzahl von etwas über 300000 Seelen hatte. Der Brand, bei dem nahe 20000 Häuser von den Flammen verzehrt wurden, konnte seine Fortentwickelung nicht aufhalten. Kaum zwei Jahre nach dem großen Unglück stand die Stadt verjüngt und verschönert wieder da, und heute . . . .! Nun, sie ist eine der gewaltigsten Städte des Globus, zu gleicher Zeit aber auch der größte Getreide- und Viehmarkt der Welt!

Chicago hat Straßen, mindestens zehnmal so lang wie die Friedrichstraße in Berlin und ca. dreißigmal so lang wie die berühmte „Unter den Linden", — Avenuen und Boulevards, gegen welche die meisten Pariser Boulevards wie schmale und kurze Spazierwege erscheinen, — und Parks, die an Anzahl und Ausdehnung jenen von London und Paris zusammengenommen, kaum nachstehen.

Sein Eisenbahnnetz, das etwa vierzig Bahnlinien umfaßt, ist das größte der Welt, und sein Hochbahnsystem läßt selbst das von New-York hinter sich zurück.

Es besitzt ein Pumpwerk, welches die Stadt täglich mit 300 bis 400 Millionen Liter Wasser versorgt, — Viehhöfe, geräumig genug, um eine Stadt darauf zu bauen, — Hotels, so groß, daß sie die ganze Bevölkerung eines Marktfleckens in sich aufnehmen könnten, — Bureausgebäude, deren Gipfel die Bekanntschaft mit den Wolken zu machen scheinen, — Detailgeschäftshäuser, welche einen ganzen Straßenblock einnehmen, — Getreidespeicher, nicht viel kleiner wie das Schiff des Kölner Doms, — und Banken mit einem riesigen Gesammtumsatzkapital, ungefähr jährlich fünfmal so groß wie die letzte französische Kriegsentschädigung an Deutschland!

Das sind beiläufig die charakteristischsten Merkmale dieser Riesenstadt, dieses größten aller Städte-Parvenus moderner Zeiten!

Chicago liegt am südlichen Ufer des Michigansees und wird durch den schmutzigen Fluß gleichen Namens in drei Bezirke getheilt, d. h. in einen nördlichen, südlichen und westlichen, die durch eine Unzahl von Drehbrücken und einige etwa 800 Fuß lange Tunnels mit einander in Verbindung stehen. Die Stadt ist auf eine weite, fast hügellose Ebene hingebaut, die ebenso flach ist, wie die Coloradowüste, und bedeckt ein Areal von über 450 Quadratkilometer, ist also an Ausdehnung etwa um ein Drittheil größer wie London.

Jener Stadttheil, der jetzt das Hauptgeschäftsviertel ausmacht, stand früher auf ungesundem, sumpfigen Boden, wurde jedoch durch Aufschütten von Erde in hygienischer Beziehung soweit verbessert, daß er jetzt mit zu den gesündesten Vierteln der Stadt gerechnet werden kann.

Die Straßen, welche, gleich jenen der meisten anderen amerikanischen Städte nach dem bekannten Schachbrettsystem angeordnet sind, also in Folge ihrer rechtwinkeligen Kreuzung eine quadratförmige oder parallelogrammartige Eintheilung aufweisen, sind durchschnittlich sehr lang und breit und entweder mit Holzwürfeln oder Stein gepflastert, während jene der außenliegenden Bezirke einfach gewalzt sind. Der große Verkehr in denselben, theilweise aber auch das Material des Bodens, bringen es mit sich, daß sie bei nassem oder feuchtem Wetter ziemlich schmutzig und schlüpfrig werden.

Reinlichkeit und Sauberkeit in den Straßen ist überhaupt eine Eigenschaft, deren sich nur wenig amerikanische Städte rühmen können. Selbst die berühmte State-Street in Chicago, die bedeutendste und schönste Verkehrsader der Stadt, ist von diesem Verdikt nicht ausgeschlossen. Aehnlich, wie einige Pariser Boulevards des Morgens mit Gemüse- und Obstständen ꝛc. besetzt sind, so dient auch sie an ihrem nördlichen Ende dem Verkaufe von allen möglichen Produkten und Waaren, was ihrem Aussehen insofern Eintrag thut, als es ihr einen gewissen ländlichen Charakter aufprägt.

Es möge mir gestattet sein, hier einzuschalten, daß der Uebelstand, die Hauptverkehrsadern der Stadt gleichzeitig als Markt für den Verkauf von Lebensmitteln und anderen Gegenständen zu benützen, mir ganz besonders in Philadelphia auffiel. Dort sah ich ganze Wagenburgen mit Getreidesäcken oder sonstigen landwirthschaftlichen Produkten beladen, in wichtigen Verkehrswegen stehen, so daß es bei deren verhältnißmäßiger Enge schwer war, durchzukommen. Gewiß, es ist eng, dumpf, schmutzig und ungemüthlich in den meisten Straßen der Quäkerstadt, die trotz all' ihrer Parks und Marmor- und Granitpaläste nur bei wenigen Fremden einen günstigen Eindruck hinterlassen wird. Sie ist gerade das Gegentheil von ihrer schönen Nachbarin „Washington", der Hauptstadt der Vereinigten Staaten, und zu gleicher Zeit der Beherrscherin sämmtlicher Städte Amerikas, die mit ihren breiten,

ruhigen und vornehmen Straßen, vor Allem aber durch ihr unvergleichliches Kapitol, jedem Touristen imponirt und eine dauernde, angenehme Erinnerung aufzwingt.

Kehren wir nun nach dieser kurzen Abschweifung wieder nach Chicago zurück und sehen uns in seinen Straßen etwas genauer um, so werden uns vor Allem die vielen großen und massiven öffentlichen Gebäude, sowie die zahlreichen hohen, meist aus Eisen und Ziegelverkleidung errichteten Geschäftshäuser, die mitunter eine Höhe von zwanzig Stockwerk und darüber aufweisen, in die Augen fallen. Das unterste Stockwerk der öffentlichen Bauten sieht man nicht selten ganz aus Granitblöcken hergestellt. Ich unterlasse es, die einzelnen besonders hervorragenden Gebäude aufzuzählen, und bemerke nur, daß dieselben gewöhnlich mehr durch ihre Größe wie durch Schönheit imponiren. Unter den zahlreichen Zeitungspalästen und stattlichen Klubhäusern, welche man dort zu sehen bekommt, sind auch viele deutsche Namen vertreten. Ueberhaupt spielt das Deutschthum in Chicago, ähnlich wie in San Franzisco, St. Louis und Milwaukee, eine bedeutende Rolle. Es ist das allerdings auch kaum anders zu erwarten, wenn wir berücksichtigen, daß beiläufig ein Dritttheil der Bevölkerung Chicagos, also mindestens 5 bis 600000 Personen Deutsche sind, — die von deutschen Eltern dort Gebornen natürlich mit eingeschlossen. Welcher Kontrast in dieser Beziehung zwischen den amerikanischen und australischen Städten! In Amerika kommt unser Landsmann vorwärts, in Australien nicht*). In ersterem Lande legt er sich bald etwas zurück — wenn er will, — gründet sich dann ein Heim, erwirbt mehr Geld, kommt zu Stellung und Ansehen, baut sich sein Haus, seinen Klub, und druckt und hält sich seine deutsche Zeitung, bewahrt dadurch aber auch, mehr als in Australien, sein deutsches Empfinden und seine nationale Eigenart. Im Lande der Antipoden dagegen verliert er meist das, was er mit hinüber gebracht hat. Die deutschen Klubs führen gewöhnlich ein nur kümmerliches Dasein und deutsche Zeitungen giebt es — im ganzen Lande nur zwei oder höchstens drei. Die wenigen unserer Landsleute, die es in Australien überhaupt zu etwas gebracht haben, erreichten es auf Kosten ihrer nationalen Eigenart, d. h. sie wurden äußerlich,

*) Dies bezieht sich wesentlich auf die großen Städte beider Länder.

und wohl meistentheils auch innerlich, Engländer und dadurch dem Deutschthum, dem sie den Rücken kehrten, entfremdet. Natürlich giebt es auch hier rühmliche — aber wenige — Ausnahmen. Die Regel ist, wie ich gesagt habe.

Das Leben und Treiben in den Straßen Chicagos ist mehr ein lebhaftes und aufgeregtes wie buntes, und erinnert sehr an die Verhältnisse in New-York und London. Jedermann scheint beschäftigt zu sein. Müßiggänger giebt es nicht oder doch nur wenige. Selbst die Touristen, welche blos zum Vergnügen reisen, scheinen da zu fehlen. Die Zeitungsjungen, die Post-, Telegraphen- und Geschäftsboten eilen hin und her. Alles rennt und hastet. Jedermann kümmert sich nur um sich, Niemand kümmert sich um dich. Nur die „walking advertisements", d. h. jene traurigen Geschöpfe, welche auf der Brust, ihrem Rücken, ja selbst auf ihrem Hute Plakate tragen, die zu dem Besuche irgend eines Theaters, Konzertes oder Geschäftshauses einladen, nehmen sich für die gewissenhafte Erfüllung ihrer verantwortlichen Pflichten gemüthlich Zeit. Wohin wir auch sehen, überall starren uns die Annoncen entgegen. Die Häuser sind mit Schildern und Firmentafeln, auf denen die Namen der Geschäftsbesitzer meist in großen goldenen Buchstaben prangen, über und über besetzt, während die (freien) Bauplätze mit Ankündigungen aller Art besäet sind. Nicht wenige dieser Annoncen wenden sich an die menschliche Eitelkeit, d. h. sie preisen Seifen, Zahnpulver, Haar- und Bartmittel, sowie andere Verschönerungs- und Verjüngungsmittel an.

Wie das Auge in diesen lebhaften Verkehrswegen mehr Eindrücke empfängt als an anderen Orten, so natürlich auch das Ohr. Mehr noch als das Menschengewühl macht das Geräusch der Lastwagen, der Lärm der Pferde-, Kabel- und elektrischen Bahnen, am meisten aber das schwere und dröhnende Gerassel der Hochbahnen den Aufenthalt in den frequentirtesten Straßen ungemüthlich. Verlassen wir deshalb dieselben und biegen in einen Boulevard ein, in dem die Privatwohnungen der wohlhabenden Klassen stehen. Das Bild, welches hier uns entgegentritt, ist so ziemlich das entgegengesetzte von dem in den Hauptgeschäftsstraßen der Stadt. Während hier Alles in Bewegung und Aufruhr ist, herrscht dort vornehme Ruhe und Abgeschlossenheit, die sich oft fast bis zur Eintönigkeit steigert. Stolz, ja hochfahrend und

herrisch schauen die steinernen Riesen, welche die Boulevards an den Seiten einsäumen, zu uns herüber. Kein Lastwagen und keine Eisen- oder Pferdebahn entweiht diese Gegenden oder stört ihre Ruhe. Nur vereinzelte, elegante Equipagen rollen über die blanke, prächtig gehaltene Chaussee dahin. Zahlreiche Baumalleen, die indeß noch nicht zur vollkommenen Entwickelung gelangt sind, schmücken die Boulevards. Es sind herrliche und großartige Stadtbilder, die wir da zu sehen bekommen, wie sie großartiger selbst in New-York nicht zu finden sind.

Eine ganz spezielle Erwähnung unter den boulevardähnlichen Anlagen verdient die Michigan-Avenue, das Wohnviertel der Vieh- und Getreidenabobs, der Schweinefürsten, Bankprinzen, Eisenbahnkönige und sonstigen Geldmagnaten und Krösuse. Sie hat eine Länge von sieben Meilen (ca. zehn Kilometer) und weist zahlreiche Prachtbauten auf, welche in den verschiedensten Baustilen aufgeführt sind. Schweizer Häuser, Pariser Villen und Gebäude im gothischen, florentinischen und maurischen Stil bekommt man hier zu sehen. Außer der „5th Avenue" in New-York, die jedoch nicht so vornehm abgeschlossen liegt, wie die Michigan-Avenue, und außer dem schönen Toorakviertel in Melbourne, das zwar eine noch exklusivere Lage, aber bei weitem nicht die große Anzahl von Prachtpalais hat, wie die letzte, kenne ich kein Viertel irgend einer anderen Stadt, welches sich mit jener Avenue vergleichen könnte.

Nicht minder großartig, wie die Chicagoer Boulevards sind seine Parks angelegt. Freilich tragen die meisten von ihnen, ganz ähnlich wie die Boulevards, noch das Gepräge des Neuen und Werdenden. Ich erwähne hier den an den Michigansee angrenzenden Lincolnpark mit Statuen von Grant, Lincoln und Schiller (die letztere von Deutschen errichtet); ferner an den Jacksonpark, auf dem noch ein Theil der Ausstellungsgebäude steht, dann den Washington-, Douglas-, Garfield- und Humboldtpark, alles Anlagen, von denen eine jede eine schöne Zierde für irgend eine europäische Großstadt sein würde. Außer diesen größeren Parks ist noch eine große Anzahl kleinerer Anlagen und freier Plätze vorhanden, welche sich theilweise zwischen den Straßen, theilweise aber auch zwischen den Boulevards einschieben.

Ich glaube darauf verzichten zu dürfen, alle die kleineren und größeren Geschäftsunternehmungen und industriellen Etablissements, unter denen auch der Bau von Eisenbahnwaggons (Pullmanns Wagen) eine besonders hervorragende Stelle einnimmt, des Näheren anzuführen, möchte jedoch noch zwei kommerzielle resp. industrielle Unternehmungen und Anlagen erwähnen, welche wesentlich dazu beigetragen haben, die „Königin der Seen" zu jener Größe und Höhe zu erheben, die sie heute unter den Weltstädten einnimmt, und welche infolgedessen auch zu dem Interessantesten gehören, das sie aufweist.

Die eine dieser Anlagen ist der „Hafen" von Chicago. Er liegt an der Mündung des Flusses gleichen Namens in den Michigansee, ist durch großartige Dammbauten geschützt und stellt einen der größten Binnenhäfen der Welt vor, in den etwa 25000 Schiffe jährlich ein- und auslaufen mögen. Den Hafendamm entlang sind etwa dreißig ungeheure, acht bis neun Stockwerk hohe Getreidespeicher errichtet, welche über dreißig Millionen Bushel (Garben) aufnehmen können. Das theilweise schon gemahlene Getreide wird auf Eisenbahnwaggons in die Speicher eingefahren, vermittelst Hebevorrichtungen in die Höhe gezogen, und auf der anderen Seite durch Röhren in bereitstehende Schiffe, welche hart an der Mauer anlegen, wieder herab gelassen.

Die andere Anlage sind die „Viehhöfe" oder „Stock-Yards". Sie umfassen ein Areal von 350 Hektar und sind mit Ställen für eine Armee von 150000 Schweinen und 25000 Rindern versehen. Es werden hier jährlich auf den Markt gebracht und theilweise geschlachtet: zwei Millionen Schafe, vier Millionen Rinder, gegen zehn Millionen Schweine und 100000 Pferde. Das größte der Schlachthäuser, die Firma Armour & Co. allein, befördert täglich etwa 6000 fröhliche Rüsselthiere ins Jenseits..... Welch' enorme Ziffern!

In der That! In Amerika scheint Alles in großem Maßstabe vertreten zu sein und ausgeführt zu werden. Es ist das „Land der großen Dimensionen und Zahlen", das „Land der unbegrenzten Möglichkeiten", wie man es neuerdings genannt hat. Der Leser ist sich dessen wohl schon zum größten Theil bewußt. Nichtsdestoweniger erlaube ich mir, die am meisten in die Augen fallenden Belege hierfür noch einmal zusammen zu tragen und vorzulegen:

Amerika*) hat neben der größten räumlichen Ausdehnung auch die bedeutendste Einwohnerzahl, die ein kultivirter Staat aufweist, und die bevölkertsten Städte — London ausgenommen. Seine Städte haben die längsten**) und breitesten Straßen, und diese wiederum besitzen die größten Hotels, Engros- und Detailgeschäfte, sowie die höchsten Bureaugebäude***) — sogenannte Wolkenkratzer. Man sieht dort auch die größten Konditoreien und Cafés, sowie die geräumigsten Barbierläden und Schuhputzersalons.

Amerika besitzt ferner das größte Eisenbahnnetz, sowie auch das bedeutendste Hochbahnsystem der Welt.

Außerdem sind in Amerika mit wenig Ausnahmen die größten Stahl- und Eisenwerke und sonstigen industriellen Etablissements†), wie Schlächtereien, Brauereien 2c. zu finden.

Es erzeugt die meiste Baumwolle und steht auch in dem Anbau von Getreide, besonders von Mais, Hafer und Kartoffeln so ziemlich oben an.

Es besitzt die ergiebigsten Oel- und Petroleumquellen, sowie — theilweise neben Australien — die bedeutendsten Kohlen-, Gold-, Silber-, Queckſilber- und Kupfergruben.

In landschaftlicher Beziehung weist Nordamerika die meisten und höchsten Berge auf — den Himalaja und die Anden ausgenommen. Es wird von den bedeutendsten Strömen durchzogen, (vom Amazonenstrom abgesehen), während andererseits auch wieder die tiefsten und längsten Schluchten, die höchsten und breitesten Wasserfälle und die größten Gletscher††) und Geyser dort zu schauen sind.

Die größten Feuersbrünste, verderblichsten Ueberschwemmungen, heftigsten Land- (Tornados) und Schneestürme (Blizzards) werden

---

*) Ich habe hier natürlich Nordamerika, speziell die Vereinigten Staaten im Auge.

**) Halstedt Street in Chicago soll eine Länge von 23 englischen Meilen (= ca. 35 Kilometer) haben.

***) Park Row Building in New-York ist 32 Stockwerk hoch.

†) In der Fabrik „Burnham", Williams & Co, Locomotive Works, Philadelphia, z. B. werden in diesem Jahre ungefähr 1500 Lokomotiven hergestellt werden.

††) Siehe Seite 203 Anmerkung.

von Amerika aus gemeldet, wie dort auch die bedeutendsten Eisenbahnunfälle zu verzeichnen sind.

In Folge seiner großen Flüsse hat Amerika auch die größten Brücken.

Es hat wohl auch die meisten Kirchen*), entsprechend seiner großen Anzahl von Sekten**) und frommen Männern***).

In Amerika werden gegenwärtig die zahlreichsten Erfindungen, sowie die meisten und ansehnlichsten Vermögen erworben oder verloren. Es zählt auch die meisten und ausgedehntesten geschäftlichen Zusammenschlüsse, Kartelle, Rings, Syndikate und Trusts. Andererseits hat es auch wieder die umfassendsten Strikes und gebiert die größten Exzentrizitäten†), wovon die Modenarrheiten, Glaubensheilungen (faith cures) ꝛc. schlagende Beispiele sind.

Nirgends werden soviel Verlöbnisse gefeiert und wieder aufgehoben, und nirgends soviel Ehen geschlossen, aber auch wieder gelöst, wie dort††). Und keine Nation (mit Ausnahme von England und Deutschland) ist produktiver in Bezug auf Nachkommenschaft wie die große amerikanische!

---

*) Groß-New-York hat jetzt nach Neve 1375, Chicago 892 Kirchen; — was aber noch auffallender ist, sie sind alle voll.

**) Amerika hat nach Max O'Rell 189, England nur 185 Sekten.

***) Ob die äußere Bethätigung der religiösen Richtung, wie man sie in Amerika so häufig beobachten kann, der Ausdruck innerer religiöser Ueberzeugung und sittlicher Erhebung, oder gewöhnlich nur formeller Natur ist, will ich dahingestellt sein lassen. Jedenfalls spielt in Amerika, wie in England, die Heuchelei eine große Rolle, wie sich denn überhaupt die Bevölkerung beider Länder gerne in Extremen bewegt.

†) So ist es z. B. neuerdings bei dortigen Damen Sitte geworden, das Bildniß ihres Anbeters vermittelst eines chemischen Prozesses auf ihren Körper (meist auf den Arm) auftragen zu lassen. Diese ingeniöse Prozedur hat, nebenbei gesagt, noch den Vortheil, daß sie nicht für ewig bindet. Denn da das Bild schon nach einigen Monaten wieder verblichen ist, so steht es der glücklichen Dame frei, dasselbe wieder frisch auftragen oder durch ein anderes ersetzen zu lassen.

††) Im Jahre 1887 entschied der „Court of Divorce", in Chicago, auch „divorce mill" (Scheidungsmühle) genannt, nicht weniger als 681 Ehescheidungsklagen Da sich seit jener Zeit die Stadt an Einwohnerzahl etwa verdoppelt hat, so dürfte die Zahl 1000 pro Jahr für derartige Fälle, welche dort vor das Tribunal zur Enscheidung kommen, nicht zu hoch gegriffen sein.

Diese Aufzählung ließe sich leicht noch fortspinnen, aber bedarf es noch mehr Beweise, daß Amerika das Land der „großen Dimensionen und Zahlen“ ist? Fürwahr! Wenn wir einen auch nur ganz oberflächlichen Blick auf die amerikanischen Verhältnisse werfen, wenn wir vor Allem den Reichthum des Landes an mineralischen Bodenschätzen und landwirthschaftlichen Produkten in Betracht ziehen, wenn wir ferner seine industriellen Vervollkommnungen und Errungenschaften, sowie die Fortschritte, welche das Land in den letzten Jahrzehnten auch in der Errichtung von Schulen, technischen Lehranstalten und anderen der geistigen Ausbildung gewidmeten Instituten gemacht hat, berücksichtigen, wenn wir weiter in Erwägung ziehen, daß der Amerikaner in seinen Unternehmungen praktischen Sinn, Energie, Fleiß und Ausdauer zeigt, womit nicht selten ein gewisser sittlichreligiöser Ernst und sehr häufig die Tugend der Enthaltsamkeit von den die körperliche und geistige Arbeitskraft beeinträchtigenden geistigen Getränken verbunden ist*) so kann es nicht Wunder nehmen, wenn bei dem einen oder anderen von uns, auch ohne daß er zu pessimistischen Anschauungen geneigt wäre, eine gewisse Kleinmüthigkeit und Verzagtheit sich offenbaren. „Werden die Kulturstaaten der alten Welt für die Dauer im Stande sein, mit dem in magischer Schnelligkeit sich fortentwickelnden Riesenstaate „Union“ im Wettbewerbe der Nationen zu konkurrieren?“ wird Mancher von uns sich fragen.

---

*) Natürlich kann nicht in Abrede gestellt werden, daß das Uebel der Trunksucht auch in Amerika vorhanden ist. Auf der anderen Seite jedoch ist dort das Abstinenzlerthum nicht nur in den besseren oder mittleren, sondern selbst in den Arbeiterklassen mehr verbreitet, wie in irgend einem anderen Lande der Welt. Es giebt dort nicht nur kleinere Bezirke oder Städte wie das schon erwähnte Colorado Springs, sondern ganze Staaten, wie z. B. Jowa, welche das „Prohibitionsgesetz“ d. h. das Verbot geistiger Getränke angenommen haben. Wenn ich nicht irre, so ist — oder war wenigstens — dieses Gesetz auch in „Südkarolina“ (Charleston) rechtskräftig. Damit ist freilich nicht gesagt, daß in den betreffenden Gegenden jede Möglichkeit ausgeschlossen sei, sich geistige Getränke zu verschaffen. Abgesehen davon, daß das Verbot vielfach umgangen wird und geheime Niederlagen existiren, so ist der Verkauf von solchen den Pharmacien gestattet. Wer nun glaubt, ohne seinen gewohnten „Spitz“ nicht auskommen zu können, der kann sich einen solchen, allerdings mit einem Aufschlage von etwa 250 Prozent, *flaschenweise* aus der nächsten Apotheke holen.

In Amerika sitzt eine Gottheit auf dem Throne, die eine dreifache Krone trägt und die an Größe, Glanz und Macht die meisten in anderen Ländern sich befindlichen rivalisirenden Gottheiten von demselben Charakter überstrahlt. Sie repräsentirt „Landwirthschaft", „Handel" und „Industrie". Diese Gottheit ist fortwährend im Wachsen begriffen; und wenn sie noch einige Dezennien fortfährt, sich so zu vergrößern und aufzublähen, wie sie das in der letzten Zeit gethan, so wird sie allmählich zu einem ungeheuren Riesenmoloch auswachsen, welcher seine schwächeren Nebenbuhlerinnen verschlingt und in sich aufnimmt. Dann freilich muß es sich erst zeigen, ob dieser übermäßig angefüllte Moloch auch fähig sein wird, Alles zu verdauen, was er verschlungen hat, und ob er nicht schließlich an seiner eigenen Gefräßigkeit und Uebersättigung zu Grunde gehen wird!

Gewiß! Es ist schon heutzutage jenseits des Ozeans nicht Alles eitel Gold und Licht. Auch Amerika hat seine Schattenseiten, wie alle anderen Kulturstaaten der Erde. Die Korruption, die dort nicht selten in niederen und höheren Beamtenkreisen herrscht, die sprichwörtlich gewordene Bestechlichkeit der Polizei*) und anderer kommunaler Behörden, der fast ständige Kampf zwischen organisirtem Kapital und organisirter Arbeit, die häufigen enormen Arbeiterstreiks in den verschiedensten Industriezweigen und die Zügellosigkeit der Ausständischen bei solchen Gelegenheiten, welche nicht nur den gleichmäßigen ruhigen Entwicklungsgang der Geschäfte hemmen, sondern sogar in Folge der gesetzlichen Ausschreitungen, von denen sie begleitet sind, die Freiheit, das Eigenthum und selbst das Leben des Einzelnen mitunter in hohem Grade gefährden; ferner der Mangel an Respekt vor der Autorität überhaupt, weiter die Ueberfluthung des Landes mit unbeliebtem, schwarzem und gelbem Menschenmaterial, endlich das berüchtigte, bis heute noch nicht gänzlich unterdrückte Lynchverfahren, das ein wahrer Hohn auf die amerikanische Gesetzgebung ist, —

*) Ueber diesen Punkt und andere, im Besonderen sittliche Zustände der amerikanischen Nation hat neuerdings Felix Baumann in einer interessanten Schrift, betitelt „Im dunkelsten Amerika" Aufschlüsse gegeben, welche dazu angethan sein dürften, dem unparteiischen Beobachter manche Bedenken betreffs des dort in den höheren und niederen Gesellschaftskreisen herrschenden moralischen Tones einzuflüstern.

das alles sind wunde Punkte im großen amerikanischen Staatenbund, die vor der Hand nur wenig Aussicht auf Beseitigung gewähren, und deren Ernst in ihren späteren Folgewirkungen auf die gedeihliche Fortentwicklung der Union nicht unterschätzt werden darf.

Dazu kommt noch eine nicht unbedeutende Anzahl kleinerer Mißstände und Uebel, welche jenseits des Ozeans im politischen, gesellschaftlichen und häuslichen Leben nur zu häufig in die Erscheinung treten und einen weiteren Beweis dafür liefern, daß auch das vielgepriesene freie Amerika für jeden Erdenbürger nicht geradezu immer als ein irdisches „Paradies" betrachtet werden kann. Hier möchte ich vor Allem an die große Rolle erinnern, welche dort der allmächtige Dollar fast überall, ja selbst bei den politischen Wahlen spielt; ferner an die mangelhafte Reverenz der dienenden Klasse und Arbeiter dem Arbeitgeber gegenüber, dann an die mangelhafte Ausarbeitung und Durchführung der Arbeitergesetzgebung, insbesondere aber an die ungenügende Regelung der Kinderarbeit, endlich noch an die dort herrschende große Dienstbotennoth, welche viele Familien verhindert, sich ein eigenes gemüthliches Heim zu gründen und zwingt, anstatt dessen in einem Hotel Unterkunft zu suchen ꝛc. ꝛc.

Ein etwa achttägiger Aufenthalt in Chigago genügte, um mich wenigstens einigermaßen mit den äußeren Verhältnissen dieser Riesenstadt vertraut zu machen; und als ich aus derselben auf der Lake Shore und Michigan South Railway in der Richtung nach Toledo hinausfuhr, fühlte ich in mir eine gewisse Befriedigung und Erleichterung; denn sich in solchen gigantischen Verkehrszentren herumzutreiben, ist für den Touristen, welcher die Natur liebt, gewiß keine Erholung, sondern eher eine Aufgabe, die ihm erst Vergnügen bereitet, wenn er sie hinter sich hat. In Toledo hatte der Zug das südwestliche Ufer des Lake Erie erreicht. Theilweise auf Dämmen, welche innerhalb des südlichen Ufers des Sees errichtet waren, dahingleitend, durcheilte er die schönen und wichtigen Städte Sandusky, Cleveland, Erie und Buffalo, um mich bald darauf in Niagara Falls, dem vorletzten Ziele meiner zweiten Weltumsegelung, abzusetzen.

Mein Puls ſchlug raſcher, als ich mich den Fällen näherte, und meine Erwartungen waren groß; dieſe aber wurden von der Wirklichkeit noch übertroffen. Es fehlen mir die Worte, um der inneren Bewegung Ausdruck zu geben, die mich beim Anblick dieſes größten und ſchönſten Kataraktes, welcher der ziviliſirten Welt bekannt iſt, erfaßte; die Feder iſt zu ſchwach, um die Schönheit und Großartigkeit der Szenerie, welche ſich hier dem Beſchauer darbietet, zu beſchreiben, und der Geiſt zu beſchränkt, um die ungeheure Kraft, die in dieſen Fällen verborgen liegt, zu begreifen.

Die Niagarafälle (indianiſch „Donner der Waſſer") beſtehen aus zwei Hauptarmen, wovon der öſtliche oder amerikaniſche Fall — auch Fort Schloſſer genannt — 322 Meter und der weſtliche, das iſt der Horseshoe- (Hufeiſen-) oder Canadafall 915 Meter breit iſt. Die Höhe der Fälle beträgt ca. 50 Meter. Beide Fälle werden durch das Goat- (Ziegen-) oder Iriseiland von einander getrennt. Eine auffallende Erſcheinung in dem äußeren Umriß des Hufeiſenfalls iſt ſein Zurückweichen im Zentrum, welches durch Wegwaſchen von Felsſtücken bedingt wird, was vorausſichtlich mit der Zeit dem Falle eine mehr „V"förmige Geſtaltung geben wird.

Die Waſſermaſſen, welche ſich über den Abhang in die Tiefe herabſtürzen, ſind auf ca. 600 Millionen Kubikmeter pro Tag berechnet worden*) und ſollen eine Kraftmenge von 17 Millionen Pferdekräften darſtellen. Einige Kilometer unterhalb der Fälle befinden ſich die unteren Stromſchnellen oder „whirl pool rapids". Sie werden dadurch gebildet, daß hier der Strom, der über den Fällen eine Breite von über 1500 Fuß einnimmt, auf 80—90 Meter zuſammengedrängt wird. Direkt unterhalb der Stromſchnellen iſt der Strudel, welcher durch den Anprall (und folgenden Rückſtoß) der Stromwellen auf das linke Ufer des ſich plötzlich nach rechts wendenden Stromes entſteht. Es iſt eine tiefe wilde Schlucht, die ſich von hier aus nach dem Lewiſtonberge hinzieht und die Geſchichte ihrer direkten Umgebung iſt voll von erſchütternden und ſchaudererregenden Begebenheiten, Kämpfen und Schlachten, die hier zwiſchen den Indianern und neuen Anſiedlern,

*) Gutter's Guide giebt nur 296 Millionen Kubikfuß (engl.) an.

zwischen den Franzosen und Rothhäuten und zwischen den Engländern und Amerikanern geschlagen wurden.

Die Besichtigung der Fälle selbst kann von verschiedenen Seiten aus stattfinden, nämlich von Prospekt-Park oder von Goat-Eiland aus, das auf der amerikanischen Seite ein seitliches Vordringen hinter die riesenhaften Wasserschichten erlaubt, und auch einen günstigen Blick über die „American Rapids“ (oberen Stromschnellen) gestattet.

Weitaus die schönere Uebersicht über die Fälle ist jedoch von der kanadischen Seite aus. Man überschreitet die neue Hängebrücke, deren Boden sich 190 Fuß über das Wasser erhebt, und betritt den Viktoriapark, wo am sogenannten Inspirationspunkt eine glänzende Aussicht über den amerikanischen Fall und ein guter Ueberblick über den Hufeisenfall gewonnen werden kann. Den besten Ueberblick über den letzteren gewinnt man jedoch von einem Standpunkt aus, welcher einige hundert Meter von diesem Orte weiter entfernt liegt. Ein majestätisches Panorama, das die riesenhaften Salti mortale der herabstürzenden Wassermassen deutlich überblicken läßt, entrollt sich da vor unseren Augen, und wie fixirt starren sie auf das einzig dastehende, unvergleichliche Schauspiel, das sich ihnen hier bietet. Der wirkungsvolle Eindruck desselben wird noch erhöht durch ein dumpfes, fernem Donnerrollen ähnliches Getöse, das durch den Niedersturz und Aufprall der vom Abhang in einem fürchterlichen Chaos herabschießenden Fluthen hervorgebracht wird. Hier in der Tiefe finden die Wellen, nachdem sie kurz zuvor in den Rapids wild und stürmisch einherjagten, als wenn es gälte, die ganze Welt zu erobern, ihr selbst gegrabenes Grab, indem sie, vielfach gebrochen, sich in Millionen Atome zersplittern. Aber sie sammeln sich wieder und neuvermählt kommen sie aus der fürchterlichen Tiefe in die Höhe. Wüthender Gischt spritzt aus dem Schooße der sich aufbäumenden Fluthen empor! Ueber ihm entsteht ein feiner Schaum- und Sprühregen, gebildet aus Milliarden von zerstäubten Wassertheilchen, die aufwärts steigen, und sich zuletzt in weiße Flug- und Wolkenmassen verwandeln, welche sich verbreitern und langsam fortbewegen. Und wenn die goldenen Strahlen der Sonne diese duftigen Feuchtigkeitsmassen durchdringen, so blitzt am Fuße derselben ein Diamantenregen und über ihm entstehen in der Höhe

die schönsten Regenbogenbilder, welche hoch über den Fällen durch den blauen Aether dahinsegeln und langsam in der Ferne verschwinden.

Aber immer wieder tauchen neue Bilder auf, sodaß man häufig das erhabene Schauspiel von zwei, drei und mehr Regenbogen, die sich über der ungeheuren chaotischen Wassermasse bilden, zu gleicher Zeit genießen kann. Regenbogen? — Es sind majestätische, durch die klaren Luftschichten schwimmende Triumphbogen der Natur!

Der Beschauer steht hier wie gefesselt, erfüllt mit Bewunderung und Ehrfurcht vor der Großartigkeit und Erhabenheit der Natur, und unermüdlich sucht er das majestätische Zauberbild für immer seinem Geiste einzuprägen. Sein äußeres Auge empfängt die mächtigen Eindrücke und sendet diese getreu auf seine Retina; und diese wiederum wirft sie zurück an die Wand seines Gedächtnisses; und hier haften sie für alle Zeit, solange die Vernunft das Szepter führt! — Die Eindrücke, die er empfangen, sind unauslöschlich und unvergeßlich!

In sich gekehrt, aber zu gleicher Zeit auch in gehobener Stimmung geht er von dannen. Einer seiner Jugendträume und Jugendwünsche ist in Erfüllung gegangen. Er hat das schönste und größte Naturschauspiel gesehen, das die Erde vor dem Menschen aufführt, und das bedeutet für ihn — „leben fortan in einer größeren und schöneren Welt für immer"!

Fröstelnd bestieg ich wieder einen Wagen der New-York Central und Hudson River-Bahn; denn in diesen Gegenden ist es Mitte April noch kalt, wozu die Eishügel des Niagara nicht wenig beitragen mögen. Der Zug eilte durch den volkreichen Staat New-York, um Albany zu erreichen. Hier ein kurzer Aufenthalt. Das mächtige Dampfroß schickte sich zu erneuter, freudiger Thätigkeit an; und bald darauf donnerte der schwere Wagentroß wieder entlang durch das schöne und fruchtbare Thal des romantischen Hudsonstromes, an üppigen Feldern, freundlichen Landhäusern und Gärten und schön bewaldeten Hügeln vorüber, bis er nach $3^1/_2$stündiger, ununterbrochener Fahrt zum Stillstand kam. Mein letztes Ziel, New-York, war erreicht.

New-York, die stolze Empire City, die Metropole der neuen Welt und „Herrscherin über Land und Meer", wie Hesse-Wartegg es nennt! Was soll ich sagen über New-York, diese Millionenstadt und Stadt der Milliardäre! Was erzählen über seinen Hafen, seinen Broadway und seine Wallstreet; über seine Hochbahnen, Brücken, Parks, Avenues und freien Plätze? Was berichten über seine Denkmäler, Marmorpaläste, himmelanstrebenden Bauten und vergoldeten Häuser- und Tempelkuppen? ....

New-York ist, gleich San Franzisco, großartig und schön. Ja, es verdient diese beiden Attribute mehr wie irgend eine andere Stadt der Welt. Mögen Andere anderer Ansicht sein; ich halte New-York in Anbetracht seiner Anlage, Bauten und Umgebung — und ohne Rücksicht auf seine sozialen Verhältnisse — für die schönste Stadt auf dem Erdglobus.

Als ich kurz vor meiner Abreise in meine Heimath auf der Brooklyn-Brücke stand, diesem Meisterwerke der Ingenieurkunst des vergangenen Jahrhunderts, deren Errichter einen deutschen Namen trägt, und, an ihre Brüstung gelehnt, meine Blicke über den Stadt-Koloß, an dessen westlichem Ende die Wasser des majestätischen Hudson glänzten, und seinen unvergleichlichen Hafen schweifen ließ, während aus dem vor und unter mir liegenden Häusermeere herauf dumpfes Tosen, Lärmen und Rasseln an meine Ohren drang, konnte ich mich einer Mischung seltsamer Empfindungen und Gefühle, welche die Mitte hielten zwischen Neugierde, Staunen, Begeisterung und Wehmuth, nicht erwehren:

So mögen die Völker einst vor Jahrtausenden im fernen Osten am Euphrat gehaust haben! So mögen ihre stolzen Schiffe seine Fluthen durchschnitten, so mag im alten Babel der Menschenstrom die Straßen durchwogt haben! So mag jeder Einzelne, angespornt von Durst nach Ehrgeiz und von Hunger nach Gold in fieberhafter Aufregung hin und her geeilt sein! So mögen sie Block auf Block gewälzt, Stein auf Stein geschichtet und Balken auf Balken gethürmt haben, bis solche in die Wolken strebenden Riesenbauten sich erhoben, wie die, welche vor meinen Augen stehen!

Was ist die Ursache und das Ziel all dieses rastlosen Hastens, Strebens und Schaffens? Was ist der Zweck unseres Daseins

und was bedeutet das ganze große Getriebe der Welt und der Natur, das ewig wechſelt und ſich doch ewig wiederholt?

Jahre kommen und laufen ab. Neues Land taucht täglich aus dem Meere hervor, während altes verſchwindet. Neue Städte blühen auf und alte zerfallen. Und neue Geſchlechter erſtehen, während andere gehen, gleich dem einzelnen Menſchen, dieſem Atom von Staub, das ein Zufall geboren und der leichteſte Windhauch verweht!

„Homines pereunt, at humanitas perstat“*).

*) Die Menſchen ſterben, aber die Menſchheit lebt fort.

Demnächst wird erſcheinen:

Diätetisches

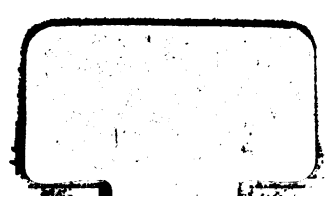
und

Hygienisches

(Indigeſtion und nervöſe Dyspepſie)

Mediciniſch-humoriſtiſche Bruchſtücke

von

Dr. med. A. Lurz, Dresden.

DEC 15 1978